

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt 1/2 2017 (30. Jahrgang)

Schwerpunkt „Digital Humanities und biographische Forschung“
herausgegeben und eingeleitet von Almut Leh und Eva Ochs

Mit Beiträgen von

*Agnès Arp, Anne Baillot, Anna Busch, Felix Engel, André Epp, Gabriele Fröschl, Michael Gref,
Matthias Hemmje, Joachim Köhler, Mareike König, Almut Leh, Cord Pagenstecher, Munir Salman,
Loretta Walt und Florian Windhager*

Weitere Beiträge:

Christoph Becker-Schaum und Anastasia Surkov
Die zweite Generation der Grünen. Ein Gruppenportrait

Lucas Hardt

Zwei Algerienkriege im Saarland? Innenansichten aus einem Rückzugsgebiet des FLN

Alexander Freund

GI Hans in Korea. Militär und Migration in der deutschen Nachkriegszeit

Roman Töppel

„Soldaten wie andere auch, nur ein bisschen besser“. Das Selbstbild von Veteranen der Waffen-SS

Agnès Arp

Annäherung an die Gewalterfahrungen ehemaliger Heimkinder aus DDR-Spezialheimen
Eine Oral History-Untersuchung

Isabelle-Christine Panreck

Politikwissenschaftliche Werkbiographieforschung. Erkenntnisinteresse und Forschungsperspektiven

Felicitas Söhner

Methodische Problemfelder und ethische Implikationen der zeitzeugenbasierten Historiographie
Ein Erfahrungsbericht

Michael Kitzing

Landesgeschichte und Biographie

Zu den Potentialen von landeshistorisch-biographischen Nachschlagewerken

Literaturbesprechung



Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 1/2 2017 (30. Jahrgang)

Schwerpunkt „Digital Humanities und biographische Forschung“
herausgegeben von Almut Leh und Eva Ochs

Almut Leh und Eva Ochs

Digital Humanities und biographische Forschung
Positionsbestimmungen und Analysen. Einleitung zum Schwerpunkt3

Mareike König

Digitale Methoden in der Geschichtswissenschaft
Definitionen, Anwendungen, Herausforderungen7

Anne Baillot und Anna Busch

Vernetzung – Erzählung – Kollation
Digitale Methoden in der Biographieforschung22

André Epp

(Un-)Möglichkeit computergestützter Narrationsanalyse
Zur Anwendung von QDA-Software in der Biographieforschung30

Joachim Köhler, Michael Gref und Almut Leh

KA³. Weiterentwicklung von Sprachtechnologien im Kontext der Oral History44

Florian Windhager

Choreographien der Existenz
Zur multimodalen Erweiterung biographischer Forschung und Lehre
durch Verfahren der visuellen Analyse und Synthese60

Cord Pagenstecher

Oral History und Digital Humanities76

Munir Salman, Felix Engel, Almut Leh und Matthias Hemmje
Informationstechnologische Unterstützung der Archivierung
biographischer Interviews und Erinnerungszeugnisse92

Gabriele Fröschl
„Mein Leben – ins Archiv projiziert“
Drei audiovisuelle Interviewprojekte und Quellensammlungen
in der Österreichischen Mediathek101

Loretta Walz
Biographische Dokumentationen im Film. Über die Abbildung von Menschen115

Weitere Beiträge

Christoph Becker-Schaum und Anastasia Surkov
Die zweite Generation der Grünen. Ein Gruppenportrait130

Lucas Hardt
Zwei Algerienkriege im Saarland?
Innenansichten aus einem Rückzugsgebiet des FLN166

Alexander Freund
GI Hans in Korea. Militär und Migration in der deutschen Nachkriegszeit181

Roman Töppel
„Soldaten wie andere auch, nur ein bisschen besser“
Das Selbstbild von Veteranen der Waffen-SS.....213

Agnès Arp
Annäherung an die Gewalterfahrungen ehemaliger Heimkinder
aus DDR-Spezialheimen. Eine Oral History-Untersuchung235

Isabelle-Christine Panreck
Politikwissenschaftliche Werkbiographieforschung
Erkenntnisinteresse und Forschungsperspektiven259

Felicitas Söhner
Methodische Problemfelder und ethische Implikationen der zeitzeugenbasierten
Historiographie. Ein Erfahrungsbericht.....273

Michael Kitzing
Landesgeschichte und Biographie
Zu den Potentialen von landeshistorisch-biographischen Nachschlagewerken.....290

Literaturbesprechung

Johanna Gehmacher, Klara Löffler (Hg.): Storylines and Blackboxes.
Autobiographie und Zeugenschaft in der Nachgeschichte von
Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg (*Verena Haug*).....304

Autorinnen und Autoren dieses Heftes308

Digital Humanities und biographische Forschung

Positionsbestimmungen und Analysen

Einleitung zum Schwerpunkt

Almut Leh und Eva Ochs

Die Beiträge des Themenschwerpunktes dieses Heftes gehen auf eine Tagung zurück, die unter dem Titel *Digital Humanities und biographische Forschung. Positionsbestimmungen und Analysen* im Juni 2017 im Institut für Geschichte und Biographie der Fern-Universität in Hagen stattfand. Die Tagung beschäftigte sich mit zentralen Fragen der historisch-biographischen Forschung in Anbetracht der zunehmenden Digitalisierung der Geisteswissenschaften mit besonderem Fokus auf die konkrete Bedeutung des *digital turn* für Forschungsfelder der Biographieforschung.

Die rasante und nahezu alle Lebensbereiche umfassende Digitalisierung macht auch vor den Geisteswissenschaften nicht halt. Allerdings trifft diese Entwicklung hier nicht immer und überall auf große Begeisterung. Gerade in den Geisteswissenschaften ist die Abwehr gegenüber technischen Neuerungen noch weit verbreitet. Zwar gehören Computer und Internet auch hier zum Arbeitsalltag, werden aber vielfach eher konservativ als reine Schreibgeräte, bestenfalls noch zur Datenverwaltung bzw. zur Recherche eingesetzt. Eine positive Neugier oder gar solide Kompetenz im Umgang mit den neuen Informationstechnologien ist bis heute unter GeisteswissenschaftlerInnen – wenn man von der Computerlinguistik einmal absieht – die Ausnahme.

Die Digital Humanities signalisieren demgegenüber den Aufbruch geisteswissenschaftlicher Forschung in die digitale Welt. Ein Aufbruch, dessen Anfänge in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts zurückreichen, der in den letzten zehn Jahren aber an Dynamik gewonnen hat. Ausdruck findet diese Entwicklung in neuen Studiengängen und Professuren, Buchreihen und Fachvereinigungen wie dem Verband „DHD – Digital Humanities im deutschsprachigen Raum“, gegründet 2012, und entsprechenden Konferenzen (Näheres s. Thaller 2017).

An der Schnittstelle zwischen Informatik und Geisteswissenschaften angesiedelt, beschäftigen sich die Digital Humanities damit, „neue Entwicklungen in der Informatik auf ihre Verwendbarkeit in den Geisteswissenschaften zu prüfen oder eigenständig neue Verfahren zu entwickeln“ (Jannidis/Kohle/Rehbein 2017: XI). Interessant wird die Nutzung neuer Informationstechnologie vor allem dort, wo mit computergestützten Verfahren die Grenzen traditioneller Methoden überschritten werden und neues Forschungsterrain betreten wird. Sei es, dass in Untersuchungen viel größere Datenmengen eingebracht werden können und dadurch sogleich neue und andere Fragestellungen bearbeitbar werden; sei es, dass ganz neue Gegenstandsbereiche erschlossen werden, z.B. durch die Möglichkeit, nicht bewusste Spracheigentümlichkeiten zu beschreiben und

in großen Textkorpora nachzuweisen (Thaller 2017: 3). Die Digital Humanities verstehen sich als Agenten digitaler Methoden, indem sie innerhalb der geisteswissenschaftlichen Fachcommunity für deren Nutzung werben. Gleichzeitig reklamieren sie für sich den Anspruch, den Prozess der daten- und informationstechnologisch getriebenen geisteswissenschaftlichen Forschung selbstreflexiv und kritisch zu begleiten.

Mit unserer Tagung wollten wir die Möglichkeiten der Digital Humanities für die biographische Forschung beleuchten. Dabei ging es um unterschiedliche Quellengattungen, wobei doch lebensgeschichtliche, narrative Interviews in der Tradition der Oral History einen Schwerpunkt bildeten. Schaut man sich in den Digital Humanities um, stellt man schnell fest, dass diese ganz überwiegend die Erfordernisse von textlichen Daten im Blick haben, dass in geringem Maße auch Bilder und dreidimensionale Objekte eine Rolle spielen, audiovisuelle Daten – wie biographische, narrative Interviews – hingegen bisher kaum Berücksichtigung finden. Die Möglichkeiten der Auswertung, Dokumentation, Publikation, allgemein zugänglichen Bereitstellung und Archivierung audiovisueller Daten unter Anwendung moderner Informationstechnologien sind noch wenig erforscht und entwickelt. Derzeit basiert die wissenschaftliche Verbreitung und Nutzung dieser Daten weiterhin primär auf der Basis von Transkripten, also konvertiert ins schriftsprachliche Medium, so dass wesentliche Merkmale dieses Datentyps (Sprechmelodie, Stimmqualitäten, Gestik, Mimik etc.) verlorengehen.

Dabei stellen audiovisuelle Daten schon aufgrund ihres großen Umfangs besondere Herausforderungen dar für den flexiblen und systematischen Zugriff wie auch für eine zweckmäßige langfristige Speicherung. Aufgrund des Umfangs ist eine lokale Bereitstellung auf einem eigenen Rechner wenig zweckmäßig. Vielmehr bedarf es einer Arbeitsumgebung, in der flexibel online auf den gesamten Datensatz zugegriffen werden kann und je nach Bedarf Unterkorpora definiert werden können. Des Weiteren müssen die Daten auch für andere Forscher zwecks Verifikation sowie Fortführung und Erweiterung von Analysen zur Verfügung stehen. Dies erhellt, dass großer Bedarf besteht an Lösungen für die Archivierung wie auch für die Analyse solcher Daten, Lösungen, die der multimodalen Qualität dieser Daten Rechnung tragen.

Als zentrale Forschungseinrichtung im Bereich der historischen Biographieforschung wollte das Institut für Geschichte und Biographie mit der Tagung *Digital Humanities und biographische Forschung* die Bedeutung der Digitalisierung für Analyse, Edition und Archivierung biografischer Quellen beleuchten. Zwei Tage lang machten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus dem Feld der biographischen Forschung die Bedeutung des *digital turn* in den Geistes- und Kulturwissenschaften für ihre Projekte deutlich. Die Tagung war dabei transdisziplinär angelegt, neben HistorikerInnen waren auch SozialwissenschaftlerInnen, Literatur- und MedienwissenschaftlerInnen und Informatiker vertreten, die aus Deutschland und Österreich angereist waren.

Wie verändern die Digital Humanities den Umgang mit zentralen lebensgeschichtlichen Quellen wie Interviews, aber auch Autobiographien oder Tagebüchern und Briefen? Vereinfachen die Möglichkeiten der computergestützten Sprach- und Texterkennung die Quellenarbeit? Führen sie gar zu neuen Erkenntnissen? Kann die Visualisierung komplexer Datenstrukturen neue erkenntnisleitende Ziele und Fragen im Bereich der lebensgeschichtlichen Forschung generieren? Welche Fragen stellen sich in Zeiten rapiden technischen Wandels der digitalen Formate für die Langzeitarchivierung von biographischen Ton- und Filmdokumenten? Die Tagung gliederte sich entlang dieser

Fragen in vier Sektionen, wobei begleitend immer eine kritische Reflexion des Einsatzes digitaler Methoden im Forschungsprozess angeregt wurde.

In Sektion 1 ging es um erste „Positionsbestimmungen“ des Verhältnisses von biographischer Forschung und Digitalisierung. Bernhard Ebneith gab einen breiten Einblick in den Stand der digitalen Präsentation biographischer Daten und der Vernetzung historisch-biographischer Forschungsplattformen. Anne Busche und Anne Baillet veranschaulichten unter dem Titel *Vernetzung – Erzählung – Kollation* den Einsatz von digitalen Methoden bei der Erfassung und Interpretation eines historischen Briefwechsels. In der zweiten Sektion „Analyse und Visualisierung“ zeigte André Epp die Möglichkeiten, die eine mithilfe des Programms MAXQDA durchgeführte computergestützte Analyse eines lebensgeschichtlichen narrativen Interviews bieten kann. Für den gleichen Quellentypus demonstrierte Joachim Köhler den aktuellen Entwicklungsstand der automatischen Spracherkennung und deren Nutzbarkeit für die (semi-)automatische Transkription narrativer Interviews. Welche Bedeutung die dreidimensionale, grafische Visualisierung biographischer Daten für den Forschungsprozess haben kann, zeigte Florian Windhager mit seinen Space-Time Cubes am Beispiel ausgewählter Lebensläufe. Die dritte Sektion „Archivierung“ eröffnete am zweiten Tag Almut Leh und zeigte die Möglichkeiten der Nutzung des online gestellten Angebots des Archivs „Deutsches Gedächtnis“, in dem sich lebensgeschichtliche Audio- und Videodokumente befinden. Die Vorstellung dieses Archivs findet sich im gemeinsamen Beitrag mit Matthias Hemmje, Felix Engel und Munir Salman (siehe unten). und Cord Pagenstecher führte im Anschluss das umfangreiche online-Angebot des Interviewarchivs „Zwangsarbeit 1939-1945“ an der Freien Universität Berlin vor, das eine über 600 Personen umfassende Sammlung von Interviews mit Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen aus der Zeit des Nationalsozialismus bietet. Matthias Hemmje und Felix Engel präsentierten danach in der Form eines digitalen Tondokuments die vielfältigen Einsatzbereiche von digitalen Langzeitarchivierungssystemen, die sich die Geistes- und Kulturwissenschaften nutzbar machen können.

In der vierten und letzten Sektion „Dokumentation und Edition“ wurden unterschiedliche Sammlungen von Video-, Film- und Bildmaterialien vorgestellt. Gabriele Fröschl zeigte mit dem „Wiener Video-Rekorder“ als Teil der Österreichischen Mediathek ein digitales Langzeitarchiv für Heim- und Amateurvideos; Loretta Walz führte anhand ihres umfangreichen biographischen Filmmaterials Dimensionen der filmischen Präsentation von Lebensgeschichten vor. Den Abschluss bildete der Bericht über eine kollaborativ erstellte Webseite, auf der ein historischer Briefwechsel einschließlich des dazugehörigen Bildmaterials editiert und bearbeitet wurde. Leider konnte die Urheberin dieser Webseite und Präsentatorin, Christine Hartig, ebenso wie Bernhard Ebneith keinen Beitrag für diese BIOS-Ausgabe zusagen.

Dafür haben wir Mareike König um einen Beitrag gebeten, die bei der Tagung leider verhindert war. Ihr Text *Digitale Methoden in der Geschichtswissenschaft: Definitionen, Anwendungen, Herausforderungen* bietet eine gute Einführung mit besonderem Blick auf die Erfordernisse biographischer Forschung, so dass wir diesen Text den Tagungsbeiträgen vorangestellt haben.

Bei der Vorbereitung der Tagung sind wir von zahlreichen Kollegen und Kolleginnen immer wieder gefragt worden, was das denn eigentlich genau sei: Digital Humanities. Handelt es sich dabei um Grund- oder Hilfswissenschaften, ein konkretes For-

schungsfeld, eine neue Perspektive auf die Geisteswissenschaften oder gar eine eigenständige Disziplin? Diese Fragen lassen sich auch nach unserer Tagung und den hier veröffentlichten Beiträgen nicht abschließend beantworten. Sowohl als auch, manchmal das eine, manchmal das andere, abhängig von Fragestellungen und Zugangsweisen – kann hier unsere vorläufige Antwort nur lauten.

LITERATUR

Jannidis, Fotis, Hubertus Kohle und Malte Rehbein (Hg.) (2017): Digital Humanities. Eine Einführung, Stuttgart. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05446-3>

Thaller, Manfred (2017): Geschichte der Digital Humanities, in: Fotis Jannidis, Hubertus Kohle und Malte Rehbein (Hg.): Digital Humanities. Eine Einführung, Stuttgart.

https://doi.org/10.1007/978-3-476-05446-3_1

Digitale Methoden in der Geschichtswissenschaft

Definitionen, Anwendungen, Herausforderungen

Mareike König

„Why can a computer do so little?“, so lautete 1976 die auf den ersten Blick überraschende Frage von Roberto Busa, den man gemeinhin als den Vater der Digital Humanities bezeichnet (McCarty 2014: 289).¹ Tatsächlich steckt in diesem Satz eine der grundsätzlichen und bis heute gültigen Fragestellungen bezüglich des Einsatzes von Computern und digitalen Methoden in den Geisteswissenschaften: Geht es darum, effizienter zu sein, menschliche Arbeit zu vereinfachen und Arbeitskraft zu sparen? Oder können Computer uns dabei helfen, neue wissenschaftliche Fragestellungen zu generieren und alte Fragestellungen systematischer, tiefer und besser zu beantworten? Ist auch letzteres der Fall – und davon soll hier ausgegangen werden – dann muss man, wie Willard McCarty, die Frage weitertreiben und nicht nur fragen, warum Computer so wenig können, sondern überlegen, warum Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler so wenig mit Computern machen. Aber woher wissen wir eigentlich, dass es tatsächlich so wenig ist? Und: Wenn es nicht so wenig ist oder mehr sein könnte, warum machen wir es dann so (McCarty 2014: 293)?

Die Debatten um die Digital Humanities oder Humanities Computing, wie sie bis zu Beginn der 2000 Jahre hießen, sind zahlreich und gehen mehrere Jahrzehnte zurück. Aufsätze zu ihrer Definition stellen mittlerweile ein eigenes Genre dar. Jedes Jahr beim internationalen *Day of Digital Humanities* wird die Frage, „Was sind Digital Humanities?“ neu an die Fachcommunity gestellt – im Englischen übrigens im Singular: „What is Digital Humanities?“. Die mittlerweile über 800 Antworten, die zwischen 2009 und 2014 auf der gleichnamigen Website² gesammelt wurden, fallen sehr unterschiedlich aus und verlaufen nicht nur entlang disziplinärer Grenzen, sondern sind stark durch die je eigenen digitalen Praktiken und Projekte sowie die darin angewandten Methoden bestimmt. Folglich existieren fast so viele Antworten auf diese Frage, wie es Praktiker und Theoretiker der Digital Humanities gibt.

Die definatorischen Unschärfen dieses „ever emerging fields“, wie es im vor kurzem in zweiter Auflage erschienenen *New Companion to Digital Humanities* heißt (Schreibman/Siemens/Unsworth 2016: 659), und die darin verhandelten Spannungen sind viel-

1 Dieser Beitrag beruht in Teilen auf meinem Blogbeitrag „Was sind Digital Humanities? Definitionsfragen und Beispiele aus der historischen Forschung“, in: Digital Humanities am DHIP, 17.2.2016, <https://dhdhi.hypotheses.org/2642>, ist demgegenüber allerdings stark erweitert, aktualisiert und auf die biographische Forschung zugeschnitten. Alle Links wurden am 10.12.2017 zuletzt eingesehen.

2 What ist Digital Humanities?, <http://whatisdigitalhumanities.com/>.

fältig. Sie ergeben sich nicht nur – wie im einleitenden Zitat von Roberto Busa angedeutet – aus der Frage nach der Tiefe des Einsatzes von Computern, sondern unter anderem auch aus den folgenden Spannungen:

1. aus den grundlegenden methodologischen Spannungen zwischen Informatik und Geisteswissenschaften und damit zwischen quantitativer und qualitativer Forschung, zwischen vermeintlich objektiver Analyse und traditioneller Hermeneutik;
2. aus den Spannungen zwischen den verschiedenen Methoden der einzelnen geisteswissenschaftlichen Fächer;
3. aus den Spannungen zwischen denjenigen, für die es bei Digital Humanities überwiegend um das „Machen“ und Programmieren geht, und denjenigen, die darunter vor allem das „Reflektieren“ dieser neuen Praktiken und ihrer Auswirkungen verstehen;
4. aus den Spannungen zwischen stärker traditionell und stärker digital arbeitenden Forschenden und den jeweils zugrundeliegenden Fragen nach der Ausgestaltung unserer Wissenschaftskultur.

Wie so oft stellen diese bisweilen emotional aufgeladenen Spannungen nicht nur eine Zerreißprobe dar, sondern bieten auch eine Chance. Diese fundamentalen Definitionsfragen zu debattieren ist nützlich und sinnvoll, werden darin doch Ausgestaltung und Definition der geisteswissenschaftlichen Fächer generell verhandelt. Denn es geht bei den Digital Humanities in gleicher Weise darum, Kritik an den digital bedingten Änderungen unserer Wissenschaftskultur zu üben, und zu fragen, wie viele und welche dieser Änderungen wir überhaupt haben möchten und wie wir diese methodologisch und epistemologisch in Forschung und Lehre begleiten können (Moulin 2015).

Ausgehend von diesen Grundgedanken wird in diesem Beitrag zunächst eine breite Definition von Digital Humanities, basierend auf deren grundlegenden Charakteristika, angeboten. Diese wird anschließend anhand von Praxisbeispielen für drei zentrale Arbeits- und Forschungsfelder der Digital Humanities verdeutlicht, insbesondere mit Blick auf die Frage, was digitale Methoden zur biographischen Forschung beitragen können. Dabei werden notwendige Voraussetzungen benannt, um die Anwendung digitaler Methoden für die Analyse zentraler lebensgeschichtlicher Quellen zu fördern. In einem abschließenden Teil werden zentrale, mit dem digitalen Wandel verbundene Herausforderungen für die historische Forschung aufgezählt und resümiert, warum das Erarbeiten einer neuen digitalen Heuristik lohnenswert ist.

1. Grundlegende Charakteristika der Digital Humanities und disziplinäre Verortung

Systematisiert man die auf der Website des *Day of Digital Humanities* und in den unzähligen Aufsätzen zur Definition von Digital Humanities genannten Charakteristika, so lässt sich eine breite Definition der Digital Humanities ableiten, wie sie hier vertreten werden soll: Digital Humanities sind grundsätzlich transdisziplinär. Sie umfassen die Entwicklung, Anwendung und systematische Erforschung von digitalen Techniken, Methoden und Medien zur Beantwortung geisteswissenschaftlicher Fragestellungen.

Digital Humanities schließen Selbstreflexion insbesondere in Bezug auf digitale Forschungs-, Kommunikations- und Publikationsprozesse mit ein³.

Digital Humanities sind verortet zwischen Informatik und Geisteswissenschaften und sind daher per se inter- oder transdisziplinär. Sie umspannen alle geisteswissenschaftlichen Fächer, wobei dies je nach Disziplin in unterschiedlichem Ausmaß und mit unterschiedlich gewachsener Verwurzelung und verschiedenen Fragestellungen der Fall ist. Die Ursprünge reichen bis in die 1940er Jahre zurück und sind insbesondere in den Sprach- und Literaturwissenschaften zu finden, wo es überwiegend um computergestützte textbezogene Analyseverfahren geht. Hier ist das Sammeln von Daten – ob Texte, Bilder oder Objekte – ihr Auszeichnen, Katalogisieren, Ordnen und Vergleichen als wissenschaftliches Tun vor das Interpretieren gesetzt (Lauer 2013: 101 f.). Diese Traditionslinie prägt die Digital Humanities bis heute, angezeigt in den umfassenden Digitalisierungs- und digitalen Editionsprojekten, die zusammen mit Infrastrukturprojekten in großem Ausmaß das Geschehen und damit zugleich die gängige Vorstellung von Digital Humanities bestimmen.

Oftmals tendieren Forschungsprojekte in den Digital Humanities zu einer weiteren transdisziplinären Zusammenarbeit. Darin liegt eine Chance für die einzelnen geisteswissenschaftlichen Disziplinen, ist doch der *digital turn* bislang der einzige postulierte Paradigmenwechsel, der die geisteswissenschaftlichen Fächer gleichberechtigt in einen fruchtbaren Austausch miteinander bringt (Moulin 2015). Dies geschieht vor allem über computergestützte Methoden, prozesshafte Vorgehensweisen sowie über die Verbreitungswege der Resultate. Gleichzeitig gehen die Digital Humanities über die Einzelfächer hinaus und besitzen Merkmale einer eigenständigen Disziplin, ja erscheinen als „voll ausgereiftes eigenständiges Fach“ (Sahle 2015: 5). Es gibt Verbände wie etwa den 2012 gegründeten Verband *Digital Humanities im deutschsprachigen Raum* (DHd) oder den 2014 gegründeten Verband *Humanistica* für die französischsprachige Fachcommunity. Es existieren selbständige oder an Universitäten und Akademien angegliederte Kompetenzzentren wie das *Trier Center for Digital Humanities*, das *Cologne Center for E-Humanities* oder das *Zentrum für Informationsmodellierung* an der Universität Graz. Wichtige Akteure sind die großen national und europaweit agierenden Infrastrukturkonsortien wie DARIAH und Clarin, die digitale Forschungsinfrastrukturen für Werkzeuge und Forschungsdaten aufbauen und Materialien für Lehre und Weiterbildung im Bereich der Digital Humanities entwickeln. Die Zahl der DH-Lehrstühle, Masterstudiengänge und Ausbildungsprogramme nimmt stetig zu. Daneben existieren groß angelegte, finanzintensive Projekte, vielfältige Veranstaltungen von Workshops bis Tagungsreihen, eine umfangreiche Literatur über Theorie und Praxis der Digital Humanities, eigene Journals und eine lebendige, international agierende transdisziplinäre Fachcommunity neuen Typs. Diese ist zwar nach wie vor auf der Suche nach sich selbst und übt seit einigen Jahren Selbstkritik im Hinblick auf Inklusion und Diversität des „großen Zelts“ Digital Humanities. Zugleich profitiert sie jedoch von einer steigenden Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit und in den Medien und betreibt mittlerweile intensiv die Geschichtsschreibung des eigenen Fachs (Sahle 2015: 2 ff.).

Trotz dieser transdisziplinären und eigendisziplinären Merkmale sind Digital Humanities ebenso innerhalb eines Fachs angesiedelt oder verstehen sich als Teil davon. Sie tragen Kennzeichen einer Hilfs- bzw. Grundwissenschaft, ganz spezifisch bezogen

3 Grundlegende Definitionen bei: Baillot 2016; Gold /Klein 2016; Sahle 2015; Kirschenbaum 2012.

auf Methoden und Fragestellungen einer bestimmten Disziplin. Die Gretchenfrage, ob es sich bei den Digital Humanities um ein Forschungsfeld, eine eigene Disziplin, eine Sammlung an Methoden oder eine in den jeweiligen Disziplinen verankerte Grundwissenschaft handelt, sollte daher gar nicht abschließend beantwortet werden. Sie können all dies sein und sind es de facto auch. Offen bleibt freilich die Frage, in welche Richtung sich die Digital Humanities zukünftig in Abhängigkeit von Lehrstühlen, DH-Centren und Initiativen zur Einbindung digitaler Methoden in die universitäre Lehre auf der Ebene einzelner Fächer entwickeln werden.

2. Digitale Geschichtswissenschaft: Anwendungen und Praxisbeispiele

Ganz generell sind Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler heutzutage mit einer zunehmend digitalen Informationsversorgung und Informationsverarbeitung konfrontiert. Angefangen beim Schreiben von E-Mails, bei der Nutzung von Schreibprogrammen wie Word, bei der Recherche im Internet und in Online-Bibliothekskatalogen bis hin zum Organisieren von Primärquellen und Sekundärliteratur in speziellen Softwareprogrammen und der Wissenschaftskommunikation und -publikation in Webmedien. Diese Computeranwendungen für Recherche, Organisation, Schreiben, Präsentieren und Veröffentlichen sind Tätigkeiten, die Manuel Burghardt und Christian Wolf dem low-end-Bereich der digitalen Geisteswissenschaften zuordnen (Burghardt/Wolf 2014: 40). Demgegenüber steht der high-end-Bereich, der die qualitative und quantitative Analyse von Daten, Texten, Bildern und Objekten umfasst, die ohne den Einsatz von Computern nicht möglich wäre. Dazu zählen computergestützte Inhaltsanalysen etwa über Text Mining, Visualisierungen großer und komplexer Datenmengen, Semantic Web-Anwendungen sowie digitale Raum- und Netzwerkanalysen.

Historisch Forschende arbeiten folglich heutzutage alle digital, doch nur die wenigsten betreiben tatsächliche digitale Geschichtswissenschaft im high-end-Bereich. Das gilt auch für die biographische Forschung. Digitale Methoden können insbesondere bei den einer Analyse vorgeschalteten Arbeitsschritten und Workflows in der biographischen Forschung für effizientes Arbeiten sorgen, etwa im Bereich der computergestützten Sprach- und Texterkennung bei der Quellenarbeit. Wenn im Bereich der biographischen Forschung digitale Methoden bisher wenig zum Einsatz kamen, so könnte das auch daran liegen, dass digitale Geschichte oftmals auf einer Ebene operiert, die individuelle Akteure ausblendet. Dennoch bieten digitale Methoden für die Text-, Netzwerk- und Raumanalyse wichtige Ergänzungen für bisherige Arbeitsabläufe, Methoden und Analyseformen. Anhand von Praxisbeispielen aus drei verschiedenen Arbeits- und Forschungsfeldern der Digital Humanities wird im Folgenden die Anwendungsbreite dieser Methoden mit Blick auf die biographische Forschung verdeutlicht. Dabei stellen die Beispiele nur einen Ausschnitt der Möglichkeiten dar, die sich biographischer Forschung insgesamt bieten.

2.1 Digitalisierte Quellensammlungen und digitale Editionen

Primärquellen sind der Ausgangspunkt für die geisteswissenschaftliche Forschung. In den letzten zehn bis fünfzehn Jahren haben vor allem Massendigitalisierungsprojekte der Gedächtnisinstitutionen den Zugang zu diesen Quellen radikal verändert. Quellen, seien es Texte, Bilder oder Artefakte, stehen in zunehmendem Maße digital und damit orts- und zeitunabhängig zur Verfügung. Forschende können folglich immer größere

Datenmengen durchsuchen und – wenn die Voraussetzungen es zulassen – nutzen oder auch nachnutzen.

Das größte und bekannteste Digitalisierungsprojekt ist *Google Books*: die Digitalisierung von Millionen gedruckter Bücher.⁴ Die Österreichische Nationalbibliothek digitalisiert ihrerseits im Projekt *ABO Austrian Books Online* in Kooperation mit Google ihre gesamten gedruckten Bestände, die in den Jahren 1500 bis 1875 erschienen sind.⁵ Zeitschriften und Zeitungen der Österreichischen Nationalbibliothek sind im Projekt *ANNO – AustriaN Newspapers Online* mit einer *moving wall* von 70 Jahren d.h. derzeit bis Erscheinungsjahr 1947 online frei zugänglich, teilweise sogar mit automatisierter Schrifterkennung erfasst und damit im Volltext durchsuchbar.⁶ In Frankreich stehen große Teile des Bestands der Bibliothèque nationale de France in der Online-Bibliothek *Gallica* zur Verfügung, mit einem Schwerpunkt auf Literatur und Zeitschriften des 19. Jahrhunderts.⁷ In fast allen europäischen Ländern sind in den letzten Jahren digitale Nationalbibliotheken entstanden, oftmals mit dem Ziel, die gesamte gedruckte Literatur eines Landes innerhalb der Grenzen des Urheberrechts online zugänglich zu machen. Neben den Projekten, die dem Open Access verpflichtet sind, existieren kostenpflichtige Angebote mit erheblichen Zugangsschranken wie die Plattform *Early English Books Online* mit den Scans von rund 132.000 Titeln englischer Bücher von der Erfindung des Buchdrucks bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.⁸

Daneben gibt es unzählige weitere kleinere oder größere Digitalisierungsprojekte von Forschungseinrichtungen, Bibliotheken, Archiven und Museen. So digitalisiert die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften im *Deutschen Textarchiv* deutschsprachige Texte aus der Zeit von ca. 1650 bis 1900.⁹ Das Digitale Deutsche Frauenarchiv sammelt Digitalisate, Bestandsdaten und weiterführende Informationen zur Frauenbewegungsgeschichte in Form eines Fachportals.¹⁰ Das Deutsche Historische Institut Paris hat den gut 11.000 Seiten umfassenden handschriftlichen Briefwechsel der französischen Schriftstellerin Constance de Salm (1767-1845) digitalisiert, inhaltlich erschlossen und der Forschung online zugänglich gemacht.¹¹ In der Deutschen Digitalen Bibliothek¹² und in der europäischen digitalen Bibliothek Europeana¹³ treffen sich viele dieser Digitalisierungsprojekte wieder; über einen gemeinsamen Such-einstieg kann hier auf das digitalisierte Kulturerbe Deutschlands bzw. Europas zugegriffen werden.

Da es sich bei diesen Digitalisierungsprojekten vielfach um ambitionierte großangelegte Unterfangen handelt, wird allzu leicht vergessen, dass auch sie eine Auswahl treffen und – bisweilen aufgrund von rechtlichen Beschränkungen – nur einen kleinen

4 Google Books, <https://books.google.de/>.

5 ABO Austrian Books Online, <https://www.onb.ac.at/digitale-bibliothek-kataloge/austrian-books-online-abo/>.

6 ANNO – AustriaN Newspapers Online, <http://anno.onb.ac.at/>.

7 Gallica, <http://gallica.bnf.fr/>.

8 Early English Books Online, <https://eebo.chadwyck.com/home..>

9 Deutsches Textarchiv, <http://www.deutschestextarchiv.de/>.

10 Digitales Deutsches Frauenarchiv, <https://digitales-deutsches-frauenarchiv.de/start>.

11 Die Korrespondenz der Constance de Salm (1767-1845), <http://www.constance-de-salm.de/>.

12 Deutsche Digitale Bibliothek, <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/>.

13 Europeana, <https://www.europeana.eu/portal/de>.

Teil des kulturellen Erbes zugänglich machen. Derzeit sind nur rund 4 Prozent der Sammlungen der europäischen Gedächtnisinstitutionen digitalisiert. Etwa 17 Prozent der historischen Zeitungen liegen digital vor. Nur etwas über die Hälfte der Digitalisate sind mit standardisierten Metadaten ausgezeichnet. Von einer vollständigen Digitalisierung des europäischen Kulturerbes, die im Übrigen rund 100 Milliarden Euro kosten würde, sind wir demnach weit entfernt (Gooding 2017: 115). Vielfach problematisch ist darüber hinaus die Qualität der Scans. Bei der *Burney Collection* der British Library etwa werden nur rund 75,6 Prozent der Buchstaben, ganze Wörter sogar nur in weniger als der Hälfte der Fälle richtig erkannt (Gooding 2017: 28).

Es besteht die Gefahr, dass der online Zugriff auf Texte und Bilder zukünftig darüber entscheidet, worüber geforscht wird und worüber nicht (Zaagsma 2013: 19-23). Mit der Bevorzugung nationaler Quellen in den Digitalisierungsprojekten könnte die Nationalgeschichte über Umwege in einigen Jahren ein Revival feiern. Ebenso wird bisweilen übersehen, dass digitale Sammlungen von Primärquellen durch Auswahl und Weglassen von Quellen, durch Struktur, Auszeichnung mit Metadaten und das Design der Weboberfläche inhaltliche Argumente produzieren und keine neutrale Bereitstellung von Quellen darstellen. Formate und Anreicherung der Quellenbestände prägen zugleich ihre spätere Nutzung durch die Forschung (Baillot 2016: 8 f.). Über Schemata, Kategorien, Thesauri, Sprache und Wortwahl werden Navigation und Begriffe und damit die Art und Weise vorgegeben, wie die digitalen Sammlungen durchsucht werden können. Auch die Gestaltung der Weboberfläche und die Präsentation der Quellen tragen entscheidend zur Art ihrer Nutzung bei. So zeigen Studien, dass es große Übereinstimmung im Nutzungsverhalten der Forschenden gibt, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil die Plattformen mit Suchen und Browsen Tätigkeiten vorgeben, die es bereits in physischen Archiven gab. Zufallsfunde (Serendipity), Nachnutzung und Verknüpfung mit anderen Beständen über Linked Open Data, um weitere Beziehungen herzustellen, werden von den Plattformen dagegen selten ermöglicht. Auch aus diesen Gründen lässt der vielfach angekündigte Paradigmenwechsel der Forschungsarbeit im digitalen Zeitalter noch auf sich warten (Gooding 2017: 17, 42 f., 62, 134).

Zusätzlich zu diesen großangelegten Digitalisierungsprojekten haben digitale Editionen in den letzten Jahren bei der Bereitstellung von Quellen eine wichtige Rolle gespielt. Anders als bei der Publikation von gescannten Quellen – ob mit oder ohne Erschließung im Volltext – handelt es sich bei kritischen digitalen Editionen um Publikationsprojekte, die Texte zusätzlich zu den Scans in digitaler Form transkribieren, strukturieren und annotieren sowie im Idealfall über offene Schnittstellen und Standards nachnutzbar machen. Als internationale Standards für die digitale Auszeichnung werden die *Text Encoding Initiative* (TEI) und die *Music Encoding Initiative* (MEI) verwendet. Beide Standards dienen der eindeutigen Annotation, um über das Annotieren von Personen, Orten, Paragraphen, Zitaten, Auslassungen usw. einen strukturierten Text zu erstellen. Für Forschungsprojekte wie für Bibliotheken, Museen und Archive sind Standards bei Metadaten und in Formaten zentrale Voraussetzung, um Digitalisate speichern, zugänglich machen und vernetzen zu können. Zu den Großprojekten digitaler Editionen gehören *Monasterium*, ein europaweites virtuelles Urkundenarchiv, und *The Medici Archive Project*, das über 300.000 Digitalisate, darunter 24.000 transkribierte Dokumente und 18.000 biographische Einträge aus dem Archiv der Florentiner

Medici-Familie online stellt. Eine kleinere digitale Briefedition stellt die Sammlung *Brief und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800*¹⁴ dar.

Für die biographische Forschung von Interesse sind darüber hinaus Datenbanken, die mit Semantic Web-Methoden arbeiten und über diese Modellierung die Verknüpfung von Datenpools ermöglichen. Ein Beispiel dafür ist das *Kieler Gelehrtenverzeichnis*,¹⁵ eine Online-Sammlung biographischer Daten über Hochschullehrerinnen und -lehrer der Christian-Albrechts-Universität zwischen 1919 und 1965. Das Archivmaterial ist mit frei im Netz zur Verfügung gestellten Datenmaterial verknüpft und ermöglicht damit die Rekonstruktion von Lebensläufen. Der Wissenschaft eröffnen diese Digitalisierungs- und Editionsprojekte zweifellos „neue Forschungswelten“ (Lauer 2013: 110), geben sie doch die Möglichkeiten zur Recherche in die Breite und zur Analyse von Themen in der *longue durée*.

Für die biographische wie für die historische Forschung allgemein bedeutet die orts- und zeitunabhängig Zugänglichkeit der Quellen im Internet eine enorme Arbeitserleichterung sowie eine große Zeit- und Kostenersparnis. Erschließungsinstrumente wie *correspSearch*¹⁶ für das Durchsuchen von Briefeditionen, die disparate Quellenbestände zusammenführen, ermöglichen das vereinfachte Auffinden und zeigen bisweilen unbekannte Verknüpfungen zwischen Personen und Themen an. Für die computergestützte Analyse von Quellen ist wiederum deren Volltexterkennung die Voraussetzung. In der automatisierten Handschriftenerkennung für historische Dokumente, wie sie im Innsbrucker Projekt *Transkribus* vorangetrieben wird, liegen die größten Chancen für eine großflächige digitale Auswertung handschriftlichen Quellenmaterials. Je größer der zu erkennende Bestand mit ein- und derselben Handschrift ist – der gleichwohl zunächst gescannt und seitenweise von Hand vorbereitet werden muss –, desto effektiver lässt sich *Transkribus* als lernende Software einsetzen. Bisher ist allerdings das Zusammenstellen eines homogenen Korpus und dessen Vorbereitung für die digitale Auswertung (Pre-Processing) ein ausgesprochen aufwändiges Unterfangen, das kleinere Projekte zumeist überfordert. Die sinnvolle Verknüpfung von Daten verschiedener Herkunft stellt eine weitere Herausforderung für Forschende dar.

2.2 Qualitative und quantitative Textanalyse: Primärquellen digital untersuchen

Das Vorhandensein digitaler Textkorpora aus digitalisierten oder born digital-Quellenbeständen macht eine Auswertung mittels computergestützter Verfahren überhaupt erst möglich. Beim sogenannten Text Mining werden mit statistischen und linguistischen Mitteln aus unstrukturierten Texten Muster und Strukturen erschlossen, um Kerninformationen aus einem Textkorpus zu erhalten. Text Mining findet vor allem in der Philologie Anwendung, etwa um Texte anhand von Stilmitteln wie Worthäufigkeiten oder gemeinsam auftretenden Worten einem bestimmten Autor oder Autorin zuzuschreiben oder um Gattungen, Werke und Epochen charakterisieren zu können. Eng verknüpft mit Text Mining ist das Konzept des *distant reading*, wie es der englische Literaturwissenschaftler Franco Moretti dem *close reading* gegenübergestellt hat (Moretti 2009).

14 Briefe und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800, <http://www.berliner-intellektuelle.eu/>.

15 Kieler Gelehrtenverzeichnis, <https://gelehrtenverzeichnis.de/?lang=de>.

16 CorrespSearch, <http://correspsearch.net/index.xql?!=de>.

Beim *distant reading* werden große Textmengen quantitativ und statistisch mit linguistischen Mitteln über spezielle Software, beim *close reading* wenige Texte detailliert und qualitativ durch Interpretation betrachtet. Beide Verfahren ergänzen sich und werden abwechselnd und gemeinsam angewandt, so dass von einem *blended reading* gesprochen werden kann (Lemke/Stulpe 2016). Text Mining-Verfahren machen dabei nicht nur Bedeutungsstrukturen sichtbar, die über analoge Verfahren nicht zu erkennen sind, sondern führen auch hypothesengetrieben über den spielerischen Umgang mit Texten zu neuen Einsichten und neuen Fragestellungen.

Text Mining beschränkt sich nicht nur auf quantitative Untersuchungen, sondern schließt qualitative Analysen mit ein (Herkommer 2012). Ein Beispiel dafür sind sogenannte Sentiment-Analysen, also die Extraktion von Meinungen und Einstellungen zu einem bestimmten Thema. Das Verfahren kommt in der Soziologie etwa über die Analyse von Statusmeldungen bei Facebook und Twitter zur Wahlvorhersage zum Einsatz. Bisweilen bestätigen Text-Mining-Verfahren das, was ohnehin naheliegend oder bereits aus anderen Quellen bekannt war. Die Berechtigung solcher Untersuchungen liegt jedoch darin, dass die Ergebnisse auf einer breiten empirisch belastbaren Quellenbasis beruhen und präzise beschrieben werden können (Nerbonne 2015).

In der Geschichtswissenschaft findet Text Mining noch relativ selten Anwendung, auch weil es kaum Werkzeuge gibt, die speziell für die historische Forschung entwickelt wurden. Das Hauptaugenmerk in der historischen Forschung liegt zumeist auf Topic Modeling, also der Veränderung in der Verwendung von Sprache über einen bestimmten Zeitraum, auf der Identifizierung von Textwiederverwendung sowie auf dem erstmaligen Gebrauch bestimmter Wörter in der Literatur, wie es auch der gleichwohl methodisch umstrittene Ngram-Viewer von Google ermöglicht. Ein Beispiel von Text Mining für die Beantwortung historischer Forschungsfragen ist der von niederländischen Forschenden entwickelte *Textcavator*, eine webbasierte Anwendung zur Extraktion von Informationen aus dem Zeitungsarchiv der niederländischen Nationalbibliothek. Die Stärke der Anwendung sind Visualisierungs- und Anordnungsfeatures, die bisher nicht bemerkte Zusammenhänge aufzeigen können. Der *Textcavator* wurde zum Beispiel in einem Forschungsprojekt zu öffentlichen Debatten über Drogen, Drogenhandel und Drogenkonsumenten in den Niederlanden von 1900 bis 1940 eingesetzt. So wurden bei der Suche nach dem Wort „Opium“ im Zeitungsarchiv nicht nur auf einer Zeitleiste die Phasen angegeben, in denen das Wort besonders häufig vorkam (sogenannte *outburst*), sondern auch eine Schlagwortwolke produziert mit den in diesem Zusammenhang genannten Orten und Personen. Gezeigt werden konnte, wie die zunächst vor allem medizinisch geprägten Diskurse um Opium einer stärkeren Einordnung in Drogen- und Verbrechensdiskursen wichen (Eijnatten/Pieters/Verheul 2013).

Die der Analyse vorangestellte Aufbereitung der Daten ist stets aufwändig, wobei das Zusammenstellen des Textkorpus und das Überführen in ein einheitliches Format noch zu den einfacheren Schritten gehören, vorausgesetzt, die Texte liegen vor und sind frei nachnutzbar. Die anschließende Modellierung des Textes kann je nach Fragestellung und Disziplin sehr unterschiedlich ausfallen. Sie kann Lemmatisierung (Reduzierung der Wörter auf ihre Grundform), Tokenisierung, Annotation und das Auszeichnen von Personen, Orten und Ereignissen computergestützt etwa über Named Entity Recognition umfassen. Nicht jeder dieser Schritte kann rein automatisiert erfolgen, und in allen Fällen sind händische Nacharbeit und Kontrolle notwendig. Software zur qualita-

tiven Text- und Datenanalyse wie das kostenpflichtige *MaxQDA* ermöglichen das Sortieren, Strukturieren und Analysieren großer Textmengen, wie sie etwa transkribierte Interviews darstellen. Eine Stärke der Anwendungen ist das systematische Zuordnen von Textteilen zu bestimmten Themenkomplexen. Daneben existiert kostenfrei zugängliche, webbasierte Software, um digitale Textkorpora statistisch zu untersuchen. *Voyant-Tools* beispielsweise zeigt Worthäufigkeiten, das Auftreten einzelner Wörter über den Verlauf des Korpus sowie Kollokationen an und visualisiert diese. Auch der Vergleich mehrerer Texte ist möglich. Für einen einfachen explorativen Zugang auf digitale Texte ist *Voyant-Tools* damit geeignet.

Für die Geschichtswissenschaft ist absehbar, dass computerbasierte Analyseverfahren wichtiger werden, wenn zukünftig Daten- und Textmengen online zur Verfügung stehen, die für ein menschliches *close reading* zu komplex oder zu umfangreich sind. Stichwort und Buzzword gleichzeitig ist hier Big Data. Studien über die Regierungszeit von Angela Merkel beispielsweise stehen vor der Herausforderung, zehntausende E-Mails und Textnachrichten auszuwerten, was über ein *close-reading*-Verfahren für einen Einzelnen nicht zu bewerkstelligen ist. Auch für die biographische Forschung werden andere Quellentypen an Bedeutung gewinnen. Forschende werden zukünftig vor der Herausforderung stehen, digital born-Daten – beispielsweise Bloginträge oder Statusmeldungen in den sozialen Medien – zu recherchieren, zu extrahieren, auf Authentizität zu prüfen und darin Inhalte oder Netzwerke zu analysieren. Hinzu kommen Websites, Fotos, Video- und Audio-Dateien, Applikationen, Spiele, Software, Chats und anderes als neue Quellen für die Geschichtswissenschaft, bei denen Auffindbarkeit, Langzeitarchivierung und Authentizität besondere Herausforderungen darstellen (Patel 2011).

Von zentraler Bedeutung sind darüber hinaus die Dokumentation des eigenen Vorgehens sowie die Bereitstellung der Forschungsdaten, um die Nachprüfbarkeit der Forschungsergebnisse zu gewährleisten. Notwendig ist die Integration und Verknüpfung von computerbasierten quantitativ-qualitativen mit menschlichen interpretativen und hermeneutischen Ansätzen. Gerade über ihre statistischen Auswertungen und Visualisierungen sind Text Mining-Tools mächtige Werkzeuge, die Muster, Korrelationen, Ähnlichkeiten und Nähe zwischen Wörtern aufzeigen können. Sie müssen aber mit einem *close reading* kombiniert werden, um Kausalitäten aufzuzeigen und tatsächliche Argumente produzieren zu können. Doch nicht alles ist Big Data. Benötigt werden zugleich smarte Tools, die gerade die Arbeit mit *small data* bei vertretbarem Pre-Processing-Aufwand ermöglichen, oder wie Tim Hitchcock es formulierte: „digital tools that allow us to think small“ (Hitchcock 2014).

2.3 Netzwerkanalysen und Visualisierungen

Netzwerkanalysen zeigen Beziehungen zwischen Menschen, Orten und Gegenständen. Sie zielen auf die Beschreibung des Charakters eines Netzwerks, auf seine Dichte oder zentrale Ausrichtung, auf die Art der Beziehungen im Netzwerk sowie auf die Frage, wer oder was darin eine zentrale Rolle einnimmt. Netzwerke existieren nicht nur als soziale Netzwerke zwischen Personen, sondern auch im Bereich Wirtschaft und Handel, bei Überlieferung und Weitergabe von Medien, Texten und Textpassagen. Netzwerkanalysen erlauben das Beschreiben komplexen Verhaltens in einem Geflecht von

Beziehungen über einen Zeitraum hinweg, wie es auf der Ebene eines einzelnen Dokuments oder einer einzelnen Biographie nicht sichtbar wäre (Arguing with Digital History working group 2017: 17).

Bei Netzwerkanalysen werden zunächst Daten erhoben, diese dann in Matrizen übersetzt und durch Algorithmen reorganisiert (Strukturmessung) und in einem dritten Schritt visualisiert. In der historischen Forschung sind Netzwerkanalysen eine noch recht junge Methode (Düring/Eumann/Stark/von Keyserlingk 2016). Ein Beispiel für ihre Anwendung ist die Dissertation von Marten Düring, der Hilfebeziehungen für verfolgte Juden im Berlin der NS-Zeit analysierte, indem er eine systematische Erhebung und Codierung von Sozialbeziehungen zwischen Helfern und Verfolgten unternahm (Düring 2015). Dazu erhob er Informationen zu sechs Berliner Hilfsnetzwerken mit insgesamt rund 5.000 Hilfeleistungen und 1.500 Helfern, die er in einer Datenbank in Bereiche wie „Formen der Hilfe“ oder „Zeitpunkt der Hilfe“ codierte. Die Datenbank ermöglichte eine Visualisierung und Rekonstruktion der Positionen von Vermittlern und Verfolgten im Hilfsnetzwerk. Düring konnte zeigen, dass Netzwerke nicht isoliert standen, verfügten doch nur wenige Personen über keine oder nur einzelne Verknüpfungen. Die Analyse belegte ein hohes Maß an Arbeitsteilung sowie die große Bedeutung unabhängiger Kleingruppen, häufig verbunden durch eine Vertrauensperson, wobei sehr viele Hilfsbeziehungen nur für eine gewisse Zeit bestanden. Diese Struktur verringerte die Gefahr der Denunziation und zugleich des Verrats von Hinweisen bei einem Verhör. Ein weiteres Beispiel für eine historische Netzwerkanalyse ist die Untersuchung von Handelswegen und Netzen im osteuropäischen Raum der Neuzeit, wie sie am Institut für Europäische Geschichte in Mainz durchgeführt und Online auf der Plattform *Europäische Geschichte online – europäische Netzwerke*¹⁷ veröffentlicht wurde. Netzwerkanalysen beinhalten die Gefahr einer unterkomplexen Erzählung durch die Vereinfachung, die eine Modellierung mit sich bringen kann. Ihr Wert wird jedoch stark von „Forschungsfragen, Quellenqualität und Rekontextualisierung der Befunde“ (Düring/Eumann/Stark/von Keyserlingk 2016: 6) geprägt. Voraussetzung für die Durchführung sind neben der Datenerfassung und -aufbereitung die Kenntnis einer Visualisierungssoftware wie Gephi.

Einer der Bereiche, der für die Geschichtswissenschaft viel Potential bietet, ist der Bereich der Visualisierungen und Simulationen. Gemeint sind nicht einfach Bilder zur bloßen Illustration eines Sachverhalts oder zur Unterstützung eines Arguments. Vielmehr handelt es sich bei Visualisierungen um „prozessierte Information“, die Inhalte besser darstellen, als es reiner Text könnte. Visualisierungen helfen dabei, komplexe und umfangreiche Daten schneller zu erfassen als über eine textliche Beschreibung. Visualisierungen können miteinander diskutieren, sich bestätigen oder sich widersprechen (Arguing with Digital History working group 2017: 22). Ein Beispiel dafür ist das Projekt *ORBIS – Stanford Geospatial Network Model of the Roman World*,¹⁸ mit dessen Hilfe Reise- und Transportrouten im Römischen Reich im Hinblick auf Dauer und Kosten in Abhängigkeit der Jahreszeit und des gewählten Land- bzw. Seewegs berechnet und visualisiert werden können. Ein Beispiel für historische 3-D-Rekonstruktionen ist das Projekt *Forum Romanum*¹⁹ des Instituts für Archäologie an der HU Berlin. Das

17 EGO – Europäische Netzwerke, <http://ieg-ego.eu/de/threads/europaeische-netzwerke>.

18 ORBIS – Stanford Geospatial Network Model of the Roman World, <http://orbis.stanford.edu/>.

19 Forum Romanum,

Projekt möchte das Erscheinungsbild des antiken Forum Romanum im Zeitverlauf rekonstruieren und darüber wieder verstehbar machen. Von Interesse für die Biographieforschung dürften darüber hinaus räumliche Methoden sein, mit deren Hilfe Migrations- und Wanderbewegungen dargestellt und analysiert werden können.²⁰

3. Selbstreflexion und Herausforderungen

Es würde zu kurz greifen, wenn man Digital Humanities allein auf Digitalisierung, Datenprozessierung, Datenmodellierung und Datenanalyse reduzieren würde. Denn die umfassende Nutzung von Computern und digitalen Medien – auch im low-end-Bereich – bleibt nicht ohne qualitative Auswirkungen auf die Wissensproduktion. Diese epistemologischen Auswirkungen gilt es zu erforschen, zu reflektieren und zu historisieren. Forschungen dazu stehen noch am Anfang, und es gibt mehr Fragen als Antworten – im Übrigen schon sehr lange, wie das einleitende Zitat von Roberto Busa deutlich macht: Wohin führt das Aufeinandertreffen der beiden Welten Geisteswissenschaft und Informatik? Was bedeuten digitale Methoden und die Arbeit mit digitalen Quellen – ob retrodigitalisiert oder *digital born* – für die Art und Weise, wie wir Geschichtswissenschaft betreiben, wie wir studieren, recherchieren, lesen, schreiben, forschen, lehren, Ergebnisse verbreiten? Wie verläuft Erkenntnisgewinnung, wenn Quellen, Methoden und Verbreitungswege digital sind? Um nur zwei Bereiche zu nennen: Kritisch zu hinterfragen ist die scheinbare Objektivität der computergestützten Geisteswissenschaften. Tools, Anwendungen und Algorithmen sind keineswegs unschuldig, sondern stecken voller Vorannahmen und Interpretationen, die es transparent zu machen gilt. Neue Verfahren und Methoden entwickeln sich nicht von alleine, sondern sind von Menschen gemacht (Rieder/Röhle 2012: 71 ff.). Ebenso hat der Online-Zugang zu Quellen und Forschungsergebnissen in verschiedenen Formen und Formaten qualitative Auswirkungen auf unsere Wissensproduktion. Benötigt wird eine digitale Quellenkritik, die die Beziehung zwischen Objekt und wissenschaftlicher Betrachterin genauso einschließt wie Fragen nach Authentizität und Verlust der Materialität im digitalen Raum²¹. Digitale Medien und eine Kultur der Digitalität (Stalder 2016) beschränken sich freilich nicht auf die Wissenschaft: Untersuchungsgegenstände der Digital Humanities können ebenso begriffs- und vorstellungsgeschichtlicher Art sein. Noch zu schreiben ist beispielsweise eine Kulturgeschichte der Virtualität. Auch Fragen der Mensch-Maschine-Beziehung und der künstlichen Intelligenz gehören in den Fokus dieser Forschungen.

Trotz der unbestrittenen Vorteile der Massendigitalisierung hat sich das digitale Zeitalter auf die Forschung bisher noch nicht transformativ ausgewirkt. Der vielfach und immer wieder angekündigte Paradigmenwechsel in der Geschichtswissenschaft ist ausgeblieben. Das mag daran liegen, dass es noch zu wenige historische Arbeiten gibt, die mit digitalen Methoden Forschungsfragen beantworten und zur Weiterentwicklung

²⁰ Vgl. zum Beispiel den Beitrag von Florian Windhager in diesem Heft.

²¹ Vgl. dazu die aktuelle Debatte über den Platz der Historischen Grundwissenschaften bei H-Soz-Kult und in der Blogosphäre, Eva Schlotheuber, Frank Bösch, Quellenkritik im digitalen Zeitalter. Die Historischen Grundwissenschaften als zentrale Kompetenz der Geschichtswissenschaft und benachbarter Fächer, in: Blog Historikerverband, 30.10.2015, <http://blog.historikerverband.de/2015/10/30/quellenkritik-im-digitalen-zeitalter-die-historischen-grundwissenschaften-als-zentrale-kompetenz-der-geschichtswissenschaft-und-benachbarter-faecher/>.

der historischen Forschung und des Forschungsdiskurses beitragen (Blevins 2016; Arguing with Digital History working group 2017). Ebenso abschreckend dürfte auf viele Forschende der enorme Aufwand für die Anwendung computergestützter Methoden wirken. Dennoch rüttelt der Einsatz von digitalen Methoden in den Geisteswissenschaften, so zurückhaltend er noch sein mag, an den Grundfesten unserer Wissenschaftskultur und geht mit Herausforderungen für die Forschenden selbst einher, von denen abschließend einige diskutiert werden sollen.

In mehreren Hinsichten stellen Forschungen im Bereich der Digital Humanities unsere bisherige Forschungskultur und Wissenschaftspraktiken infrage. Das aus den 1970er und 1980er Jahren bekannte Aufeinanderprallen von qualitativer und quantitativer Geschichte wird bisweilen in der Konfrontation von analog-interpretativer und digital-statistischer Geschichte verlängert. Hier wird eine Trennschärfe angezeigt, die tatsächlich gar nicht existiert. Quantitative Analysen sind in den Geisteswissenschaften immer auch qualitativ, jede Form der Geschichtswissenschaft ist mittlerweile digital. Es gilt vielmehr, beide Ansätze in ein fruchtbares Verhältnis zu setzen und zusammen zu denken. Nicht alles ist sinnvoll, was technisch machbar ist. Im Mittelpunkt sollte immer das Erkenntnisinteresse stehen. Eine der größten zukünftigen Herausforderungen liegt demnach in der Erarbeitung einer neuen Heuristik, die analoge und digitale Methoden verknüpft und verschiedene Analyseformen und Interpretationen miteinander verflucht. Zur Entwicklung eines kohärenten Arguments können digitale Methoden beitragen. Aber sie können es nicht alleine entwickeln, lassen sich doch bedeutungsvolle Fragen kaum auf quantitative Antworten reduzieren (Arguing with Digital History working group 2017: 19).

Internationale Standards, Formate und Interoperabilität im Bereich von Metadaten, Auszeichnungssprachen und Infrastrukturen stellen eine große Herausforderung für die Digital Humanities dar. Dies gilt nicht nur für die Bereiche Qualität, Langzeitarchivierung und Zugänglichkeit im Open Access. Sie sind zugleich die Voraussetzung für computergestützte Forschung mit diesen Daten, für ihre Auswertung, Verknüpfung und Weiterverwendung. Einen forschungsermöglichenden bzw. -einschränkenden Faktor macht außerdem die Regelung rechtlicher Fragen aus (Baillot 2016: 10). Nur auf dieser Grundlage können sich die vielfältigen Methoden der Digital Humanities dauerhaft und effektiv entfalten.

Für Forschende stellen sich Probleme bei der Nutzung digitaler Sammlungen (anders als bei Büchern, mit denen umzugehen man gewohnt ist), und es müssen Fragen beantwortet werden, die zu stellen ungewohnt ist: Wer hat die digitale Sammlung erstellt? Welche Algorithmen bestimmen die Reihenfolge der Suchergebnisse und ist diese reproduzierbar? Welche Entscheidungen wurden bezüglich der Präsentation getroffen? Gibt es permanente Links? etc. Vielen Forschenden ist darüber hinaus unklar, wie eine digitale Quelle zu zitieren ist, was zur Folge hat, dass zumeist Druckausgaben zitiert werden (Gooding 2017, S. 87). Dabei könnte das Zitieren digitaler Sammlungen in Aufsätzen und Monographien digitale Geschichte stärker in die fachdisziplinäre Diskussion einbringen (Arguing with Digital History working group 2017: 7).

Mit der gegenwärtig erkennbaren Auflösung der Grenze zwischen Forschungs- und Publikationsprozess stellen sich Fragen der tendenziellen Unabgeschlossenheit von wissenschaftlichen Projekten. Auch fehlen Bewertungsrichtlinien für computergestützte Arbeiten, denn oftmals sind gerade die digitalen Teile sehr zeitaufwändig in der

Erstellung, aber weitgehend unsichtbar. Über Online-Plattformen können in kollaborativen und dialogischen Prozessen dynamische Texte erschaffen werden, für die unsere Forschungskultur in Bezug auf Bewertung, Rezeption, Zitierbarkeit und Weiterentwicklung derzeit noch Antworten sucht.

Damit digitale Methoden Teil einer historiographischen Diskussion werden, müssen sie in Publikationen Platz finden. Digitale Methoden benötigen Erläuterungen, da sie grundlegende epistemologische Fragen aufwerfen. Gerade methodologische Teile sollen in Aufsätzen zumeist gekürzt werden. Eine Lösung wäre, methodische Überlegungen gesondert – beispielsweise online – zu publizieren, wie es das *Journal of American History* beispielhaft durchgeführt hat (*Arguing with Digital History working group 2017: 11*). Eine Online-Publikation kann multimediale Elemente wie interaktive Visualisierungen aufnehmen. Auch die einer Untersuchung zugrundeliegenden Datensets und Dokumentationen können online publiziert werden, wodurch eine Verifizierung der Forschungsergebnisse möglich wird. Der Nachteil einer solcherart zweigeteilten Publikation ist jedoch, dass Methode, Forschungsergebnis und Argumentation getrennt werden.

Eine weitere Herausforderung ist die Akzeptanz der Diversität wissenschaftlicher Publikationen. Neben der Veröffentlichung von Forschungsergebnissen in Form von Texten – ob online oder gedruckt, ob im Wissenschaftsblog, in Zeitschriften oder als Buch – gehören Multimedia-Anwendungen (wie Audio und Video), Daten, Metadaten und Tools wie Skripte, Software und Plug-ins zu den Publikationsformen, die zukünftig in Lehre und Forschung zunehmen werden.

Daran anknüpfend stellen sich im digitalen Zeitalter neue Fragen bezüglich der Ausgestaltung der universitären Lehre und der Ausbildung von Dozierenden. Dabei geht es nicht nur darum, wie man Digital Humanities am besten lehrt – ob innerhalb eines bestimmten Fachs oder transdisziplinär – und mit welchen didaktischen Konzepten digitale Lehrmethoden eingesetzt werden können, sondern auch um die Frage, welche digitalen Kenntnisse Studierende der Geschichtswissenschaft in der Grundausbildung benötigen, um mit den genannten zukünftigen Herausforderungen umgehen zu können. Das schließt weniger die Vermittlung von IT-Kenntnissen ein, als die Vermittlung einer kritischen Einstellung gegenüber Daten, so dass Studierende zugleich ihren Wert und ihre Leerstellen erkennen, sowie die Fähigkeit zur interdisziplinären Zusammenarbeit.

Zweifelloso tragen Digital Humanities über ihre Methoden-, Ansatz- und Medienpluralität entscheidend zur Vielfalt der geisteswissenschaftlichen Forschung bei. Denn Forschungen im Bereich der Digital Humanities sind zumeist hybride und multimodal. Sie zeichnen sich durch eine Kombination unterschiedlicher Forschungsfragen, Methoden und wissenschaftlicher Ansätze aus, durch eine Verschränkung und Verknüpfung verschiedener Medien, Daten, Objekte und Textkorpora. Und sie werden zumeist kollaborativ durchgeführt von Beteiligten aus unterschiedlichen Disziplinen.

In den Digital Humanities können Forschung und Lehre Laborcharakter haben, steht doch das Ausprobieren verschiedener Hypothesen im Mittelpunkt der Praktiken. So können Experimente mit Daten durchgeführt werden, indem verschiedene Fragestellungen nacheinander an ein Korpus gestellt und visualisiert oder Hypothesen falsifiziert und verfeinert werden. Dies alles in einem kontinuierlichen Prozess der Anpassung von Fragestellungen und Auswertung. Das verdeutlicht die Prozesshaftigkeit der Wissen-

schaft und unterstützt die Kompetenz zum kritischen Abwägen und Beurteilen der eigenen Herangehensweise. Es fördert außerdem die Neugierde und die Kreativität. Und davon lebt die Wissenschaft.

LITERATUR

- Arguing with Digital History working group (2017): Digital History and Argument. White paper, Roy Rosenzweig Center for History and New Media, 13.11.2017, <https://rchnm.org/argument-white-paper/>.
- Baillet, Anne (2016): Einleitung, in: Anne Baillet (Hg.): Berliner Beiträge zu den Digital Humanities, 1-17. Online unter: <https://halshs.archives-ouvertes.fr/halshs-01251071/document>.
- Blevins, Cameron (2016), Digital History's Perpetual Future Tense, in: Mathew K. Gold und Lauren Klein (Hg.): Debates in the Digital Humanities, Minneapolis, <http://dhdebates.gc.cuny.edu/debates/text/77>.
- Burghardt, Manuel und Christian Wolf (2014): Digital Humanities: Buzzword oder Strukturwandel der Geisteswissenschaften? Stand und Perspektiven anhand Regensburger Beispiele, in: Blick in die Wissenschaft, 25, 39–46. Online unter: https://dheregensburg.files.wordpress.com/2013/01/wolff-burghardt-seiten-aus-biw_46-5.pdf.
- Düring, Marten, Ulrich Eumann, Martin Stark und Linda von Keyserlingk (Hg.) (2016): Handbuch historische Netzwerkforschung. Grundlagen und Anwendungen, Berlin.
- Eijnatten, Joris van, Toine Pieters und Jaap Verheul (2013): Big Data for Global History. The Transformative Promise of Digital Humanities, in: BMGN – Low Countries Historical Review, 128/4, 55-77. Online unter: <http://dspace.library.uu.nl/handle/1874/288115>.
- Gold, Mathew K. und Lauren Klein (Hg.) (2016): Debates in the Digital Humanities, Minneapolis.
- Gooding, Paul (2017): Historic Newspaper in the Digital Age, London.
- Herkommer, Christina (2012): Die computergestützte qualitative Inhaltsanalyse. Eine Möglichkeit zur Erweiterung des Methodenkanons der (zeit-)historischen Forschung, in: Zeitschrift für digitale Geschichtswissenschaften, 1, <http://universaar.uni-saarland.de/journals/index.php/zdg/article/view/295>.
- Hitchcock, Tim (2014): Big Data, Small Data and Meaning, in: Historyonics, 9.11.2014, http://historyonics.blogspot.com/2014/11/big-data-small-data-and-meaning_9.html.
- Hodel, Tobias (2013): Das kleine Digitale. Ein Plädoyer für Kleinkorpora und gegen Großprojekte wie Googles Ngram-Viewer, in: Michael Hagner und Caspar Hirschi (Hg.): Digital Humanities, Zürich, 103-119.
- Kirschenbaum, Matthew (2012): What Is Digital Humanities and What's It Doing in English Departments? In: Matthew K. Gold (Hg.): Debates in Digital Humanities, London, 3-11.
- König, Mareike (2016): Was sind Digital Humanities? Definitionsfragen und Beispiele aus der historischen Forschung, in: Digital Humanities am DHIP, 17.2.2016, <https://dhdhi.hypotheses.org/2642>.
- Lauer, Gerhard (2013): Die digitale Vermessung der Kultur. Geisteswissenschaften als Digital Humanities, in: Heinrich Geiselberger (Hg.): Big Data. Das neue Versprechen der Allwissenheit, Berlin, 99-116. Online unter : http://gerhardlauer.de/files/8913/8217/2087/lauer_big-data.pdf.
- Lemke Matthias und Alexander Stulpe (2016): Blended Reading. Theoretische und praktische Dimension der Analyse von Text und sozialer Wirklichkeit im Zeitalter der Digitalisierung, in: Matthias Lemke und Georg Wiedemann (Hg.): Text Mining in den Sozialwissenschaften. Grundlagen und Anwendungen zwischen qualitativer und quantitativer Diskursanalyse, Wiesbaden, 17-61.
- Kirschenbaum, Matthew (2012): Digital Humanities As/Is a Tactical Term, in: Matthew K. Gold (Hg.): Debates in the Digital Humanities, Minneapolis, 415-428. Online unter: <http://dhdebates.gc.cuny.edu/debates/text/48>.

- McCarty, Willard (2014): Getting There from Here. Remembering the Future of Digital Humanities. Roberto Busa Award Lecture 2013, in: *Literary and Linguistic Computing*, 29, 3, 283-306. <https://doi.org/10.1093/lilc/fqu022>
- Moretti, Franco (2009): Kurven, Karten, Stammbäume. Abstrakte Modelle für die Literaturgeschichte, Frankfurt a.M.
- Moulin, Claudine (2015): Just another turn? Cultures de recherche dans les sciences humaines et l'enjeu digital. Keynote-Vortrag auf der Jahrestagung von Humanistica am 11.8.2015. Unveröffentlichtes Autorenmanuskript. Zusammenfassung und Audiodatei: <http://oic.uqam.ca/fr/conferences/just-another-turn-cultures-de-recherche-dans-les-sciences-humaines-et-lenjeu-digital>
- Nerbonne, John (2015): Die Informatik als Geisteswissenschaft, in: *Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften*, 1, https://doi.org/10.17175/sb001_003
- Patel, Kiran Klaus (2011): Zeitgeschichte im digitalen Zeitalter, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 331-351.
- Rieder, Bernhard und Theo Röhle (2012): Digital Methods: Five Challenges, in: David M. Berry (Ed.): *Understanding Digital Humanities*, Houndmills, 67-85. <https://doi.org/10.1057/9780230371934.0008>
- Sahle, Patrick (2015): Digital Humanities? Gibt's doch gar nicht! In: *Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften*, 19.2.2015, 5. https://doi.org/10.17175/sb001_004
- Schreibman, Susan, Ray Siemens und John Unsworth (Hg.) (2016): *A New Companion to Digital Humanities*, Chichester.
- Stalder, Felix (2016): *Kultur der Digitalität*, Frankfurt a.M.
- Zaagsma, Gerben (2013): On Digital History, in: *BMGN – Low Countries Historical Review*, 128/4, 3-29. Online unter: <http://dspace.library.uu.nl/handle/1874/288110>

Zusammenfassung

Der digitale Wandel verändert das geisteswissenschaftliche Arbeiten ganz grundlegend: Recherchieren, Organisieren, Schreiben, Präsentieren und Veröffentlichen wird mittlerweile selbstverständlich per Computer erledigt. Computergestützte Forschung greift jedoch sehr viel tiefer in die Kultur der geisteswissenschaftlichen Fächer ein. Sie umfasst die Entwicklung, Anwendung und systematische Erforschung von digitalen Techniken, Methoden und Medien zur Beantwortung geisteswissenschaftlicher Fragestellungen. Die transdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Informatik und Geisteswissenschaften verläuft dabei nicht spannungsfrei. Denn digitale Methoden können zwar zur Entwicklung eines kohärenten Arguments beitragen, sie können es aber nicht alleine entwickeln.

Dieser Beitrag zeigt Anwendungen und Praxisbeispiele in den Geschichtswissenschaften aus den Bereichen digitalisierte Quellensammlungen und digitale Editionen, qualitative und quantitative Textanalyse sowie Netzwerkanalysen und Visualisierungen und fragt, was digitale Methoden zur biographischen Forschung beitragen können. Er diskutiert außerdem zentrale Herausforderungen der computergestützten Forschung für die Geisteswissenschaften wie etwa die Kombination von klassischen und digitalen Methoden und die Verflechtung verschiedener Analyseformen und Interpretationen und resümiert, warum das Erarbeiten einer neuen digitalen Heuristik lohnenswert ist.

Vernetzung – Erzählung – Kollation

Digitale Methoden in der Biographieforschung

Anne Baillot und Anna Busch

Die grundsätzliche Veränderung im Umgang mit lebensgeschichtlichen Quellen im Zuge der Digitalisierung und die Möglichkeiten, die digitale Auswertungsszenarien mit sich bringen, haben zu zahlreichen neuen Fragestellungen und Herausforderungen – auch im Bereich der biographischen Forschung – geführt. Drängend ist die Beantwortung von Rechtsfragen hinsichtlich der Publikation, Verwendung und Weiterverarbeitung personenbezogener Daten, die im digitalen Rahmen neu zu stellen sind und zu Unsicherheiten führen. Etwa: Dürfen biographische Daten im Netz verbreitet, verwendet, gespeichert, bearbeitet und weitergegeben werden und wenn ja, unter welchen Bedingungen und wie ist die Quelle zu nennen?

Eine weitere Herausforderung, der sich Forschende und Nutzer_innen digital zugänglicher Informationen in Zukunft vermehrt stellen müssen, ist in der Heterogenität von Datenbeständen, deren Verwendung und dem Zugriff auf sie zu sehen. Gerade in Zeiten digitaler Goldgräberstimmung und unter der Maxime „alles muss digital werden“ kommt es entscheidend auf die Etablierung und Verwendung von Standards und Normen zur Erfassung von Daten an.

Die Frage nach dem Platz von biographischer Forschung in den Digital Humanities hängt aber nicht zuletzt mit dem grundsätzlichen Verständnis von Digital Humanities zusammen. Legt man den Fokus auf die algorithmische Analyse großer Datenmengen, ist biographische Forschung sicherlich – zumindest heute – nicht das naheliegendste Feld, mit dem sich die Digital Humanities beschäftigen. Das hat zum einen mit den oben genannten rechtlichen Einschränkungen, zum anderen auch mit der mangelnden Homogenität der Daten zu tun. Drei darüberhinausgehende Zusammenhänge können aber zu einer ergiebigen Verzahnung der beiden Felder führen. Erstens und selbst bei heterogener Datenlage können Digital Humanities-Tools es ermöglichen, insbesondere im Bereich der Netzwerkvisualisierung, Biographien ergiebiger in größere Kontexte einzubetten und zu analysieren (vgl. Baillot 2017: 45-53). Zweitens gibt es über die reine Visualisierung hinaus weitere digitale Methoden, die die biographische Forschung dezidiert und im Sinne einer Verbesserung der Datengrundlage fördern können.¹ Das betrifft unterschiedliche Methoden in den Bereichen der Vernetzung und der Kollation. Drittens aber ist der epistemologische Beitrag des digitalen Wandels ein Punkt, der insbesondere in der biographischen Forschung zukünftig zentral sein wird. Durch die digitalen Methoden sind Forscher_innen gezwungen, eigene Position gegen-

1 Beispielsweise auf der Ebene des Austauschs von Metadaten. Vgl. hierzu: Romary/Mertens/Baillot 2016.

über ihren Forschungsobjekten und denjenigen, die ebenfalls mit diesen Objekten arbeiten, zu überdenken (vgl. z.B. Baillot 2018). Diese Herausforderung, die es für Forscher_innen nötig macht, sich neu zu positionieren, ist eine, der sich auch die biographische Forschung stellen kann, um sich im Feld der Digital Humanities zu verorten.

Vernetzung – Erzählung – Kollation: Mit diesen drei Schlagworten sind Bereiche umrissen, in denen im Rahmen von Biographieforschung digitale Methoden zum Einsatz kommen können. Im Folgenden soll anhand dieser drei Felder exemplarisch angedeutet werden, wie geisteswissenschaftliche Fragestellungen anhand digitaler biographischer Daten beantwortet werden können. Zuvörderst werden biographische Metadaten auf ihr Potential für eine zukunftsweisende Vernetzungsstrategie hin überprüft. Im Anschluss werden Fragen der Entwicklung von biographischen Narrativen aufgeworfen. In einem dritten Schritt werden Kollationstools, wie sie bei der Analyse von Biographien verwendet werden, dargestellt, um das Potential aufzudecken, das auch in diesem Ansatz für biographische Forschung zu finden ist.

1. Vernetzung

Die Möglichkeit zur Vernetzung von Informationen stellt in mancherlei Hinsicht den größten Mehrwert ihrer digitalen Aufbereitung dar. Im Gegensatz zu ihrer rein visuellen Aufbereitung in Form eines digitalen Textes (ein Buch liest sich nach wie vor angenehmer als ein Text auf einem Bildschirm), ist der eigentliche Gewinn in der Aggregation von Daten zu sehen. Wenn es also nicht darum geht, linear zu lesen, sondern Informationen zusammenzuzutragen, hat sich der Einsatz von digital basierten Suchmaschinen bewährt. Die Auswertung einzelner Bücher, ihrer Inhaltsverzeichnisse, Personen-, Orts- und Werkregister ist ungleich mühseliger als eine gezielte digitale Suchanfrage.

Im Kontext biographischer Forschung stellt sich daher die Frage, was für Informationen sinnvollerweise miteinander in Verbindung gebracht werden sollen und in welcher Form dies geschehen kann, damit das Feld davon profitiert. An dieser Stelle liegt für Forscher_innen die erste Herausforderung, denn die Informationen, die vorrangig dazu geeignet sind, miteinander in Beziehung gesetzt zu werden, sind Metadaten. Wenn beispielsweise das Geburtsdatum einer bekannten Persönlichkeit überprüft werden soll, muss nach anderen Quellen für das Geburtsdatum dieser Person gesucht werden; dann wird verglichen und entsprechend begründet, warum dieses eine Geburtsdatum als das wahrscheinlichste zu gelten hat. Während der Prozess der Festlegung und Begründung dieses Geburtsdatums eindeutig in das wissenschaftliche Arbeitsfeld der biographischen Forschung fällt, ist das Festhalten, Nachweisen oder Verzeichnen eines Geburtsdatums an sich nicht Aufgabe der Wissenschaft, sondern der Bibliotheken und Archive. Die Wichtigkeit der biographischen Metadaten in der digitalen Handhabung der biographischen Forschung macht eine Annäherung zwischen Forschung und Kulturerbeinrichtungen auf einer Ebene und in einem Ausmaß notwendig, die es bislang so noch nicht gegeben hat. Das zwingt schon per se zu einem Umdenken.

Dies betrifft insbesondere die Zusammenarbeit der Digital Humanities mit der Gemeinsamen Normdatei (GND)², die schon seit mehreren Jahren immer wieder thematisiert wird. Digital Humanities-Projekte (z.B. Editionen, Datenbanken), die mit Blick auf eine größtmögliche Vernetzung ihrer Forschungsarbeit konzipiert sind, bemühen sich um Interoperabilität, d.h. sie fügen in ihren Quellcode Schnittstellen zu anderen digitalen Ressourcen ein. Diese Schnittstellen lassen sich am ehesten durch die Verwendung etablierter Standards erstellen: ISO-Standards für Daten³ sind ein solcher Standard, Authority Files⁴ ein anderer. Im deutschsprachigen Raum werden biographische Authority Files vorrangig von der Deutschen Nationalbibliothek verwaltet. Einige andere Kulturerbeinstitutionen haben ebenfalls die Möglichkeit, Einträge anzulegen oder zu ergänzen, so beispielsweise das Deutsche Literaturarchiv Marbach (DLA), zunehmend auch Forschungsprojekte, wenn sie eine einschlägige Schulung absolvieren. So werden biographische Einträge – meist zunächst mit minimalen Informationen – auf bibliothekarischer bzw. archivarischer Ebene angelegt, die dann in der Forschung zum Einsatz kommen. Das ist die Basis, von der die heutige Forschung ausgehen kann. Sie bringt sowohl Vernetzungspotenzial als auch Herausforderungen mit sich.

Herausforderungen stellen Datensatz-Doubletten dar. Bei einer ganzen Reihe von Personenaufnahmen existieren in der Gemeinsamen Normdatei zwei oder mehr biographische Einträge, die in Konkurrenz zueinander stehen. Bei diesen Einträgen stellt sich die Frage nach Einschlägigkeit und Relevanz. Welche GND-Nummer ist heranzuziehen und auf welche ist zu verweisen? Ebenso – und das ist eine weitere Herausforderung – können sich in der Datenaufnahme Fehler finden, oder es existiert mitunter zu einer bestimmten Person, die man auszeichnen möchte, gar kein Eintrag.

Bei der Handhabung von biographischen Metadaten kommt es zu einem Autoritätskonflikt, den es vor der digitalen Ära in dieser Form nicht gab. Der Austausch von biographischen Metadaten ließe sich durchaus effizienter gestalten, als er zu den Zeiten war, in denen erst die Rücksprache mit dem zuständigen Archivar möglicherweise eine Verbesserung oder Änderung der lokal vorliegenden Metadaten zur Folge hatte. Die Übernahme in einen regionalen oder gar in einen überregionalen Katalog war damit nicht notgedrungen verbunden. Eine zentrale Herausforderung im Umgang mit digitalen biographischen Forschungsdaten stellt diese Kette von Verantwortlichkeit für biographische Informationen dar: Ihre Erfassung, Übermittlung und Überprüfung müssen

2 http://www.dnb.de/DE/Standardisierung/GND/gnd_node.html „Die Gemeinsame Normdatei (GND) ist eine Normdatei für Personen, Körperschaften, Konferenzen, Geografika, Sachschlagwörter und Werktitel, die vor allem zur Katalogisierung von Literatur in Bibliotheken dient, zunehmend aber auch von Archiven, Museen, Projekten und in Webanwendungen genutzt wird. Sie wird von der Deutschen Nationalbibliothek, allen deutschsprachigen Bibliotheksverbänden mit den angeschlossenen Bibliotheken, der Zeitschriftendatenbank (ZDB) und zahlreichen weiteren Einrichtungen gemeinschaftlich geführt. [...] Normdaten erleichtern die Katalogisierung, bieten eindeutige Sucheinstiege und die Möglichkeit der Vernetzung unterschiedlicher Informationsressourcen. In den Normdatensätzen der GND sind nicht nur die Vorzugsbenennungen normiert, sondern neben abweichenden Benennungen auch Relationen zu anderen Normdatensätzen enthalten. Auf diese Weise ist ein Netz von miteinander in Beziehung stehenden Datensätzen entstanden, das sich besonders für die Nutzung im Web eignet, die Navigation innerhalb der Normdatei erlaubt und somit die Recherchemöglichkeiten für Nutzer verbessert. [...] Normdatensätze der GND sind Bestandteil des Virtual International Authority File (VIAF) und werden dort mit den Daten anderer nationaler Normdateien zusammengeführt.“ Zum Einsatz von Normdaten in textbasierten Geisteswissenschaften und insbesondere von der GND siehe den Referenzartikel von Stadler (2016).

3 <https://www.iso.org/iso-8601-date-and-time-format.html>.

4 <https://viaf.org/>.

der Geschwindigkeit und Durchlässigkeit angepasst werden, die den wissenschaftlichen Alltag auszeichnen. Das ist unbefriedigend für alle Beteiligten. Die DNB ist personell nicht so umfangreich aufgestellt, dass jeder einzelne Eintrag überprüft werden kann, die Durchdringung der kompletten Systematik kann von Wissenschaftler_innen nicht verlangt werden, und die bestandshaltenden Institutionen fühlen sich entmachtet. Für jedes Projekt, das mit biographischen Metadaten arbeitet, ist eine wohldurchdachte Strategie notwendig, um jedem Partner die Autorität und den Spielraum zu sichern, den er benötigt. Sonst sind mehr Doubletten, redundante Datenbanken und letztendlich immer weniger zuverlässige biographische Metadaten die Folge. Hier ist auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Pflicht. Jedes DFG-geförderte Projekt, das biographische Daten in einer wissenschaftlichen Form zusammenstellt, könnte beispielsweise eine anteilige DNB-Pauschale erhalten, die die DNB personell in die Lage versetzt, Projekte einzeln zu betreuen, so dass die Koordination und der Informationsfluss in die GND gewährleistet ist. Eine solche Investition wäre im Vergleich zur heutigen Tendenz zu Redundanzen und Doubletten sinnvoll und auf längere Sicht zielführend.

Eine weitere Herausforderung der Arbeit mit biographischen Metadaten ist die soziokulturelle Beschränkung, die historisch von der DNB ausgeht. Da die GND ursprünglich auf der Grundlage von Bibliothekskatalogen entwickelt wurde, sind in den biographischen Einträgen Schriftsteller überproportional vertreten. Dies gilt sogar innerhalb des dort vorrangig vertretenen Bereichs der Buchproduktion. Auch Verleger oder Schriftstellerinnen sind im Vergleich zu Schriftstellern unterrepräsentiert. Aufgabe der biographischen Forschung müsste es sein, einer solchen Verzerrung entgegenzuwirken, die im Prinzip kein Korrektiv zur (literarischen bzw. ideengeschichtlichen) Geschichtsschreibung ermöglicht, wie sie seit dem 19. Jahrhundert betrieben wird.

Mit qualitativ hochwertigen biographischen Metadaten wäre ein Schatz gewonnen, der biographische Forschung im Herzen der ideen- und literaturgeschichtlichen Forschung neu aufblühen lassen könnte. Das Potenzial, das mit diesen Möglichkeiten zusammenhängt, ist zu groß, um es nicht auszuschöpfen. Das Vernetzungspotential, das die GND-Nummern ermöglichen, lässt sich an einem einfachen Beispiel zeigen: Das BEACON⁵ ist ein ganz einfaches Dateiformat, das von Wikipedia initiiert und verbreitet wurde und das die größten Kulturerbeeinrichtungen schon länger unterstützen. Das Prinzip ist einfach: Jeder (Forscher, Kulturerbeeinrichtung, Hobbygenealoge) speist über die GND-Nummern die Informationen über eine bestimmte Person ein, über die er verfügt. Diese Informationen sind im Anschluss von allen anderen Projekten, die ebenfalls mit GND-Nummern arbeiten und am BEACON teilnehmen, abrufbar. Das Wikipedia-BEACON ist aus zwei Gründen besonders relevant. Zum einen, weil es besonders einfach konzipiert ist und die Benutzung nicht durch hohe technische Hürden erschwert. Insofern ist es der beste Beweis für die Effizienz von Standards und ihrer Umsetzung im Sinne des Datenaustauschs. Zum anderen ist das BEACON deswegen reizvoll, weil die Informationen immer ihrer Quelle zuzuordnen sind. So kann der Nutzer/die Nutzerin, der/die mit den biographischen Daten arbeitet oder sie mit den eigenen vergleicht, für sich entscheiden, ob er/sie lieber dem Wikipedia-Eintrag oder dem Deutsche Biographie-Eintrag folgen möchte. Dazu ist anzumerken, dass es oft gerade im Fall weniger bekannter Personen die Wikipedia-Einträge sind, die Informationen vortragen. Grundsätzlich ist der BEACON-Ansatz vor allem deswegen sinnvoll, weil er

5 <https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:BEACON>.

den Autoritätskonflikt umgeht und die Zitierfähigkeit durch den Verweis auf die jeweilige online-Quelle elegant löst. Zwar muss man sich durch unterschiedliche Quellen klicken, um die gewünschten Quellen und Informationen zu finden, aber im Prinzip verfügt dieser Ansatz als Crowdsourcingverfahren über zuverlässige Autoritäts- und Qualitätskontrollmechanismen, die für jede Weiterentwicklung die bestmögliche Grundlage sind.⁶

Tatsächlich sind hinsichtlich biographischer Metadaten nicht nur rein technische Fragen relevant; zentral ist der Aufbau eines Forschungsökosystems, das mit Sicherheit für die Zukunft der biographischen Forschung entscheidend sein wird.

2. Erzählung

Über die bibliothekarisch-archivarischen Metadaten hinaus, die als Einstiegs- und Vernetzungspunkt in der biographischen Forschung zum Einsatz kommen können, ist des Weiteren relevant, wie die Digital Humanities mit der Entwicklung von biographischen Narrativen umgehen.

Der Impuls, der in den ersten Jahren der Entwicklung der Digital Humanities von der Gemeinschaft der amerikanischen Klassischen Philologie kam, hat dazu geführt, dass sich biographische und prosopographische Datenbanken entwickelt haben, die allerdings den heutigen Standards nicht immer entsprechen.⁷ Solche Vorhaben davon zu überzeugen, etwa TEI-Standards zu verwenden, um interoperabel, d.h. mit anderen Datenbanken vernetzbar zu sein, ist nicht immer erfolgreich. Eine größere institutionelle Unterstützung, die notwendig wäre, um sich in diese Zusammenhänge einzuarbeiten, fehlt mitunter. Nach wie vor wird die Arbeit an einer Datenbank als reine Zusatzleistung betrachtet, nicht zuletzt, weil die wissenschaftlichen Evaluationsmechanismen von Publikationen die Komplexität und den Gehalt der betroffenen Datenmodelle nicht im gebührenden Maße berücksichtigen. Für die prosopographische Forschung wäre eine Stellungnahme der einschlägigen Verbände und Gesellschaften zu verbindlichen Standards und Normen ein wichtiges Zeichen, nicht zuletzt damit sich Nachwuchswissenschaftler_innen daran wagen, neue, interoperable, nachhaltige prosopographische Datenmodelle zu entwickeln.

Das biographische Narrativ konstituiert sich jedoch nicht ausschließlich über prosopographische Arbeiten, sondern auch über andere Annäherungen an die Rekonstruktion von biographischen Einheiten. Auch da bietet das Digitale Raum zur Kreativität – einen Raum, der allerdings noch wenig genutzt wird. Um eine Einzelbiographie zu erarbeiten, ist es üblich, die betroffene Person in den Mittelpunkt zu stellen. So entstehen auch online beispielsweise ein Heinrich-Heine-Portal,⁸ ein E.T.A. Hoffmann-Portal⁹ etc. Dabei würde es der Theorie der digitalen Methodik weit eher entsprechen, diese Form der biographischen Narrativbildung durch einen Netzwerkansatz zu ersetzen, d.h. Biographien von vornherein in ihrer gegenseitigen Verzahnung zu denken. Editionen und Portale müssen nicht figurenzentriert sein, sondern können sich um Konzepte einer

6 Zu Problemen des Crowdsourcing bei der Erstellung von zuverlässigen philologischen Quellen siehe Baillot 2016.

7 Zu nennen wäre hier die Arbeit der Klassischen Philologie an der Tufts University (vgl. beispielsweise http://ase.tufts.edu/classics/researchguide/index_files/Page603.htm).

8 <http://www.hhp.uni-trier.de/>.

9 <http://etahoffmann.staatsbibliothek-berlin.de/>.

Biographie ranken, die die Knotenpunkte in den Mittelpunkt stellen und gleichsam das Intertextuelle des biographischen Narrativs herausarbeiten. Entsprechendes wurde mit der Edition *Briefe und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800* versucht.¹⁰ Grundlegend – und hinsichtlich digitaler Editionen neu – war hier die Ausgangsidee, dass der Zugang zu literatur- und wissenschaftsgeschichtlichem Wissen im Netz nicht notgedrungen über einen bestimmten Autor oder ein einzelnes Werk zu erfolgen hat. Die Autorzentriertheit, die den gängigen Druckeditionen zu Grunde liegt, wurde zugunsten unterschiedlicher Annäherungsmöglichkeiten aufgebrochen. Diese konzeptionell entscheidenden Überlegungen ermöglichen den Einstieg in die Edition – gleichwertig neben dem Zugang über den Autor – über eine Forschungsfrage, einen Zeitpunkt oder eine Zeitspanne, einen bestimmten Ort oder eine Textgattung.¹¹ In diese Richtung müssen in Zukunft verstärkt auch theoretische Ansätze der Biographieforschung weitergedacht werden.

3. Kollation

Durch digitale Untersuchungsmethoden verändert sich die Herangehensweise an biographische Forschung auch im Bereich der Textanalyse. Besonders interessant sind in diesem Zusammenhang Kollationshilfsmittel, die automatisierte Textvergleiche erlauben. Es geht um maschinengestützte Möglichkeiten des Vergleichs von zwei oder mehreren sich unterscheidenden Versionen desselben Textes mit dem Ziel, Unterschiede, aber – quasi als Nebenprodukt – auch Übereinstimmungen zu identifizieren. Mit solchen Tools lassen sich Beziehungen bzw. Abhängigkeiten verschiedener Fassungen eines Textes rekonstruieren und visualisieren. Der Bereich, in dem solche Ansätze häufig genutzt werden, ist der der Plagiatsuntersuchung.¹² Zahlreiche Tools, die ähnlich konzipiert sind, werden aber auch im Bereich der Digital Humanities verwendet. Bereits in den 1960er Jahren gab es mit *Collatio Codicum: An Exercise in COMIT Programming* entsprechende Entwicklungen für automatisierte Textvergleiche. In Deutschland folgte dann in den 1970ern die Entwicklung von *TUSTEP*, dem *Tübinger System von Textverarbeitungsprogrammen* zur wissenschaftliche Textdatenverarbeitung innerhalb der Geisteswissenschaften. Besondere Verwendung hat *TUSTEP* im Bereich der Editions-wissenschaft zur Erstellung textkritischer Ausgaben und beim Vergleich verschiedener Textfassungen zur automatischen Generierung der Apparate erfahren. Bei den zwei zurzeit regelmäßig verwendeten Open Source Tools, die besonders im Hinblick auf die Bedürfnisse von Geisteswissenschaftlern hin entwickelt wurden, sind *Collate* mit seiner Weiterentwicklung *CollateX*¹³ sowie *Juxta*¹⁴ zu nennen. Während *CollateX* zwei

10 „Diese Edition versammelt Texte verschiedener Autoren und unterschiedlicher Gattungen, die Eines gemeinsam haben: Sie beleuchten auf einprägsame Weise das intellektuelle Leben im Berlin des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Über die unterschiedlichen Einstiegsmöglichkeiten (Autoren, Gattungen, Themen, Zeitperioden, Suchfunktion) werden Einblicke in die Entstehungsgeschichte romantischer Literatur ermöglicht, zusammen mit Einsichten in Ideen- und Kulturtransfer, der sich in einer politisch und literarisch turbulenten Zeit in der preußischen Hauptstadt beobachten lässt.“ <http://www.berliner-intellektuelle.eu/>.

11 Vgl. hierzu detaillierter: Baillot/Busch 2014.

12 Beispielhaft seien genannt *CheckText.org*, *WriteCheck*, *PlagiarismFinder*.

13 <http://collatex.huygens.knaw.nl/service/collate/console>.

14 <http://www.juxtasoftware.org/>.

oder mehr kürzere Textversionen miteinander vergleichen kann, Variantengraphen generiert, parallele Ansicht der Textversionen (linear, tabellarisch, optional segmentiert) zur Verfügung stellt und (unter Umständen) Transpositionen erkennt, unterstützt *Juxta* den Vergleich von Textversionen als plain text sowie in beliebigem XML-Format (inkl. TEI-P5), visualisiert die Ergebnisse in verschiedenen Ansichten und ermöglicht HTML-Exporte der Ergebnisse als kritischer Apparat.

Mit den genannten Tools ist es auch im Bereich der Textanalyse möglich, der Textgenese von Biographien nachzuspüren. Biographien sind als Forschungsfeld in diesem Zusammenhang besonders ergiebig, da sie sich in der Regel aus unterschiedlichen Textzeugen zusammensetzen bzw. unterschiedliches Quellenmaterial heranziehen und im Rahmen der Texterstellung verwerten. So fließen Briefe und Briefauszüge, Notizen, Tagebucheinträge, Mitteilungen von Freunden etc. in Biographietexte ein (vgl. Busch 2016). Die Identifikation und im Anschluss daran die Analyse von Fremdtextübernahmen in Biographien mithilfe oben genannter Kollationstools verspricht besonders ertragreich zu sein. Als ein interessantes ergänzendes Beispiel ist ein Projekt der Internationalen Stiftung Mozarteum und der digitalen Mozartedition zu nennen, in dem unter der Federführung von Anja Morgenstern die Mozartbiographie von Georg Nikolaus Nissen auf Fremdtextübernahmen hin untersucht wird.¹⁵ Hier werden sämtliche Quelltexte, die der Biographie zugrunde liegen, nachgewiesen. Dabei kommt der Arbeitsstelle entgegen, dass das Mozarteum über sämtliche relevante Quelltexte in elektronisch erfasster Form verfügt und auch die Mozartbriefe digital ediert hat. Das erleichtert einen entsprechenden Vergleich entscheidend. Im Rahmen der Analyse der von Nissen verfassten Biographie ist an der dortigen Arbeitsstelle ein XML/TEI-P5-Schema zur Analyse von Biographien und Fremdtextübernahmen entwickelt worden, das zukünftig bei GitHub zur freien Verfügung gestellt werden soll. Für die digitale Textanalyse von Biographien und vor allem die Weiterverwendung der erarbeiteten Analysedaten kann die Anwendung eines solchen Schemas zentral sein. Denn auch hier gilt: Je eher es zu einer Einigung auf einen Standard oder ein *how-to* kommt, desto eher und einfacher können die generierten Daten in anderen Forschungskontexten – auch zukünftig – weiterverwendet werden.

LITERATUR

- Baillot, Anne (2018): Reconstruire ce qui manque – ou le déconstruire? Approches numériques des sources historiques, *Digital Humanities Quarterly*.
<https://doi.org/10.14220/9783737006248.45>
- Baillot, Anne (2017): Das Netzwerk als Kunstwerk, in: Hannah Lotte Lund, Ulrike Schneider und Ulrike Wels (Hg.): *Die Kommunikations-, Wissens-, und Handlungsräume der Henriette Herz (1764–1847)*, Göttingen 2017, 45-53.
<https://doi.org/10.14220/9783737005678.261>
- Baillot, Anne (2016), Was tun mit der Weisheit der Massen? Moderne Philologie im digitalen Zeitalter, in: Stefanie Stockhorst, Marcel Lepper und Vinzenz Hoppe (Hg.): *Symphilologie. Formen der Kooperation in den Geisteswissenschaften*, Göttingen, 261-279.
- Baillot, Anne und Anna Busch (2014), „Berliner Intellektuelle um 1800“ als Programm. Über Potential und Grenzen digitalen Edierens, *literaturkritik.de*, Nr. 9, September 2014, Schwerpunkt: Romantik digital, unter: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=19678 (veröffentlicht: 1.9.2014).

¹⁵ <http://dme.mozarteum.at/DME/main/cms.php?tid=110&sec=briefe>.

- Busch, Anna (2016): Briefbiographie um 1800. Legitimationsmechanismen einer Textsorte, in: Christian Klein und Falko Schnicke (Hg.): Legitimationsmechanismen des Biographischen. Kontexte – Akteure – Techniken – Grenzen, Bern u.a., 205-222.
- Morgenstern, Anja und Agnes Amminger (2018): Biography as compilation: How to encode Georg Nikolaus Nissen's Biographie W. A. Mozart's (1828) in: TEI, Journal of the Text Encoding Initiative 10.
- Romary, Laurent, Mike Mertens und Anne Baillet (2016): Data fluidity in DARIAH – pushing the agenda forward, Bibliothek. Forschung und Praxis 39 (3), 350-357.
- Stadler, Peter (2016): Normdateien in der Edition, Editio. Internationales Jahrbuch für Editions-wissenschaft 26 (1), 174-183.

Zusammenfassung

Vor dem Hintergrund sich verändernder Forschungsansätze in den Geisteswissenschaften, dem Aufschwung digitaler, algorithmenbasierter Analyse- und Auswertungsverfahren in vornehmlich textgeprägten Wissenschaftsbereichen sowie den zentralen Auswirkungen, die das auf lebensgeschichtliche Quellen im digitalen Raum haben muss, soll die Wechselbeziehung zwischen den Digital Humanities und biographischer Forschung beleuchtet werden. Anhand dreier Schlagworte, die als Gliederungsabschnitte fungieren, beleuchtet der vorliegende Artikel Einzelaspekte dieses Zusammenhangs. Unter den Überschriften Vernetzung, Erzählung und Kollation soll exemplarisch gezeigt werden, wie geisteswissenschaftliche Fragestellungen anhand digitaler biographischer Daten beantwortet werden können. Zuvörderst werden biographische Metadaten auf ihr Potential für eine zukunftsweisende Vernetzungsstrategie hin überprüft. Im Anschluss werden Fragen der Entwicklung von biographischen Narrativen aufgeworfen. In einem dritten Schritt werden Kollationstools, wie sie bei der Analyse von Biographien verwendet werden, dargestellt, um das Potential aufzudecken, das auch in diesem Ansatz für biographische Forschung zu finden ist.

(Un-)Möglichkeit computergestützter Narrationsanalyse

Zur Anwendung von QDA-Software in der Biographieforschung

André Epp

1. Einleitendes: Biographieforschung und *digital turn*?

Die so genannte digitale Revolution oder der *digital turn* (vgl. Baum/Stäcker 2015), also die zunehmende Digitalisierung aller Lebensbereiche, transformiert tiefgreifend unsere Arbeitsweisen, Kommunikationswege, Freizeitgestaltung usw. Das Digitale kann als ein alldurchdringendes Phänomen beschrieben werden, dem sich nur schwer zu entziehen ist. Nicht nur Forschende aus den naturwissenschaftlich oder technisch ausgerichteten Fächern sind davon betroffen, sondern ebenso die Geistes- und Kulturwissenschaften, wie nicht zuletzt die Existenz der Digital Humanities verdeutlichen, die als digitale Geisteswissenschaften verstanden werden können (vgl. Jannidis/Kohle/Rehbein 2017).

Nichtsdestoweniger ist in den (Teil-)Disziplinen der Geistes- und Kulturwissenschaften die Digitalisierung unterschiedlich stark ausdifferenziert und fortgeschritten, und darüber hinaus nicht immer direkt ersichtlich. Für viele (Teil-)Disziplinen, wie eben auch für die Biographieforschung, stellt sich die Herausforderung, mit dem *digital turn* umzugehen, verbunden mit der Frage, welche Konsequenzen und Auswirkungen dieser auf die Arbeitsweise(n) der Biographieforschung hat. Dass auch innerhalb der Biographieforschung die Digitalisierung zunehmend thematisiert wird, verdeutlicht unter anderem die Tagung „Digital Humanities und biographische Forschung“, die im Juni 2017 an der Fernuniversität Hagen stattfand. Fragen, die diesbezüglich aufgeworfen werden, betreffen unter anderem die Langzeitarchivierung von biographischen Ton- und Filmdokumenten, ihre Visualisierung und Analyse mittels computergestützter verfahren und die kritische Reflektion des dadurch erzielten Erkenntnisgewinns.

Die Narrationsanalyse, die als ein zentrales Verfahren der Biographieforschung betrachtet werden kann, findet in den Ausführungen zur Analyse qualitativer Daten mittels QDA¹-Software bis dato keine Berücksichtigung. Angesichts dessen wird in dem folgenden Beitrag diskutiert, inwiefern die Narrationsanalyse mit computergestützten Verfahren umsetzbar ist. Nach einem historischen Rückblick auf die Verbreitung von QDA-Software (2) wird Grundsätzliches zur analogen (etwa mit Papier und Stift) und digitalen (computergestützten) Analysearbeit ausgeführt (3). Schließlich wird das konkrete Vorgehen einer computergestützten Narrationsanalyse anhand eines Beispiels verdeutlicht (4). Abschließend erfolgt eine kritische Diskussion der Vorzüge und Gefahren des exemplarisch dargestellten Vorgehens (5).

1 QDA steht für qualitative Datenanalyse.

2. Historischer Rückblick: Aufkommen und Verbreitung von QDA-Software

Im Zuge der zunehmenden Verbreitung von Personal Computern und den damit verbundenen neuen technischen Möglichkeiten begann Ende der 1980er Jahre eine Diskussion darüber, in welcher Weise und welchem Maße die technischen Neuerungen für die Analyse qualitativer Daten wie Interviews oder Gruppendiskussionen nutzbar gemacht werden könnten. In der Folge wurde weltweit eine Vielzahl an Programmen entwickelt, für die sich der Oberbegriff QDA-Software etabliert hat und deren Leistungs- und Funktionsumfang gegenwärtig recht unterschiedlich ist (vgl. Fielding/Lee 1998; Kuckartz 2009: 715; Weitzmann/Miles 1995: 27 ff.). Unzweifelhaft ist ein grundlegender Vorzug der computergestützten Analyse, dass Forschende auf effizientere Weise eine größere Menge an Daten analysieren, organisieren etc. können, als dies analog möglich wäre. Die Programme übernehmen dabei nicht die Analysearbeit der Forschenden, sondern unterstützen, erleichtern und dokumentieren diese lediglich (vgl. Mayring 2001: 10).

Mit der verstärkten Ausbreitung und Nutzung von QDA-Software in Forschungsprojekten der 1990er Jahre wurde vermehrt die Frage diskutiert, ob es sich bei der computergestützten Analyse um eine eigenständige Methodik oder lediglich um ein Hilfsmittel handelt. Laut Kuckartz (2009: 729) stellt die computergestützte Analyse „einen neuen Analysestil dar und ist gleichzeitig aber auch ein Werkzeug, mit dem sich andere Methoden des Vor-Computer-Zeitalters umsetzen lassen“. In Bezug auf letztere Lesart fügt Kuckartz argumentativ hinzu, dass sich seiner Auffassung nach lediglich das Erscheinungsbild der Analyse aufgrund der computergestützten Programme verändert habe, nicht aber die Auswertungsmethodik an sich. Methoden wie die qualitative Inhaltsanalyse ließen sich lediglich in einem anderen Medium umsetzen.

Ferner wurden in den diskursiven Auseinandersetzungen Bedenken geäußert, dass die technischen Möglichkeiten eine „neue Orthodoxie“ der qualitativen Methoden hervorbringen würde, da die computergestützte Analyse überwiegend für Verfahren entwickelt wurde, die eine codebasierte Analyse verfolgen, also jene, die nicht die Sequenzialität des Textes betrachten, sondern ihn mithilfe von Kategorien einteilen und neu sortieren, während Verfahren, die nicht codebasiert vorgehen, benachteiligt würden. Dadurch, so die Argumentation, bestehe die Gefahr, dass die Analyse qualitativer Daten in eine bestimmte, eben eine codebasierte Richtung gedrängt werde (vgl. Coffey et al. 1996). Zwar haben sich diese Bedenken meines Erachtens gegenwärtig nicht bewahrheitet. Man denke nur an die Entwicklung der Biographieforschung in den unterschiedlichen Disziplinen wie Soziologie, Erziehungswissenschaften, Geschichte, Germanistik usw. (siehe u.a. Krähnke/Finster/Reimann/Zschirpe 2017; Krüger/Marotzki 2006; Puchert 2017; Trescher/ Bröner 2017) oder auch speziell an die biographische Professionsforschung in der Erziehungswissenschaft selbst (siehe u.a. Kunze 2013; Kraul/Marotzki/Schweppe 2002). Dennoch kann von einer „neuen Orthodoxie“ gesprochen werden, nicht in Bezug auf die codebasierte oder nicht-codebasierte Entwicklung der qualitativen Methoden, aber doch hinsichtlich der Analyse des codebasierten Vorgehens an sich, da dieses vorwiegend unter Verwendung von QDA-Software praktiziert wird (Epp 2018b).

Im Gegensatz zu den damaligen Bedenken, dass QDA-Programme sequentielle Verfahren wie die Narrationsanalyse verdrängen könnten, findet aktuell die Auseinan-

dersetzung mit den möglichen Potenzialen der genannten Programme für die Biographieforschung statt. Konkret geht es um die Frage, ob und wie die technischen Hilfsmittel, die ursprünglich für codebasierte bzw. kategorienbasierte Analyseverfahren entwickelt wurden, für nicht-codebasierte bzw. nicht-kategorienbasierte Verfahren, etwa für die Narrationsanalyse, nutzbar gemacht werden können.

3. Elementares zum digitalen und analogen Vorgehen

Der Rückgriff auf bestimmte methodische Vorgehensweisen und die Nutzung bestimmter analytischer Methoden wie die Narrationsanalyse (vgl. Schütze 1983) oder die Grounded Theory (vgl. Strauss/Corbin 1996) haben ebenso wie die Forschenden selbst erheblichen Einfluss auf die Analyse. Gleiches gilt auch für die verwendeten Hilfsmittel, seien diese digitale oder analoge, da deren Einsatz ebenso wenig voraussetzungsfrei ist wie die Wahl der Methoden (vgl. Aebli 1980: 26 f.; Scheele 1988: 11; Soeffner 2014: 41 f.). Die computergestützte Analyse ist ebenso wenig wie die wissenschaftlichen Methoden eine neutrale Zugangsweise. Dass die (unterstützenden) Hilfsmittel den Forschungsgegenstand nie voraussetzungsfrei erfassen können, sondern immer gegenstandskonstituierend sind, also die Analyse beeinflussen und sich auf diese auswirken, muss deshalb immer auch Gegenstand der Reflektion sein.

Das bedeutet nicht, dass Forschende mit analogen bzw. digitalen Hilfsmitteln zu grundverschiedenen Ergebnissen kommen. Kleinstelemente und Ausschnitte der Analyse weisen jedoch meist geringfügige, dabei durchaus wesentliche Detaillierungen und Nuancierungen auf. Die Ergebnisse werden nicht grundlegend anders abgebildet, aber anders akzentuiert. Diesen Umstand gilt es nicht nur bei der Wahl der Hilfsmittel zu berücksichtigen, sondern ebenso sollte dieser im Laufe des Forschungsprozesses immer wieder thematisiert werden. Dies betrifft ebenfalls die eigenen Präferenzen. Forschende sollten reflektieren und begründen, warum sie eine analoge oder eine computergestützte Arbeitsweise bevorzugen oder warum sie die eine oder andere gerade in diesem, aber nicht in jenem Forschungsprojekt einsetzen.

Die computergestützte Analyse eröffnet Möglichkeiten, die mit einem analogen Vorgehen nicht realisiert werden können. Gleiches gilt jedoch auch andersherum. So ermöglicht die computergestützte Analyse andere Formen der Visualisierung des Materials und der Analyse, als dies mit Papier und Stift möglich wäre. Dies betrifft die Übersichtlichkeit, Ordnung, Nachvollzieh- und Lesbarkeit für andere etc. Die jeweiligen Hilfsmittel öffnen und verschließen unterschiedliche Möglichkeitsräume, weisen aber auch Überschneidungen auf. Analoge wie computergestützte Vorgehensweisen sind mit Vor- und Nachteilen behaftet, die im Hinblick auf die Wechselwirkung zwischen den Hilfsmitteln, den Forschenden und der Analysemethode reflektiert werden müssen.

4. Narrationsanalyse und QDA-Software: Möglichkeiten und Grenzen

Da die QDA-Programme bevorzugt für code- bzw. kategorienbasierte Vorhaben entwickelt wurden, stellt sich zunächst die Frage, ob ein sequenzielles Vorgehen wie die Narrationsanalyse unter diesen (technischen) Voraussetzungen überhaupt möglich ist. Wie ich verdeutlichen werden, ist dies zwar möglich, jedoch gehen mit den digitalen Hilfsmitteln nicht nur Chancen einher, sondern es sind damit ebenso Gefahren und Risiken, Grenzen und Schwierigkeiten verbunden, die es zu berücksichtigen gilt. Das

Vorgehen der computergestützten Narrationsanalyse wird nachfolgend mithilfe eines konkreten Falles (Frau Ludwig²) verdeutlicht, der aus dem Forschungsprojekt zur biographischen Genese Subjektiver Theorien³ (Epp 2018a) stammt. Verwendet wird die Analysesoftware MAXQDA. Da der Funktionsumfang populärer QDA-Programme größtenteils äquivalent ist, liegen der Entscheidung für MAXQDA keine Gesichtspunkte bezüglich des Funktionsumfanges zugrunde. Für mich war allein der niederschwellige Zugang entscheidend, da diese Software an meinem Institut vorhanden ist. Mit Frau Ludwig, die ein Gymnasiallehramtsstudium absolviert hat, wurde ein biographisch-narratives Interview (vgl. Schütze 1983) geführt. Zum Zeitpunkt des Interviews war sie um die 60 Jahre alt und übte seit 19 Jahren den Beruf der Lehrerin aus. An ihrer gegenwärtigen Schule, einer integrierten Sekundarschule, unterrichtete sie dagegen erst seit sechs Jahren.

Bezogen auf die oben angesprochenen Vor- und Nachteile analoger und digitaler Hilfsmittel werden im hier vorgestellten Fall insbesondere jene Nachteile virulent, die durch die architektonische Grundgestaltung, also die technische Rahmung der Programme bedingt sind, also die oben erwähnte Programmierhaltung, die auf code- bzw. kategorienbasierte Vorhaben abzielt bzw. diese bevorzugt. Aufgrund des rahmenden Funktionsumfangs von MAXQDA und anderer QDA-Programme können die einzelnen Analyseschritte der klassischen Narrationsanalyse nach Schütze nicht wie gewohnt realisiert werden. Das übliche, analoge Vorgehen umfasst folgende Schritte: (1) formale Textanalyse, (2) strukturell inhaltliche Beschreibung, (3) analytische Abstraktion, (4) Wissensanalyse und (5) kontrastive Vergleiche (vgl. ebd.). Die computergestützte Narrationsanalyse lehnt sich zwar an die klassische Narrationsanalyse nach Schütze an, muss deren Schritte aber an den Funktionsrahmen der jeweiligen QDA-Programme anpassen. Um die Anpassungsleistungen und Modifikationen auch auf der Ebene der Benennung der Analyseschritte zu verdeutlichen, wird das Adjektiv „computergestützt“ verwendet. Wie und welche Anpassungsleistungen und Modifikationen damit verbunden sind, wird im Folgenden verdeutlicht.

4.1 Computergestützte Gliederung nach Lebensabschnitten bzw. -situationen

Die Gliederung einzelner Lebensabschnitte bzw. -situationen ist mit dem Funktionsumfang von MAXQDA durchaus möglich. Es können größere Sinneinheiten strukturell beschrieben werden, und das Material kann nach größeren Lebensabschnitten geordnet werden, die strukturell ähnliche Handlungsbedingungen und -weisen enthalten, also die zusammen eine Sinneinheit ergeben. Um dies zu gewährleisten, muss an das Material die Frage herangetragen werden, welche Phasen eine zusammenhängende Einheit ergeben und inwiefern sich andere Phasen davon abgrenzen lassen (vgl. ebd.: 286). Die

2 Alle Namen und Personenangaben sind aus Gründen des Datenschutzes maskiert.

3 Subjektive Theorien umfassen die kognitiven Strukturen und Überzeugungen, die pädagogisch Tätige dazu befähigen, (erfolgreiche und adressatengerechte bzw. nicht-erfolgreiche und adressatenverfehlende) Handlungsstrategien zu gestalten, da diese (vgl. Dann 2000: 87) „Wissenselemente (inhaltliche Konzepte), die in bestimmten Beziehungen (formale Relationen) zueinander stehen, so dass Schlussfolgerungen möglich sind“ (ebd.: 87) enthalten. Sie spiegeln nicht nur das Wissen, das in der akademischen Ausbildung erworben wurde, wieder, sondern auch, wie eine Person (berufs-)biographisch geprägt worden ist, welcher Wert- und Glaubenshorizont ihr Sehen, Denken und Handeln antreibt (vgl. Reusser/Pauli 2014: 642).

einzelnen Lebensabschnitte können in MAXQDA strukturiert und voneinander abgegrenzt werden, indem sie markiert und entsprechend als neue „Codes“⁴ (Oberkategorien) benannt und erstellt werden (siehe Abb. 1).

Emigration und Schulzeit in Chile		■
Familiäre Probleme		■
Verteidigung der Schwester vor Lehrkräften		■
Unbeständigkeit		■
...		
Rückkehr nach Deutschland		■
Weiterer Schulwechsel		■
Tod der Mutter		■
Weiterer Schulwechsel		■
Aushilfskraft beim Vater in der Praxis		■
Vater in Untersuchungshaft		■
...		
Wechselnde Aushilftätigkeiten und Nachholen von Bildungsqualifikationen		■
Weiterer Job als Aushilfskraft		■
Nachholen der Mittleren Reife		■
Wechsel der Aushilftätigkeit		■
...		
Wechsel der Studienrichtung		■
...		

Legende

Lebens- bzw. Sinnabschnitt (Oberkategorie)	■
Einzelsequenz (Unterkategorie)	■
Inhaltlich-strukturelle Beschreibung bzw. ausführliche Beschreibung der Einzelsequenz (Memo)	■

Es öffnet sich ein Fenster, sodass die Möglichkeit besteht die Sequenzen ausführlich zu beschreiben.

Abb. 1: Ausschnitt aus dem Programm MAXQDA: Strukturierung von Lebensabschnitten und Einzelsequenzen

Jeder Lebens- bzw. Sinnabschnitt darf dabei nur einmal „kodiert“ werden. Auf diese Weise können einzelne und zeitlich begrenzte Prozessstrukturen des Lebenslaufs von Frau Ludwig herausgearbeitet werden:

- Familiäre Konstellationen
- Emigration und Schulzeit in Chile

4 Begriffe wie Codes, codieren etc. werden hier nicht in ihrer ursprünglichen Bedeutung verwendet. Die Narrationsanalyse wird also nicht zu einem kodebasierten Verfahren umfunktioniert, sondern die Begriffe werden verwendet, um sich an den Jargon der architektonischen Rahmung der QDA-Programme anzulehnen. Es kommt also die codebasierte Programmierhaltung der Software zum Vorschein, sodass die Lebensabschnitte als „Codes“ generiert und bezeichnet werden müssen. Dies betrifft ebenso den Terminus „Kategorie(n)“. Um dies zu verdeutlichen, werden diese beiden Begriffe im Folgenden jeweils in Anführungsstrichen gesetzt.

- Rückkehr nach Deutschland
- Wechselnde Aushilfstätigkeiten und Nachholen von Bildungsqualifikationen
- Referendariat
- Berufseinstieg in den Lehrinnenberuf und Zusammenbruch
- Stellenwechsel und derzeitige berufliche Situation

Diese größeren zusammenhängenden Sinneinheiten müssen darüber hinaus ausführlich strukturell-inhaltlich beschrieben werden, um so weitere Unterschiede aufdecken und die Sinneinheiten wohlbegründet voneinander abgrenzen zu können. Dies erfolgt mithilfe der Memofunktion des Programms (siehe Abb. 1). Insgesamt weist das Vorgehen beträchtliche Gemeinsamkeiten zum Analyseschritt der strukturellen inhaltlichen Beschreibung auf, wie sie der klassischen Narrationsanalyse nach Schütze entsprechen. Deutlich wird jedoch auch, dass eine formale Textanalyse zu Beginn aufgrund des rahmenden und einschränkenden Funktionsumfangs von MAXQDA nicht realisierbar ist. Diese wird allerdings in modifizierter Form im nachfolgenden Schritt nachgeschoben.

4.2 Computergestütztes Identifizieren von Einzelsequenzen

Im nachfolgenden Analyseschritt gilt es, Einzelsequenzen innerhalb der größeren Sinn- und Lebensabschnitte zu identifizieren und diese inhaltlich zu erfassen (vgl. ebd.: 286). Aufgrund der codebasierten Architektur von MAXQDA kann dies ebenso nur unter Rückgriff auf die Codefunktion erfolgen. Die Einzelsequenzen werden als „Unterkategorien“ zu der bereits formulierten „Oberkategorie“, dem größeren Lebensabschnitt, „codiert“. Für die Identifizierung der Einzelsequenzen müssen ebenfalls „Codes“ vergeben werden (siehe Abb. 1). Auch hier gilt es zu beachten, dass jede Einzelsequenz nur einmal „kodiert“ werden darf. Angesichts des eingeschränkten Zeichenumfanges zur Benennung von „Kategorien“ kann die ausführliche Beschreibung der Einzelsequenzen nicht in der „Kategorienbezeichnung“ erfolgen, sondern muss ebenfalls mittels Memos (Memofunktion) geschehen. Unumgänglich ist es jedoch, die „codierten“ Einzelsequenzen zu benennen. Zwar könnte die Bezeichnung auch offengelassen werden, also ohne die Einzelsequenz als „Kategorie“ zu benennen, oder es könnten Buchstaben, Nummern etc. verwendet werden. Dies birgt jedoch die Gefahr, den Überblick über die unterschiedlichen Einzelsequenzen zu verlieren. Ein vorläufiges Benennen ist einerseits hilfreich, um ein zügiges Wiederfinden bzw. Identifizieren der Textstelle(n) innerhalb des Datenmaterials zu gewährleisten, andererseits stellt dieses Vorgehen einen vorbereitenden Schritt für die analytische Abstraktion dar. Mithilfe der Memofunktion wird die Einzelsequenz zunächst ausführlich beschrieben und im nächsten Schritt auf einem abstrakten Niveau als „Kategorie“ überschriftartig benannt. Zwar stehen in diesem Analyseschritt die identifizierten Einzelsequenzen, die sich innerhalb der größeren Lebens- und Sinnabschnitten verbergen, und ihre Beschreibung im Mittelpunkt. Gleichwohl ist mit der vorläufigen Abstraktion die Ablösung vom konkreten Handlungskontext, den Details der einzelnen Lebensabschnitte verbunden (vgl. ebd.: 286).

Das beschriebene Vorgehen wird im Folgenden mithilfe einer Einzelsequenz, die aus dem größeren Lebens- und Sinnabschnitt „Emigration und Schulzeit in Chile“ stammt, verdeutlicht.

Ich bin inma- insgesamt in Chile dreizehn Mal die ähhh die Schule habe ich da gewechselt. Und ähm von Klosterschulen bis ganz regionalen kleinen Dorfschulen äh war alles dabei (Frau Ludwig, Z. 35-37).

Die Biographin erwähnt, dass für ihre Schulzeit in Chile der vielfache Schulwechsel, höchstwahrscheinlich verbunden mit ebenso häufigen Ortswechslern, prägend war. Ferner konkretisiert sie die Schulformen, die sie in diesem Zeitraum besucht hat. Nachdem die Einzelsequenz inhaltlich erfasst wurde, muss sie in Form einer Kategorie auf einem abstrahierten Niveau beschrieben werden. Dies geschieht auf Basis der inhaltlichen Beschreibung der Textstelle. Die identifizierte Einzelsequenz kann zum Beispiel mit dem Wort „Unbeständigkeit“ überschriftartig benannt werden, um das Charakteristikum der stetigen Bewegung und die damit einhergehenden Umstellungen und Brüche prägnant zu benennen.

Sind die Einzelsequenzen zu allen größeren Lebens- und Sinnabschnitten identifiziert und beschrieben worden, muss überprüft werden, ob die Handlungsbedingungen und Handlungsweisen der größeren Abschnitte auch in den Einzelsequenzen deutlich werden bzw. lokalisiert werden können. Sollte dies nicht der Fall sein, müssen die größeren Lebens- bzw. Sinnabschnitte überarbeitet und gegebenenfalls neu segmentiert werden. Das beschriebene Vorgehen lehnt sich einerseits partiell an die formale Textanalyse der klassischen Narrationsanalyse an, da ebenfalls Einzelsequenzen identifiziert und segmentiert werden. Andererseits weist das Vorgehen auch Elemente der analytischen Abstraktion auf (vgl. ebd.: 286), da bereits auf dieser Stufe eine Ablösung von den Details der Einzelsequenzen stattfindet, indem diese auf eine höhere Abstraktionsebene gebracht werden.

4.3 Computergestützte analytische Abstraktion

Wie der Name des Analyseschrittes vermuten lässt, lehnt sich dieser an die klassische Narrationsanalyse nach Schütze an. Ebenso wie Schützes Verfahren zielt die computergestützte analytische Abstraktion darauf ab, einzelne Lebensabschnitte – im Jargon der computergestützten Narrationsanalyse die „Oberkategorien“ – sowie ihre Einzelsequenzen – also die „Unterkategorien“ – systematisch miteinander in Beziehung zu setzen, um so dominante biographische Prozessstrukturen des Falles identifizieren zu können. Durch die Ablösung von den konkreten Handlungskontexten der einzelnen Sinneinheiten werden Gestaltungsmuster und -logiken sichtbar gemacht. Auf dieser Grundlage können dominante Prozessstrukturen „in den einzelnen Lebensabschnitten bis zur gegenwärtigen dominanten Prozessstruktur herausgearbeitet“ (ebd.: 286) werden. Schütze (ebd.: 286) spricht diesbezüglich von der „biographischen Gesamtformung“ des Falles.

Dafür werden die vorläufigen Abstraktionen der Einzelsequenzen, die den größeren Sinn- und Lebensabschnitten zu Grunde liegen, miteinander verglichen. Durch die vorläufigen Abstraktionen aus dem vorherigen Analyseschritt ergeben sich erste vorsichtige Andeutungen auf Gemeinsamkeiten oder Ähnlichkeiten, die bezüglich der biographischen Fallstruktur vorhanden sein könnten, also für den Fall prägende Generierungsmuster. Jedoch müssen alle Einzelsequenzen im Blick auf die Angemessenheit der Abstraktion nochmals einer genauen Prüfung unterzogen werden. So können unter Rückgriff auf sozialwissenschaftliche Konzepte wie die Prozessstrukturen des Lebenslaufes

(vgl. Schütze 1981) die konkreten biographischen Ereignisse abstrahiert werden. Mithilfe des Vergleichs kann die dominante biographische Prozessstruktur des Falles identifiziert werden.

Wie dies forschungspraktisch mithilfe von MAXQDA realisiert werden kann, wird im Folgenden anhand des Fallbeispiels von Frau Ludwig, wie in Abschnitt 4.2 vorgestellt, weiter exemplifiziert. Dort wurde in Bezug auf die erörterte Einzelsequenz festgehalten, dass der häufige Schulwechsel im Zentrum steht. Dafür wurde in MAXQDA eine „Kategorie“ erzeugt, die überschriftartig mit dem Begriff „Unbeständigkeit“ bezeichnet wurde. Diese Passage wird in der analytischen Abstraktion mit anderen Einzelsequenzen vergleichend in Beziehung gesetzt, für die ebenfalls eine „Kategorie“ mit einer vorläufigen abstrahierenden Bezeichnung generiert wurde, die den größeren Sinn- und Lebensabschnitten zu Grunde liegen. In dem größeren Sinn- und Lebensabschnitt „Rückkehr nach Deutschland“ wurde zum Beispiel folgende Einzelsequenz identifiziert:

[...] dann sind wa da nochmal zweimal umgeschult worden (Frau Ludwig, Z. 46-47).

Diese wurde mit der vorläufigen abstrahierenden Bezeichnung „weiterer Schulwechsel“ versehen, da die Biographin auf der inhaltlichen Ebene beschreibt, dass sie mehrmals die Schule gewechselt hat. Dies wird insbesondere durch das Adverb „nochmals“ mit Nachdruck betont. Offen bleibt jedoch, ob mit dem Schul- auch ein Wohnortwechsel einherging. Im gleichen Sinn- und Lebensabschnitt wurde eine weitere Einzelsequenz mit der vorläufigen abstrahierenden Bezeichnung „weiterer Schulwechsel“ versehen:

[...] dann hat mein Vater uns in München in so ne Privatschule gebracht (Frau Ludwig, Z. 47-48).

Auch in dieser Passage wird ein weiterer Schulwechsel angesprochen, der durch den Wohnortwechsel von Stade nach München sowie durch den aller Voraussicht nach stattgefundenen Schulformwechsel auf eine Privatschule zum Ausdruck kommt. Wäre lediglich ein Schulwechsel auf eine andere äquivalente Schule erfolgt, so hätte Frau Ludwig den Wechsel an eine Privatschule nicht betont bzw. betonen müssen, sondern hätte von einem weiteren Schulwechsel sprechen können.

In dem nachfolgenden größeren Sinn- und Lebensabschnitt „Wechselnde Aushilftätigkeiten und Nachholen von Bildungsqualifikationen“ konnte folgende Einzelsequenz, die mit den genannten in Beziehung steht, identifiziert werden:

Und dann habe ich mich ganz kurz äh äh umgeschrieben auf Lehramt für Spanisch und Deutsch (Frau Ludwig, Z. 87-88).

Diese Passage wurde vorläufig mit dem Begriff „Wechsel der Studienrichtung“ versehen, weil Frau Ludwig auf der inhaltlichen Ebene ihren Studiengangwechsel, also die Neuausrichtung ihres angestrebten Universitätsabschlusses, zum Ausdruck bringt.

Vergleicht man die inhaltlichen Beschreibungen und die vorläufigen Abstraktionen der eingeführten Einzelsequenzen miteinander, so werden durchaus Gemeinsamkeiten

deutlich. In all den erörterten Passagen kommt das Moment der Unbeständigkeit zum Ausdruck, dass bereits in der eingeführten Einzelsequenz in Abschnitt 4.2 aus der inhaltlichen Beschreibung abstrahierend formuliert wurde. Unter eingehender analytischer Kontrolle und kontinuierlicher Vergleiche der Einzelsequenzen kann der Status der vorläufigen Bezeichnungen verlassen und die abstrahierten Strukturaussagen weiter elaboriert werden. Alle hier eingeführten Einzelsequenzen, für die mittels MAXQDA eine „Kategorie“ erzeugt wurde und die allesamt überschriftartig benannt wurden, können jeweils mit dem Begriff Unbeständigkeit bezeichnet werden; entsprechend der Passage im Subabschnitt 4.2. Des Weiteren wird nicht nur in den Einzelsequenzen das Moment der Unbeständigkeit virulent, sondern kommt außerdem in der Bezeichnung des größeren Sinn- und Lebensabschnitts „Wechselnde Aushilfstätigkeiten und Nachholen von Bildungsqualifikationen“ zum Ausdruck, da der Lebensabschnitt einerseits durch den mehrfachen Wechsel von unterschiedlichen Aushilfstätigkeiten und andererseits durch eine Phase des Wechsels zwischen dem Nachholen von Bildungsqualifikationen und der umfassenden Rückkehr in Aushilfstätigkeiten zu charakterisieren ist.

Da hier nicht der Fall an sich im Vordergrund steht, sondern dieser dazu dient, das narrationsanalytische Vorgehen mithilfe der computergestützten Analyse zu verdeutlichen, kann dieser nur grob skizziert werden.⁵ Dementsprechend können ergänzende Momente der Unbeständigkeit, die in weiteren Einzelsequenzen der größeren Sinn- und Lebensabschnitte identifiziert wurden, nicht ausgeführt werden. Dies trifft ebenso auf die biographische Gesamtformung des Falles zu. Der Moment der Unbeständigkeit ist nur ein Puzzleteil, also ein einzelnes Gestaltungsmuster, das in einem Zusammenhang mit weiteren Mustern und Logiken, die den Fall prägen, betrachtet werden muss. Mithilfe der unterschiedlichen Gestaltungsmustern und -logiken können die Prozessstrukturen des Lebenslaufes erfasst werden. Ungeachtet dessen kann jedoch für die eingeführten Passagen festgehalten werden, dass der Moment der Unbeständigkeit immer wieder in verschiedenen Einzelsequenzen der größeren Sinn- und Lebensabschnitte zum Vorschein kommt und somit einen umfangreichen Raum in der biographischen Erzählung einnimmt. Der beschriebene Moment zieht sich wie ein roter Faden durch die Biographie von Frau Ludwig.

4.4 Computergestützte Wissensanalyse

Nach Schütze (ebd.: 286 f.) bezieht der Analyseschritt der Wissensanalyse eigentheoretische argumentative Einlassungen, subjektive Deutungen etc. ein, die die Biographen im biographisch-narrativen Interview erwähnen. Die zuvor rekonstruierten Verhaltens- und Handlungsweisen einer Person werden mit ihren Deutungen, Wahrnehmungen und Wertungen in Bezug gesetzt. Diese geben einen Einblick in die Handlungsabsichten, die der oder die Befragte zum Zeitpunkt des Erlebens hatte, in seine oder ihre Deutungen und Orientierungen und die nachträgliche Bewertung des eigenen Verhaltens.

Da zu Beginn des computergestützten Analyseprozesses die nicht narrativen Passagen nicht ausgeklammert wurden, so wie es in der formalen Textanalyse nach Schütze (1983) ursprünglich praktiziert wird, stellt sich bezüglich der computergestützten Wis-

5 Bezüglich der ausführlichen Fallrekonstruktion von Frau Ludwig kann auf den Artikel von Epp (2018a) verwiesen werden.

sensanalyse einerseits die Frage, wie diese Passagen nun in den Analyseschritt eingebunden werden sollen bzw. können, und andererseits, ob und wenn ja wie das Nicht-(Visuelle-)Ausklammern der subjektiven Deutungen in der computergestützten Narrationsanalyse die vorherigen Analyseschritte, die Rekonstruktion der dominanten Prozessstruktur des Falles, beeinflusst hat.

In der architektonischen Grundlegung der QDA-Software MAXQDA können Interviewpassagen nicht aus- und wieder eingeblendet werden, was das Ausklammern aller nicht-narrativen Passagen gewährleisten würde, sodass mit diesem Umstand andersartig umgegangen werden muss. Dies hat zur Folge, dass die Textsorten nicht immer voneinander getrennt werden können; sie müssen also teilweise zusammen „codiert“ werden, wie in dem Beispiel in 4.2 deutlich wird. Die eigentliche Erzählung umfasst nur „Ich bin, [...], die Schule habe ich da gewechselt“ (Frau Ludwig, Z. 35-36). Dies trifft ebenso auf die größeren Sinn- und Lebensabschnitten zu. Zwar bietet MAXQDA wie auch andere QDA-Programme weitere technische Möglichkeiten, die unterschiedlichen Textsorten mit unterschiedlichen Farben zu „codieren“ oder die Textsorten der Beschreibung und Argumentation unterhalb der bereits erstellten Einzelsequenz zu „codieren“. Damit ist zwar ein großer forschungsökonomischer Aufwand verbunden. Ein Vorteil des „Mitcodierens“ der Textsorten Beschreibung und Argumentation zu der jeweiligen Erzählung gewährleistet hingegen ein zügiges Wiederauffinden derselben.

Tatsächlich werden Forschende, die über Jahr(zehnt)e mit der Narrationsanalyse nach Schütze vertraut sind, die nicht-narrativen Passagen zwar ausklammern, jedoch nicht dezidiert aus dem Transkript herausstreichen. Das Eliminieren aller nicht-narrativen Passagen erfolgt, salopp ausgedrückt, „nebenbei“, ohne dies wirklich physikalisch auszuführen. Des Weiteren erwähnt Schütze hinsichtlich der Textsorten der Beschreibung und des Argumentierens in dem Nachtrag zu seinem Aufsatz von 1983 „Biographieforschung und narratives Interview“, dass er sich ungenau ausgedrückt habe und er die argumentativen und beschreibenden Textpassagen, wie ihm vorgeworfen worden sei, ganz und gar nicht für unwichtig halte. Er formuliert weiter, „dass allgemeine Aussagen der Informanten und/oder Akteure stets im Kontext ihrer Hervorbringung und ihrer Handlungsfunktion (und auch Erleidens- und Sinngebungsfunktion) analysiert werden müssten“ (Schütze 2016: 70). Des Weiteren betont Schütze, dass er sich grundsätzlich, auch vor dem Hintergrund seiner ungenauen Formulierung, bereits sehr früh im Arbeitsgang des Analyseprozesses mit Argumentationen und strukturellen Beschreibungen auseinandergesetzt habe (vgl. ebd.: 72).

Die Ergänzungen Schützes verdeutlichen, dass Argumentationen und Beschreibungen keine Geringschätzung erfahren dürfen, da sie genauso bedeutsam wie Erzählungen sind. Infolgedessen halte ich das „Mitkodieren“ von Beschreibungen und Argumentationen sowohl in den Einzelsequenzen als auch in den größeren Sinn- und Lebensabschnitten für angemessen und für eher geringfügig problematisch in Bezug auf die Analyse, wie etwa auch Rosken (2009) in ihrer Untersuchung verdeutlicht. Auch sie vertritt die Auffassung, dass alle Textsorten fortlaufend gleichwertig in die Analyse integriert werden sollten.

4.5 Computergestützte kontrastive Vergleiche

Wie in der klassischen Narrationsanalyse nach Schütze (1983: 287) so können mit dem kontrastiven Vergleich auf Basis von QDA-Software ebenfalls Fälle miteinander in Be-

ziehung gesetzt werden. Mit dem dargestellten Verfahren der computergestützten Narrationsanalyse können weitere Fälle analysiert werden, die dann miteinander verglichen werden. So können Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Fällen entdeckt und herausgearbeitet werden. Für den kontrastiven Vergleich sind insbesondere die verschiedenen Visualisierungsmöglichkeiten, die MAXQDA bietet, hilfreich.

4.6 Computergestützte Visualisierungsmöglichkeiten

Aufgrund ihrer architektonischen Beschaffenheit können mit QDA-Programmen wie MAXQDA unterschiedliche Formen der Visualisierung realisiert werden. MAXQDA selbst differenziert zwei Visualisierungsmöglichkeiten:

Max-Maps können Forschende dazu verwenden, um ihre Ideen, Konzepte, Hypothesen, Zusammenhänge etc. graphisch in Netzwerkdarstellungen zu visualisieren. So können biographische Verläufe, Verbindungen und Zusammenhänge sichtbar gemacht werden. Zwar ermöglicht MAXQDA die graphische Gestaltung, jedoch könnten solche Netzwerkdarstellungen auch ohne weiteres mit Papier und Stift angefertigt werden.

Des Weiteren verfügt MAXQDA über so genannte *Visualtools*. Diese Werkzeuge ermöglichen es, die in den Daten vorhandenen Zusammenhänge automatisch, quasi „auf Knopfdruck“, in eine visuelle Darstellung zu bringen. Solche Visualisierungen können insbesondere für den kontrastiven Vergleich fruchtbar sein. Mithilfe der Funktion des Code-Matrix-Browsers können zum Beispiel Merkmale von Fällen wie dominante Stränge fallübergreifend visuell miteinander verglichen werden. Mit dem Dokumenten-Porträt können die Sinn- und Lebensabschnitte, denen der oder die Biograph/in einen größeren zeitlichen Rahmen in der biographischen Erzählung einräumt, aufgespürt werden. Im Vergleich zu den Darstellungsmöglichkeiten der *Max-Maps* sind diese Verfahren nicht ohne weiteres analog zu realisieren, sodass sie einen Vorzug gegenüber der klassischen Narrationsanalyse darstellen.

Die genannten Visualisierungsmöglichkeiten können nicht nur für die Analyse und Darstellung von Ergebnissen hilfreich sein, sondern sie können ebenso dabei helfen, komplexe Phänomene begreifbar und fassbar zu machen, sodass sie zur analytischen Arbeit der Forschenden beitragen und diese unmittelbar unterstützen. Visualisierungen bieten die Möglichkeit, gleichförmige Muster, Gemeinsamkeiten, aber auch Differenzen zu identifizieren.

Die unterschiedlichen Visualisierungsformen können den analytischen Blick(winkel) auf das biographisch-narrative Interview bzw. die biographische Gesamtförmung erweitern. Ob die Visualisierungsmöglichkeiten komplexer Datenstrukturen, die die QDA-Programme größtenteils bieten, darüber hinaus der Biographieforschung zu weiterführenden Fragen oder gar zu neuen Erkenntnissen verhelfen, gilt es zu diskutieren.

5. Ein kritisches Resümee: computergestützte Biographieforschung oder back to the roots?

Obwohl QDA-Programme für codebasierte Verfahren entwickelt wurden, können sie auch für die Narrationsanalyse genutzt werden. Mithilfe des Programms konnten nicht nur die größeren Sinn- und Lebenszusammenhänge und die Einzelsequenzen im Material identifiziert werden, sondern es konnten ebenfalls dominante Stränge sowie dominante Prozessstrukturen des Lebenslaufes herausgearbeitet werden. In Bezug auf den dargestellten Fall kommt die klassische Narrationsanalyse nach Schütze (1983) zu einer

entsprechenden Interpretation bzw. einem sich deckenden Ergebnis (vgl. Epp 2018a). Infolgedessen kann meines Erachtens auf Ebene der biographischen Gesamtformung des Falles von einer gewissen Ähnlichkeit oder Affinität der Akzentsetzung gesprochen und das methodische Vorgehen insgesamt als angemessen betrachtet werden. Neben den Möglichkeiten der Visualisierung von Zusammenhängen gewährleistet die computergestützte Narrationsanalyse darüber hinaus, dass auf Transkriptebene Markierungen von Einzelsequenzen und größeren Sinn- und Lebensabschnitten auch für Außenstehende nachvollziehbarer sind, da diese nicht auf analogen, also handschriftlichen Beschriftungen und Kennzeichnungen der Forschenden basieren, sondern auf einer digitalen Typografie der QDA-Software. Dies erleichtert ein Zusammenarbeiten im Team, da nicht nur die Typografie, sondern auch Markierungen und Sequenzialisierungen eindeutig maskiert sind und die Analyseschritte in ihrer Chronologie nachvollzogen werden können.

Trotz der Möglichkeiten, die die computergestützte Narrationsanalyse eröffnet, müssen auch die Schwächen genannt werden. Insbesondere im Hinblick auf Analyseschritte, die aufgrund der architektonischen Rahmung der Software nicht nach dem Ablauf der klassischen Narrationsanalyse nach Schütze (1983) durchgeführt werden können, sondern zum Teil verengt und in einem Analyseschritt zusammenlaufen müssen, stellt sich die Frage, inwiefern Schützes Vorgehen dadurch verkürzt wird und welche erkenntnis- und grundlagentheoretischen Konsequenzen mit dieser Verkürzung verbunden sind. Auch die eingangs zitierte These von Kuckartzs (2009: 727) wonach die computergestützte Analyse lediglich das Erscheinungsbild, nicht aber die Methoden selbst verändere, muss vor diesem Hintergrund überdacht werden.

Auch wenn computergestützte Verfahren die analogen Auswertungsmethoden nicht in den Grundzügen ändern, kommen durch die Anpassung an die QDA-Programme (feine) Modifikationen zum Tragen (Epp 2018b: 134 f.). Was für die codebasierten Verfahren im Grundsatz gilt, wird für die computergestützte Narrationsanalyse offensichtlich. Kurz: Die klassische Narrationsanalyse ist mit dem dargestellten QDA-Programm nicht ohne weiteres durchführbar.

Ungeachtet einiger Vorteile, die mit der Verwendung von QDA-Programmen einhergehen, bringt ihre architektonische Rahmung einen schwerwiegenden Nachteil mit sich. Sie tangieren nicht nur die Offenheit der Analysemöglichkeiten und -wege, sondern, in Bezug auf die Narrationsanalyse, auch den Ablauf der Analyseschritte. Insgesamt schränken sie die Autonomie der Forschenden (vgl. Epp 2018b: 135 ff.) und des methodischen Instrumentariums ein. Inwiefern das dargestellt Verfahren der computergestützten Narrationsanalyse in der Biographieforschung aufgegriffen wird und eine mögliche Alternative zum klassischen Vorgehen nach Schütze darstellt, kann und möchte ich hier nicht beantworten.

Auch der Terminus der computergestützten Narrationsanalyse, den ich im vorliegenden Text fortlaufend verwendet habe, ist diskussionswürdig. Ist er angemessen und zweckdienlich, oder stiftet er eher Verwirrung? Ungeachtet dessen sollte das damit beschriebene Verfahren weiter diskutiert werden, sowohl aus einer kritischen Perspektive als auch mit aller Offenheit für die Chancen, die das Vorgehen bietet. Fragen stellen sich nicht nur bezüglich einer weiteren Ausarbeitung des Verfahrens, sondern betreffen ebenso die Archivierung biographischer Analysen, die Visualisierungsmöglichkeiten der QDA-Software und das Potential im Hinblick auf die Generierung erkenntnislei-

tender Fragen für die biographische Forschung. Am Schluss mein Plädoyer, den Funktionsumfang der QDA-Programme weiterzuentwickeln und die mit den Programmen in Forschungsprozessen Arbeitenden in die Weiterentwicklung einzubeziehen.

LITERATUR

- Aebli, Hans (1980): Denken: Das Ordnen des Tuns. Band I: Kognitive Aspekte der Handlungstheorie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Baum, Constanze und Thomas Stäcker (2015): Methoden – Theorien – Projekte. In: Constanze Baum und Thomas Stäcker (Hg.): Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities. Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, 1.
- Coffey, Amanda, Beverley Holbrook and Paul Atkinsons (1996): Qualitative Data Analysis: Technologies and Representations. In: Sociological Research Online, vol. 1, no.1, 1-12. <https://doi.org/10.5153/sro.1>
- Dann, Hanns-Dietrich (2000): Lehrerkognitionen und Handlungsentscheidungen. In: Martin K. W. Schweer (Hg.): Lehrer-Schüler-Interaktion – Pädagogisch-psychologische Aspekte des Lehrens und Lernens in der Schule. Opladen: Leske und Budrich, 79-108.
- Fielding, Nigel G. and Raymond M. Lee (1998): Computer Analysis and Qualitative Research. London: Sage.
- Epp, André (2018a): Subjektive Theorien und ihre biografische Formung – Biografisch aufgeschichtete Deutungsbestände und ihr Einfluss auf die (professionelle) Praxis. In: Tobias Sander und Jan Weckwerth (Hg.): Das Personal der Professionen. Soziale und fachkulturelle Passungen bei Ausbildung, Berufszugang und professioneller Praxis. Weinheim: Beltz Juventa. (im Erscheinen).
- Epp, André (2018b): Förderliches Hilfsmittel oder neue Orthodoxie? Der Einfluss von Analyse-Software auf Forschende am Beispiel der QDA-Software. In: Christian Leineweber und Claudia de Witt (Hg.): Digitale Transformation im Diskurs. Kritische Perspektiven auf Entwicklungen und Tendenzen im Zeitalter des Digitalen. FernUniversität Hagen, 126-140. <http://www.medien-im-diskurs.de>.
- Jannidis, Fotis, Hubertus Kohle und Malte Rehbein (2017): Digital Humanities. Eine Einführung. Stuttgart: J. B. Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05446-3>
- Krähnke, Uwe, Matthias Finster, Philipp Reimann und Anja Zschirpe (2017): Im Dienst der Staatssicherheit: eine soziologische Studie über die hauptamtlichen Mitarbeiter des DDR-Geheimdienstes. Frankfurt: Campus Verlag.
- Kraul, Margret, Winfried Marotzki und Cornelia Schewpe (2002): Biographie und Profession. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Krüger, Heinz-Hermann und Winfried Marotzki (2006): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Wiesbaden: VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-90010-0>
- Kuckartz, Udo (2009): Computergestützte Analyse qualitativer Daten. In: Renate Buber und Hartmut H. Holzmüller (Hg.): Qualitative Marktforschung. Konzepte – Methoden – Analysen. Wiesbaden: Gabler. https://doi.org/10.1007/978-3-8349-9441-7_45
- Kuckartz, Udo (2010): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. Wiesbaden: VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92126-6>
- Kunze, Katharina (2013): Biographie und berufliches Handeln eines Waldorfllehrers: Rekonstruktionen zum Wechselverhältnis von Biographie und Profession. Opladen: Budrich.
- Mayring, Philipp (2001): Kombination und Integration qualitativer und quantitativer Analyse. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research, 2(1), Art. 6.
- Puchert, Lea (2017): Männliche Ingenieurstudenten: eine Biographieanalyse ingenieurwissenschaftlicher Studienfachwahl – mit einem Gendervergleich weiblicher und männlicher Ingenieurbiographien. Opladen: Budrich.

- Roberts, Kathryn A. and Richard W. Wilson (2002): ICT and the Research Process: Issues Around the Compatibility of Technology with Qualitative Data Analysis. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 3, 2.
- Reusser, Kurt und Christine Pauli (2014): Berufsbezogene Überzeugungen von Lehrerinnen und Lehrer. In: Ewald Terhart, Hedda Bennewitz und Martin Rothland (Hg.): Handbuch der Forschung zum Lehrerberuf. Münster: Waxmann, 642- 661.
- Rosken, Anne (2009): Diversity und Profession. Eine biographisch-narrative Untersuchung im Kontext der Bildungssoziologie. Wiesbaden: VS.
- Scheele, Brigitte (1988): Warum gleich ein Forschungsprogramm? – Persönliche Antworten. In: Norbert Groeben, Diethelm Wahl, Jörg Schlee und Brigitte Scheele (Hg.): Das Forschungsprogramm Subjektive Theorien. Eine Einführung in die Psychologie des reflexiven Subjekts. Tübingen: Franke Verlag, 1-10.
- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger und Manfred Stosberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung, 67-156.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 13(3), 283-293.
- Schütze, Fritz (2016): Nachtrag zu meinem Aufsatz von 1983 „Biographieforschung und narratives Interview“. In: Werner Fiedler und Heinz-Hermann Krüger (Hg.): Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 66-72.
- Soeffner, Hans-Georg (2014): Interpretative Sozialwissenschaft. In: Günter Mey und Katja Mruck (Hg.): Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen. Wiesbaden: VS Verlag, 35-54.
- Strauss, Anselm und Juliet Corbin (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union.
- Trescher, Hendrik und Michael Börner (2017): Behinderung als Praxis: biographische Zugänge zu Lebensentwürfen von Menschen mit ‚geistiger Behinderung‘. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839439715>
- Weitzman, Eben A. and Matthew B. Miles (1995): Computer Programs for Qualitative Data Analysis. Newbury Park: Sage.

Zusammenfassung

Im Zuge der zunehmenden Digitalisierung der Wissenschaft stellt sich auch für die Biographieforschung die Frage, wie mit den damit verbundenen Herausforderungen umgegangen werden soll. Welche Bedeutung und welche Auswirkungen hat der so genannte *digital turn*, welche erkenntnis- und grundlagentheoretischer Gewinn ist damit für die Biographieforschung und ihre Arbeitsweise verbunden? Für die Analyse qualitativer Daten wurden bereits in den 1980er Jahren erste Computerprogramme entwickelt, die qualitativ Forschende bei ihrer Analysearbeit unterstützen. Obwohl diese Programme kontinuierlich weiterentwickelt werden und die Entwickelnden auf die Bedürfnisse der qualitativ Forschenden eingehen, haben sich diese Programme in der Biographieforschung bisher nicht umfassend durchgesetzt. Dies greift der Beitrag auf und diskutiert zugleich das bisher ungehobene Potential der Verbindung von computergestützter Analyse und Biographieforschung. An einem Fallbeispiel wird verdeutlicht, in welchem Rahmen der Einsatz von QDA-Software in der Biographieforschung möglich ist und welche Beschränkungen und Hürden damit einhergehen können.

Weiterentwicklung von Sprachtechnologien im Kontext der Oral History

Joachim Köhler, Michael Gref und Almut Leh

1. Oral History-Interviews als Quellen biographischer Forschung

Die Befragung von Zeitzeugen und damit das Interesse an biographischen Verläufen und subjektiven Selbstauskünften hat in den Sozial- und Geisteswissenschaften eine lange Tradition. In der Soziologie gilt die Studie *The Polish Peasant in Europe and America* des Chicagoer Soziologen Isaac Thomas und seines polnischen Kollegen Florian Znanieck, erschienen 1918/1920, als Ausgangspunkt für die Entwicklung biographischer Methoden. Und in der Geschichtswissenschaft werden mündliche Erinnerungszeugnisse gar seit der Antike als Quellen genutzt.

Entscheidenden Aufschwung nahm die Befragung von Zeitzeugen in den 1970er und 1980er Jahren, als in nahezu allen Humanwissenschaften ein zunehmendes Interesse an biographischer Forschung entstand, namentlich in der Soziologie und Pädagogik, in der Volkskunde und Ethnologie, in der Geschichtswissenschaft und Literaturwissenschaft, in Psychoanalyse und Psychologie. Wesentliche Voraussetzungen für die Durchführung von Zeitzeugenbefragungen waren technischer Natur: die Entwicklung einer handlichen und bald auch preisgünstig verfügbaren Aufnahmetechnik in Gestalt des Kassettenrecorders. Diese einfach zu handhabende Technik ermöglichte es sogar Laien, Oral History-Interviews durchzuführen. Unter der Vorstellung, Interviews mit Zeitzeugen böten einen unmittelbarer Zugang zur Geschichte, erfreute sich die Oral History tatsächlich vor allem in Geschichtswerkstätten sowie in schulischen und außer-schulischen Bildungsprojekten großer Beliebtheit, bevor sie sich mit der interviewbasierten Studie „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960“ Anfang der 1980er Jahre auch im universitären Bereich Anerkennung verschaffen konnte (Niethammer 1983a; 1983 b; Niethammer/von Plato 1985).

Seither wurde unter zeithistorischen Fragestellungen eine Vielzahl von universitären und außeruniversitären Projekten durchgeführt, in denen Zeitzeugeninterviews erhoben und ausgewertet wurden. Thematische Schwerpunkte waren vor allem die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges. Doch auch zu vielen anderen Themen und historischen Phasen sind Interviews geführt worden, so dass in den vergangenen vier Jahrzehnten mehrere tausend Zeitzeugen zu unterschiedlichen Aspekten der Geschichte des 20. Jahrhunderts befragt wurden. Die materielle Hinterlassenschaft dieser Projekte sind tausende von Audiokassetten, inzwischen auch eine unüberschaubare Menge von Videoaufzeichnungen auf unterschiedlichen Datenträgern, an denen sich die Technikgeschichte vergangener Jahrzehnte nachverfolgen lässt.

Glücklicherweise war zumindest im universitären Kontext teilweise die Vorstellung handlungsleitend, dass es sich bei Zeitzeugeninterviews um Quellen handelt, die nicht

nur zum Zweck der Überprüfbarkeit der Forschungsergebnisse archiviert werden sollten, sondern vor allem auch, um für zukünftige Forschungen unter eventuell neuen Fragestellungen mit Gewinn analysiert werden zu können. Unter dieser Perspektive wurde 1994 an der FernUniversität in Hagen das Archiv „Deutsches Gedächtnis“ gegründet, in dem heute rund 3.000 Zeitzeugeninterviews archiviert sind, die aus über einhundert überwiegend historisch ausgerichteten Forschungsprojekten stammen, darunter auch die des Pionierprojektes „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet“. ¹ Ein weiteres umfangreiches Oral History-Archiv ist die etwa zeitgleich entstandene Werkstatt der Erinnerung an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, wo Interviews mit Bezug zum norddeutschen Raum archiviert werden und für Forschungen zur Verfügung stehen (Apel 2011).

Dass sich diese Art Interviews für weitere Auswertungen anbieten, hängt nicht zuletzt mit dem Interviewformat zusammen, das sich in der Oral History herausgebildet hat und ein vielschichtiges qualitatives Material hervorbringt, dessen Potential mit einer einzigen Untersuchung kaum ausgeschöpft werden kann. In Anlehnung an die soziologische Biographieforschung werden Zeitzeugen zumeist nach der von Fritz Schütze entwickelten Methode des narrativen Interviews befragt (Schütze 1976). Charakteristisch für diese Methode ist, dass das Interview nicht durch Fragen strukturiert wird, sondern der Interviewpartner aufgefordert wird, ausführlich und nach eigenen Relevanzkriterien seine Lebensgeschichte zu erzählen. In allen Phasen ist die Interviewführung darauf ausgerichtet, unvorbereitete Stegreiferzählungen von Geschehensverläufen hervorzulocken, an denen der Erzähler aktiv oder passiv beteiligt war. So entstehen mehrstündige Interviewaufzeichnungen, die die gesamte Biographie des Interviewten umspannen und in freier Erzählung eine Vielzahl von Themen berühren. Meist werden mit der Erstauswertung im Nachgang der Erhebung nur bestimmte Aspekte und Themen analysiert, während vieles ausgespart bleibt, was im Rahmen anderer Fragestellungen mit Gewinn erforscht werden könnte.

Tatsächlich erleben wir heute ein stetig zunehmendes Interesse an der Sekundärauswertung von Interviews, die in früheren Zeiten und teils unter anderen Fragestellungen geführt wurden und in Archiven zugänglich sind. ² Dieser Trend zur Sekundäranalyse dürfte mehrere Ursachen haben. Zum einen kommt in der Nutzung von Zeitzeugeninterviews die inzwischen erreichte Akzeptanz dieser Quelle innerhalb der historischen Zunft zum Ausdruck. Heute ist es für eine seriöse historische Studie bei entsprechenden Themen unabdingbar, neben schriftlichen Dokumenten auch die Perspektive von Zeitzeugen zu berücksichtigen – sofern entsprechende Quellen wie Audio- oder Videointerviews in Archiven vorliegen. Und aus historischen Ausstellungen, Museen und Gedenkstätten sind Zeitzeugeninterviews gar nicht mehr wegzudenken.

Eine zweite Ursache für vermehrte Reanalysen ist die große Anzahl von Interviews, die in den vergangenen Jahrzehnten geführt wurde. Es ist oftmals gar nicht erforderlich, selbst Interviews zu führen; in vielen Fällen ist dies allerdings auch gar nicht mehr möglich. Die Erforschung des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges ist dafür ein gutes Beispiel. Denn während das Interesse der Geschichtswissenschaft ebenso wie der politischen Öffentlichkeit an diesen Themen unvermindert anhält, stehen Menschen, die diese Phase der Geschichte bewusst erlebt haben, kaum noch für

1 Weiteres zu den Sammlungen im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ siehe Leh 2015.

2 Vgl. zur Sekundärauswertung Apel 2015.

Befragungen zur Verfügung. Archivierte Interviews aus früheren Projekten werden deshalb schon bald der einzige Zugang zu den Erfahrungen und Erinnerungen dieser Generation sein.

Das wachsende Interesse an Zeitzeugeninterviews manifestiert sich auch in einem anderen Trend. Parallel zur Nutzung etablierter Oral History-Archive werden aktuell eine Vielzahl von Interviewprojekten durchgeführt, deren Ziel allein die Dokumentation der Lebensgeschichten ist. Während in früheren Oral History-Projekten Interviewerhebung und Auswertung unter historischen Fragestellungen eng zusammengehörten, konzentrieren sich diese Projekte auf die Produktion der Quelle, wobei der Aspekt der Bewahrung vor dem Vergessen angesichts des Sterbens der Zeitzeugen stark gemacht wird. Eine etwaige Auswertung wird späteren Forschungen anheimgestellt. Typisch für diese Dokumentationsprojekte ist die Präsentation der Interviews in einem Internetportal. Stilbildend war hier möglicherweise das von Steven Spielberg initiierte *Visual History Archive* des Shoah Foundation Institute, das mit 52.000 Interviews mit Überlebenden und Zeugen des Holocaust weltweit größte Archiv mit videographierten Oral History-Interviews (Leh/Tausendfreund 2011, Pagenstecher in diesem Heft). In der Folge entstanden unter anderem das Mauthausen Survivors Documentation Project mit 850 Interviews³ und das Archiv „Zwangsarbeit 1939-1945. Erinnerungen und Geschichte“ mit rund 600 Interviews (Näheres s. Pagenstecher in diesem Heft).⁴ Von den aktuellen Interviewprojekten sei hier stellvertretend nur die von der Stiftung Geschichte des Ruhrgebiets in Kooperation mit dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum durchgeführte Befragung von rund einhundert „Menschen im Bergbau“ genannt, deren Interviews in einem Online-Portal zugänglich sind.⁵

Bemerkenswert und folgenreich ist, dass diese Dokumentationsprojekte nicht nur auf die Forschung verzichten, sondern vielfach auch auf die Transkription der Interviews. So positiv die Verfügbarmachung der Originalquelle in Form der Videoaufzeichnung ist, so problematisch ist der Verzicht auf die Transkription. Zweifellos ist die Verschriftlichung sehr zeitaufwändig und damit ein erheblicher Kostenfaktor in der Projektkalkulation. Die begrenzten Mittel in die Durchführung weiterer Interviews zu investieren, statt Teile für Transkriptionen vorzusehen, ist eine nachvollziehbare Entscheidung, wird aber zumindest mittelfristig die Nutzbarkeit der Interviewquellen einschränken. Sowohl für die Analyse von Oral History-Interviews wie auch für deren Archivierung ist das Transkript ein unverzichtbares Hilfsmittel. In der Analyse ist es ein Instrument der kritischen Distanznahme zum Quellenmaterial und der besseren Handhabung der Informationsfülle. Bei Veröffentlichungen in konventionellen Printmedien ist das Transkript unerlässlich für das Zitieren von Belegstellen. In der Archivpraxis ist die Textfassung des Interviews derzeit das wichtigste Instrument bei der Recherche nach relevanten Interviews oder Interviewpassagen für Sekundäranalysen. Tatsächlich ist das Wiederauffinden bestimmter Inhalte angesichts der qualitativen Daten und deren überbordender Menge die größte Herausforderung an Oral History-Archive. Ohne effektive Suchstrategien droht einer Vielzahl von Interviews das Vergessen. Eine ebenfalls zeitaufwändige Verschlagwortung kann die Vielfalt der Forschungsfragen

3 <https://msrp.univie.ac.at/project-information/msdp/>.

4 <http://www.zwangsarbeit-archiv.de/>.

5 <https://menschen-im-bergbau.de/>. Weitere aktuelle Dokumentationsprojekte bei Apel (2015: 245).

nur unzureichend abbilden. Die derzeit erfolgreichste Strategie ist immer noch die Volltextsuche nach einschlägigen Begriffen über die Gesamtheit der Transkripte. Das Problem sind deshalb die nicht-transkribierten Interviews in den Oral History-Archiven und in den derzeit entstehenden Dokumentationsprojekten und Online-Portalen. Das Interesse an einer automatisierten Spracherkennung, mit der Transkripte und Schlagwörter generiert und Begriffe direkt im Audiosignal gesucht werden können, ist in der interviewbasierten Forschung und bei einschlägigen Archiven einfach riesig.

Schaut man sich in den Digital Humanities um, stellt man fest, dass die hier diskutierten Entwicklungen sich vor allem auf Text- und Bilddokumente beziehen; der Bereich audiovisueller Daten spielt bisher eine nachgeordnete Rolle. Und während die alltägliche Gegenwart von Siri, Alexa und Co den Eindruck vermittelt, eine leistungsfähige Spracherkennung sei längst Stand der Technik, ist die Erfahrung in der Forschungspraxis eine deutlich andere. Tatsächlich stellen biographische Interviews Sprachtechnologien noch immer vor eine große Herausforderung. Im Projekt KA³ wird dieser Anwendungsfall erstmals systematisch analysiert und an Verbesserungen gearbeitet.⁶

2. Technologien zur Sprachanalyse und Spracherkennung

In den letzten Jahren wurden auf dem Gebiet der Spracherkennung enorme technologische Fortschritte erzielt. Mittlerweile gibt es eine Reihe von leistungsfähigen Spracherkennungssystemen in Form von Sprachassistenten und Spracheingabefunktionen bei Smartphone-Apps. Durch die weite Verbreitung von intelligenten Lautsprecherboxen, wie Amazon Echo oder Google Now haben Sprachassistenten den Einzug in die Wohnungen der Nutzer gefunden. Die intelligenten Lautsprecherboxen werden über ein Schlüsselwort aktiviert, um die Aufzeichnung und Erkennung der Sprache des Benutzers zu starten. Anschließend werden die transformierten und verschlüsselten Sprachdaten über das Internet auf leistungsfähige Serversysteme übertragen, die dann die eigentliche Erkennung vornehmen. Die Spracherkennung erfolgt somit in der Cloud. Die Ausgabeergebnisse werden entweder als reiner Text oder als vertonte Antwort zurückgesendet und über die Lautsprecherbox ausgegeben.

Die eigentliche Spracherkennung erfolgt mittels statistischer Verfahren. Das aufgenommene Sprachsignal besteht aus einer Folge von digitalen Abtastwerten, die in spektrale Merkmale, beispielsweise sogenannte „Filter-Bank-Features“ oder „Mel-Frequency-Cepstrum-Coefficients“ (kurz MFCC) umgewandelt werden. Diese Merkmale werden verwendet, um die Wahrscheinlichkeit von unterschiedlichen Sprachlauten zu

6 Das Projekt „Kölner Zentrum Analyse und Archivierung von AV-Daten. KA3“ dient dem Aufbau und der Weiterentwicklung eines fach- und standortübergreifenden Kölner Zentrums für Analyse und Archivierung audiovisueller Daten (KA³) mit den drei Komponenten Analyse, Archivierung/Publication und Schulung/Beratung. Besondere Aufmerksamkeit gilt den miteinander zusammenhängenden Problemen der interaktionsbezogenen Strukturierung und der effizienten Bereitstellung und Archivierung von audiovisuellen Daten, die sowohl geisteswissenschaftlich wie informationstechnologisch erforscht werden sollen und die von grundlegender Bedeutung für die wissenschaftliche Arbeit mit AV-Daten sind. Das Projekt wird gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung und koordiniert von Nikolaus P. Himmelmann, Institut für Linguistik, Universität zu Köln. Joachim Köhler und Michael Gref (Fraunhofer-Institut für Intelligente Analyse- und Informationssysteme IAIS) sind im Projekt für die Weiterentwicklung von Sprachtechnologien verantwortlich, Almut Leh (FernUniversität in Hagen) für Bedarfsanalysen, Datenbereitstellung und Evaluation.

jedem Zeitpunkt des Sprachsignals zu schätzen. Diese Wahrscheinlichkeiten der einzelnen Sprachlaute wurden lange mit sogenannten Hidden-Markov-Modellen und Gauß'schen Mischverteilungen ermittelt. Seit einigen Jahren werden zur statistischen Modellierung der Sprachlaute künstliche neuronale Netze mit verschiedensten Architekturen verwendet. Diese beiden Verfahren sind Methoden aus dem Gebiet des Maschinellen Lernens und müssen mit Daten auf die jeweilige Aufgabenstellung „trainiert“ werden.

Zunächst wurden mehrschichtige, vollverbundene Neuronale Netze verwendet (sogenannte Deep Neural Networks), die bereits zu einer deutlich besseren Erkennungsleistung führen als gewöhnliche Gauß-Mischverteilungen. Mittlerweile werden fortschrittlichere Arten von neuronalen Netzen eingesetzt, wie sogenannte Long-Short-Term-Memory-Networks (Hochreiter und Schmidhuber 1997), (Sak, Senior und Beaufays 2014), Time-Delay Neural Networks (Waibel, et al. 1989), (Peddinti, Povey und Khudanpur 2015) und Netze, die verschiedene grundlegende Netzarten in einem Netz kombinieren (Cheng, et al. 2017). Diese Netze sind dank ihres rekurrenten Aufbaus in der Lage, den zeitlichen Verlauf der gesprochenen Sprache exakter zu modellieren. Die Gesamtheit der Verfahren zur Modellierung und Erkennung der Lautwahrscheinlichkeiten wird als akustische Modellierung bezeichnet. Für die Erstellung der statistischen Lautmodelle, auch als „akustische Modelle“ bezeichnet, werden sehr umfangreiche annotierte Sprachdatenbanken benötigt. Diese Daten enthalten eine exakte Worttranskription auf Segmentebene. In der Regel gilt: Je mehr annotierte Sprachdaten vorliegen, desto leistungsfähiger werden die Modelle, die auf diesen Daten trainiert werden. Das Fraunhofer-Institut für Intelligente Analyse- und Informationssysteme (IAIS) verwendet für die Spracherkennung das open-source-System Kaldi (Povey, et al. 2011), das in starkem Maße die neuronalen Netze einsetzt. In dem aktuellen Fraunhofer IAIS-Spracherkennungssystem wird das akustische Modell mit 1.000 Stunden annotierter Sprachdaten aus dem Rundfunkbereich trainiert (Stadtschnitzer, et al. 2014).

Neben der akustischen Modellierung gilt es, die Grammatik bzw. die Folge der gesprochenen Wörter zu modellieren und zu berechnen. Dazu werden sogenannte Sprachmodelle erstellt, die die Wortfolgewahrscheinlichkeiten modellieren. Diese Modelle enthalten die Wahrscheinlichkeiten von unterschiedlichen Wortfolgen. Diese Wortfolgen haben in gewöhnlichen Sprachmodellen in der Regel eine Länge von drei bis fünf Wörtern. Um diese Vielzahl von Modellparametern zuverlässig zu bestimmen, werden ebenfalls sehr große Textmengen verwendet. Oftmals werden mehr als 100 Millionen fortlaufende Wörter herangezogen, um die Wortfolgewahrscheinlichkeiten zu bestimmen. Textdaten aus unterschiedlichen Domänen können sich hier in hohem Maße auf das resultierende Erkennungsergebnis auswirken. So weisen beispielsweise wissenschaftliche Veröffentlichungen andere Formulierungen und Wortfolgenhäufigkeiten auf als Artikel aus dem Sportbereich.

Die Verbindung zwischen Sprachlauten und Wortfolgewahrscheinlichkeiten erfolgt über das phonetische Aussprachelexikon. Dieses enthält für jedes Wort eine phonetische Transkription, die entweder manuell über eine genaue phonetische Transkription oder über ein automatisches Verfahren generiert wird. Für das Wort „Kriegskinder“ lautet beispielsweise die phonetische Transkription „k r i : k s k i n d e“.

Mit den ermittelten akustischen Phonemwahrscheinlichkeiten, den Informationen zur Aussprache einzelner Wörter sowie den Wortfolgewahrscheinlichkeiten wird die

automatische Spracherkennung durchgeführt. Somit handelt es sich bei der Spracherkennung um einen statistischen Prozess, der die wahrscheinlichste Wortfolge, basierend auf Beobachtung der akustischen Merkmale und den vorberechneten Modellen, ausgibt. Natürlich besteht die Erwartung, dass der ausgegebene Text möglichst fehlerfrei ist. Allerdings können die Erkennungsraten von typischen Erkennungssystemen bei unterschiedlichen Aufgabenstellungen sehr stark variieren.

3. Das Fraunhofer IAIS Audio Mining-System

Das Fraunhofer IAIS Audio Mining-System (Schmidt, Stadtschnitzer und Köhler 2016) wurde ursprünglich für die automatisierte Erschließung zahlreicher und sehr umfangreicher Mediadaten von audiovisuellen Beiträgen aus dem Rundfunkbereich entwickelt. Diese zeichnen sich in der Regel durch eine hohe Sprachqualität hinsichtlich Sprechweise (Aussprache) und Tonqualität (Aufnahmetechnik) aus. Da die Rundfunksender über äußerst umfangreiche Archive und AV-Bestände verfügen, die über manuelle Prozesse nicht mehr erschließbar sind, besteht erhöhter Bedarf, die Sendungen mittels automatischer Technologien und Systeme zu erschließen und eine Recherche in der Tonspur zu ermöglichen. Diese Technologie zur Analyse von Sprachdaten wird in Anlehnung an das Text Mining für textuelle Daten als Audio Mining bezeichnet. Audio Mining-Technologien ermöglichen den inhaltlichen Zugriff auf die gesprochenen Daten.

Das Fraunhofer Audio Mining System besteht aus mehreren Komponenten, deren Zusammenspiel eine möglichst genaue Erschließung und Transkription der Sprachdaten herbeiführen soll. Die Verarbeitung von Sprachsignalen durch diese Komponenten lässt sich entsprechend in verschiedene, aufeinanderfolgende Schritte gliedern. Im ersten Schritt, der sogenannten Diarisierung, wird die Sprachdatei in homogene Abschnitte zerlegt mit dem Ziel, Abschnitte einzelner Sprecher zu erhalten. Mittels eines unüberwachten Algorithmus (Tritschler und Gopinath 1999) werden Sprecherwechsel automatisch erkannt, falls die Abschnitte eines einzelnen Sprechers mindestens fünf Sekunden lang sind. Diese Sprachabschnitte werden dann, jeweils einzeln, dem eigentlichen Spracherkennungsmodul zugeführt, das im Folgenden die Umwandlung des Sprachsignal in Text vornimmt. Über die letzten Jahre wurden deutliche Verbesserungen bei der Spracherkennungsqualität erzielt. So konnte die Wortfehlerrate für den Anwendungsbereich Rundfunk (Baum, et al. 2010) von über 25% auf 8% reduziert werden. Dies kann als großer Fortschritt bei der Verbesserung von Sprachtechnologien bezeichnet werden.

Nach der durchgeführten Spracherkennung werden die vollständigen Transkripte mittels eines Schlüsselwortextraktors weiterverarbeitet. Basierend auf dem tf-idf (Term Frequency – Inverse Document Frequency)-Verfahren, werden die wichtigsten Schlüsselwörter des Transkripts für einen Beitrag ausgegeben. Die Schlüsselwörter geben eine erste Orientierung über Themen und Inhalte eines Beitrages. Die Schlüsselworterkennung mittels tf-idf berücksichtigt die Häufigkeit der Wörter in der deutschen Sprache und die relative Häufigkeit in dem automatisch generierten Transkript. So werden seltener vorkommende Wörter der deutschen Sprache (z.B. Eigennamen) eher als Schlüsselwort ausgewählt als häufig genannte Wörter (z.B. „Sie“, „Prozent“, „Millionen“).

Sämtliche automatisch erzeugten Analyseergebnisse werden mit den entsprechenden Zeitinformationen in einer umfassenden Metadatendatei zusammengefügt und abgespeichert. Als Datenformat wurde das MPEG-7-Format gewählt, das ein standardisiertes XML-Schema für audiovisuelle Metadaten darstellt.

Die Module zur Sprechersegmentierung, Spracherkennung und Schlüsselwortgenerierung sind in der C++ Softwarekomponente iFinder zusammengefasst. Dieses Analysesystem ist wiederum in eine Workflowumgebung integriert, die es erlaubt, skalierbar umfangreiche audiovisuelle Datenmengen parallel zu verarbeiten. Die MPEG-7-Metadaten werden nach der Verarbeitung persistiert, d.h. mit einem eindeutigen und dauerhaften Identifikator ausgezeichnet und abgespeichert. Die erzeugten Metadaten (u.a. Transkripte) werden mittels der Suchmaschine Solr indiziert, so dass komfortabel nach Inhalten gesucht werden kann. Die Verarbeitungsaufträge können über eine webbasierte Schnittstelle an das Analysesystem übergeben werden.

Die Gesamtheit der oben genannten Komponenten stellt die Fraunhofer IAIS Audio Mining-Lösung dar. Diese wird durch eine webbasierte grafische Benutzeroberfläche ergänzt. Nachfolgender Screenshot (Abbildung 1) stellt die wesentlichen Ausgabe- und Navigationselemente dar.

The screenshot shows the 'AudioMining' web interface, powered by Fraunhofer IAIS. The top navigation bar includes a search bar with 'Transkript' and 'Universität' selected, and a 'Suchen' button. Below the search bar, there are filters for 'Keywords' and 'Analysedatum'. The main content area is titled 'Helmut Fritsch' and shows a video player with a subtitle 'eine Universität die anderswo als die Kölner Uni die Kölner Uni war schon eine Massenuniversität'. The video player has a progress bar and a 'flowplayer' logo. Below the video player, there are filters for 'Ziff', 'Fachbereich', 'Fernuniversität', 'Nein', 'Universität', 'Hochschul', 'Tübingen', 'Jahr', 'Leute', and 'Köln'. The main content area also displays a list of search results with 'Zeitpunkt' and 'ID' information.

Abbildung 1: Such- und Rechercheoberfläche des Fraunhofer IAIS Audio Mining Systems mit einem Oral History-Interview

Auf der linken Seite der Benutzeroberfläche befindet sich ein Media-Player, der analysierte Mediadateien wiedergibt und dabei Untertitel auf Basis des automatisch erzeugten Transkripts anzeigt. Unterschiedliche Sprecher werden durch verschiedene Farben in der Zeitleiste unter dem Media-Player repräsentiert. Diese Leiste erlaubt Nutzerinnen

und Nutzern schnell zwischen Segmenten von Sprechern zu wechseln und alle Segmente eines Sprechers/einer Sprecherin direkt anzusteuern. Die Suchmaske in der oberen rechten Ecke erlaubt die Eingabe von Suchbegriffen. Da alle indextierten Wörter aus den automatisch generierten Transkriptionen mit Zeitmarken versehen sind, kann jedes Suchwort in der Tonspur angesteuert und angezeigt werden. Die Sucheingaben können durch „und“ bzw. „oder“-Verknüpfungen modifiziert werden. Darüber hinaus kann ein zeitlicher Bereich angegeben werden, in dem zwei Suchwörter aufeinander folgen, so dass die gesuchten Inhalte eingegrenzt werden und die Treffergenauigkeit zunimmt. Darüber hinaus erlaubt die Oberfläche des Fraunhofer IAIS Audio Mining Systems den Export der vorliegenden MPEG-7-Metadaten. Diese lassen sich dann in andere Formate (z.B. ELAN oder txt-Dateien) abspeichern und gegebenenfalls mit anderen Werkzeugen bearbeiten.

Der Anwender kann über eine Upload-Funktionalität eigene Interviewdaten hochladen und durch das System verarbeiten lassen. Dazu kann der Anwender eine Audio-datei in den gängigen Audioformaten (z.B. mp3, wav) über sein Dateisystem markieren und in die Audio Mining Oberfläche ziehen. Die Verarbeitung dauert in der Regel so lange wie die Länge der Audiodatei. So beträgt die Verarbeitung eines dreistündigen Interviews ebenfalls drei Stunden. Anschließend ist das Interview in dem Audio Mining-System gespeichert und kann über die automatisch generierten Metadaten recherchiert und angezeigt werden.

4. Weiterentwicklungen für die Oral History im Projekt KA³

Im Rahmen des durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Projektes „Kölner Zentrum Analyse und Archivierung von AV-Daten - KA³“ wird das Audio Mining-System für den Anwendungsbereich der interviewbasierten Forschung angepasst und weiterentwickelt. Ziel des Projektes ist die Bereitstellung von Technologien und Diensten für die Geistes- und Kulturwissenschaften. Das Kölner Zentrum hat zum Ziel, vor allem Dienste für die Erschließung und Analyse von audiovisuellen Daten bereitzustellen. Als Anwendungsfälle wurden zwei Szenarien ausgewählt. Das Interaktionsszenario repräsentiert die Anwendung im Bereich der Sprachwissenschaften. Hier werden vor allem Interaktionsverläufe analysiert. Datenbasis sind Sprachaufnahmen, in denen sich zwei Sprecher natürlich unterhalten und es häufig zu sogenannten Backchannel-Ereignissen kommt. Aus der Analyse sollen Interaktionsmuster abgeleitet werden.

Im Interviewszenario werden Oral History-Interviews mit dem Fraunhofer Audio Mining-System verarbeitet. Dabei werden mehrere Ziele verfolgt. Zunächst soll der Transkriptionsaufwand deutlich gesenkt werden. Aktuell beträgt der Aufwand für die manuelle Transkription ungefähr die 10 bis 15-fache Zeit der Länge des Interviews. Bei einem Interview von zwei Stunden werden daher 20 und mehr Stunden für die Verschriftlichung benötigt. Ein weiterer Vorteil bei der Verwendung der Fraunhofer IAIS Audio Mining-Lösung liegt in den interaktiven Abruffunktionalitäten. Bestimmte Suchbegriffe können über die Benutzerschnittstelle schnell angesprochen werden, und das Interview lässt sich sehr viel einfacher und genauer durchsuchen. Durch das Vorhandensein von Zeitmarken der gesprochenen Wörter verschwindet der Medienbruch zwischen dem gedruckten Text und der Tonaufzeichnung. Ein weiteres Ziel bei der

Verwendung der Sprachanalysetechnologien besteht in dem Auffinden von Interaktionsmustern, ähnlich dem oben genannten Interaktionsszenario. Hierzu sollen Sprecherwechsel, Nachfragen des Interviewers, Antworten des Interviewten genauer analysiert werden.

Für das InterviewszENARIO stellt das Archiv „Deutsches Gedächtnis“ an der Fern-Universität in Hagen seine Interviewbestände zur Verfügung, begleitet den Entwicklungsprozess mit Evaluationen und testet in Pilotprojekten die Anwendung der Sprachtechnologien für die interviewbasierte biographische Forschung. Die Interviewbestände des Archivs „Deutsches Gedächtnis“ sind besonders geeignet, weil sie aus einer Vielzahl von Projekte aus verschiedenen Disziplinen und Zeitläufen stammen und somit nicht nur eine Vielzahl von Sprechweisen, Dialekten und Slangs, sondern auch unterschiedliche Interviewsettings und Aufnahmetechniken repräsentieren und dabei vielfältige Themen adressieren.

Die oftmals ursprünglich analog aufgezeichneten Audiointerviews wurden inzwischen alle digitalisiert. Die Videointerviews, die auf unterschiedlichen Medien aufgezeichnet wurden, sind bisher nur teilweise digitalisiert. Alle Interviews sind mit Metadaten versehen und in einer Datenbank verzeichnet, so dass die Bestände nach formalen Kriterien wie Geburtsjahr oder -ort, Projekt oder Archivierungsstatus durchsuchbar sind. Inhaltliche Recherchen erfordern jedoch Transkripte, die nur für gut die Hälfte der Interviews vorhanden sind. Nur zehn Prozent der Interviews sind überdies zeitcodiert, d.h. die Transkripte sind mit Zeitstempeln versehen, so dass Transkript und Ton bzw. Video synchron, beispielsweise als Untertitel, wiedergegeben werden können.

Um die Leistungsfähigkeit des Audio Mining-Systems für Oral History zu bewerten zu können, wird eine repräsentative Testmenge an Aufzeichnungen aus dem Archiv ausgewählt. Die Vielfalt der Interviewbestände im „Deutschen Gedächtnis“ erlaubt es, in den Testverfahren unterschiedliche Aufnahmetechniken, Interviewformate, Dialekte und Aussprachen zu berücksichtigen. Interviews, die durch Aufnahmequalität oder Aussprache auch für das menschliche Ohr unverständlich sind, wurden nicht in die Tests einbezogen. Im Übrigen repräsentiert die Testauswahl frühe und neuere Aufzeichnungen, so dass Alterungsprozesse der Aufnahmemedien berücksichtigt werden. Nach Alter und Geschlecht entsprechen die Testdaten dem Gesamtbestand. Im Hinblick auf Interviewmethoden und -settings wurden Interviews aus unterschiedlichen Disziplinen ausgewählt. Insgesamt umfasst die ausgewählte Testmenge 3,5 Stunden Sprachaufzeichnungen von 35 verschiedenen Sprechern (vgl. Gref/Köhler/Leh 2018).

5. Welchen Nutzen hat das Audio Mining für die interviewbasierte Forschung?

Das Audio Mining ist sowohl für Archive, die Zeitzeugeninterviews archivieren, als auch für Forschende, die Interviews als Daten bzw. Quellen verwenden, von großem Wert. In der Archivpraxis ermöglichen diese Werkzeuge die Recherche in großen Datenmengen bei direktem Zugriff auf das Audiosignal und Vorstrukturierung des Inhaltes, so dass aus der Vielzahl von Interviews gezielt Daten zu Rechercheanfragen bereitgestellt werden können. Durch die Spracherkennung können nicht-transkribierter Interviews (auch in großen Interviewarchiven bis zu 50 Prozent der Bestände) einbezogen werden, die somit für Sekundäranalysen genutzt werden können, während sie ohne Spracherkennung für weitere Forschungen verloren wären. Tatsächlich ist es finanziell

nicht darstellbar, Interviews aus abgeschlossenen Projekten nachträglich zu transkribieren.

Auch die automatisch generierten Schlüsselwörter sind in der Archivpraxis ein Fortschritt bei der Auffindung relevanter Interviews bzw. Interviewpassagen unabhängig vom Transkriptionsstatus. Dabei steigert die im Audio Mining angebotene Trefferauswertung, mit deren Hilfe die Relevanz eines Treffers unmittelbar beurteilt werden kann, die Effizienz der Recherche. Angesichts der aktuellen Fehlerraten bei der Spracherkennung sind die Treffer bei Begriffssuche und Schlüsselwörtern unvollständig, aber schon jetzt ein deutlicher Mehrwert gegenüber der Beschränkung auf transkribierte Interviews.

Auch in der Analyse ist der direkte Zugriff auf das Audiosignal für Oral History und Biographieforschung ein erheblicher Gewinn, geradezu die Umsetzung des bisher selten eingelösten Anspruchs, die Audioaufzeichnung als Primärquelle zu behandeln und damit die Art des Sprechens (Sprechmelodie, Stimmqualität, Pausen etc.) in die Interpretation einzubeziehen. Tatsächlich beruht die Interviewanalyse vielfach allein auf der Kenntnis des Transkriptes, was vor allem bei der Auswertung nicht selbst geführter Interviews Ursache für Fehlinterpretationen sein kann. Demgegenüber ermöglicht der Zugriff auf das Audiosignal die synchrone Darstellung von Audio und Transkription und damit die Rezeption der Primärquelle als Voraussetzung einer der Aussageabsicht angemessenen Interpretation des Interviews.

Darüber hinaus eröffnen die Werkzeuge neue Dimensionen für Forschungsfragen. Während die Fallzahlen bei konventionellen Analysemethoden meist bei um die 30 Interviews liegen, können mit technischer Unterstützung viel größere Fallzahlen bearbeitet und somit unter vielfältigen vergleichenden Fragestellungen auch quantitativ ausgewertet werden. Gleichzeitig bieten die Werkzeuge auch der qualitativen Analyse neue Dimensionen, indem sowohl sprachliche wie nicht-sprachliche Aspekte der Kommunikation differenziert erfasst, dokumentiert und somit für Forschungsfragen zugänglich gemacht werden können. Welche Möglichkeit diese quantitativen und qualitativen Zugänge konkret bieten, werden künftige Pilotstudien zeigen.

6. Fraunhofer IAIS Audio Mining-System: Stand und Weiterentwicklung

6.1 Anpassung des Audio Mining Systems für Oral History

Im Idealfall liefert das Audio Mining System eine nahezu perfekte und fehlerfreie Transkription und ersetzt die manuelle Erfassung vollständig. Jedoch ist trotz allen bisherigen Fortschritts in der Spracherkennung bis heute eine derart fehlerfreie automatische Transkription auf menschlichem Niveau für beliebige Sprachaufzeichnungen nicht möglich.

Wie bereits beschrieben, ist das Audio Mining-System mit Rundfunk-Sprachaufzeichnungen trainiert. Diese sind in der Regel professionell unter Einsatz hochwertiger Aufnahmegeräte aufgezeichnet. Die Sprecher artikulieren während der Aufzeichnungen sehr deutlich und klar. Spontansprache und Umgangssprache sind eher eine Ausnahme in den Trainingsdaten. Daher stellen insbesondere Oral History-Interviews das Audio Mining-System vor große Herausforderungen, denn diese weisen oft nur eine vergleichsweise geringe Audio-Qualität auf und sind, bedingt durch die an die Alltagskommunikation angelehnte Form, geprägt von Spontansprache, Umgangssprache und undeutlicher Artikulation.

Ein optimales Spracherkennungsergebnis könnte wahrscheinlich erreicht werden, wenn das Spracherkennungssystem auf einigen tausend Stunden zeitlich alignierter Oral History-Interviews trainiert wird. Dies ist aktuell jedoch auf Grund von mangelnden Trainingsdaten nicht umsetzbar. Um dennoch eine optimierte Spracherkennung auf Oral History-Interviews zu erreichen, werden im Rahmen des KA³-Projekts verschiedene Methoden untersucht, wie die vorhandenen Trainingsdaten aus dem Rundfunkbereich an den Anwendungsfall „Oral History“ angepasst werden können.

Im ersten Schritt soll die Robustheit des akustischen Modells gegenüber akustischen Störungen verbessert werden. Die Arten von akustischen Störungen in Oral History-Aufzeichnungen sind zahlreich und sehr unterschiedlich. Die beiden häufigsten akustischen Störungen sind Hintergrundstörgeräusche und Raumhall von kleinen oder mittelgroßen Räumen. Ein solcher Raumhall entsteht durch Reflektionen des Schalls an glatten Wänden des Raumes und Überlagerung am Mikrofon während der Aufzeichnungen. Dies äußert sich besonders stark bei großem Abstand der Sprecher zum Mikrofon, wie beispielsweise beim Einsatz eines Tischmikrofons. Menschliche Zuhörer werden von dieser Art der Störung in der Regel kaum beeinträchtigt. Eine Aufzeichnung mit solchem Raumhall mag sich für einen Zuhörer allenfalls „dumpf“ oder „flach“ anhören, hat jedoch starken Einfluss auf die spektrale Zusammensetzung des Signals und beeinträchtigt die auf den spektralen Merkmalen basierende Spracherkennung.

Daher werden die Rundfunk-Trainingsdaten mittels sogenannter „Data Augmentation“ künstlich verschlechtert, indem aus einem Datensatz zufällig ausgewählte Störgeräusche und Raumhall verschiedener Räume eingefügt werden. Das Ziel besteht darin, dem akustischen Modell beim Training eine möglichst große Menge an unterschiedlich gestörten Sprachaufzeichnungen bereitzustellen, so dass das Modell sich auf die akustischen Merkmale der Sprache verlässt, die robust gegenüber den Störungen sind. Dies wird als Multi-Condition-Training bezeichnet.

6.2 Erkennungsergebnisse unter Einsatz von angepassten Trainingsdaten

Die Qualität der Transkriptionen wird typischerweise in Wortfehlerraten (WER, kurz für „word error rate“) angegeben. Die Wortfehlerrate ist das Verhältnis zwischen der minimalen Anzahl an Editieroperationen (einfach gesagt: Korrekturen), die notwendig sind, um die Referenzwortfolge (die korrekte Transkription) in die Hypothesewortfolge (das Ergebnis der Spracherkennung) zu transformieren, und der gesamten Anzahl an Worten der Referenz. Etwas präziser wird die WER definiert als:

WER := (I+S+D) / N, wobei

N die gesamte Anzahl an Worten in der Referenz ist,

I die minimale Anzahl an „Insertions“ (zusätzlich einzufügende Worte),

S die minimale Anzahl an „Substitutions“ (zu ersetzende Worte),

D die minimale Anzahl an „Deletions“ (zu löschende Worte)

Unter Einsatz der im Vorfeld beschriebenen repräsentativen Testmenge an Oral History-Aufzeichnungen, wurden Sprecherkennungsexperimente mit unterschiedlich trainierten akustischen Modellen durchgeführt. Das Standardmodell des Audio Mining-Systems erreicht zu Projektbeginn 2015 auf dieser Testmenge lediglich eine mittlere Wortfehlerrate von 55 %. Unter Einsatz von modernsten Topologien neuronaler Netze in Verbindung mit Multi-Condition-Training konnte bereits in ersten Experimenten

eine Verringerung der mittleren Wortfehlerrate auf unter 40 % erreicht werden, während hierfür, aufgrund des hohen Berechnungsaufwands, zunächst lediglich 128 Stunden anstelle der gesamten 1.000 Stunden Trainingsdaten verwendet wurden. (vgl. Gref/Köhler/Leh 2018). Dies entspricht einer relativen Verbesserung von ca. 27 Prozent. Akustische Modelle, die in weiterführenden Experimente mit 1.000 Stunden Trainingsdaten im Multi-Condition-Setup trainiert wurden, erreichen eine Wortfehlerrate von 29,5 % (vgl. Gref/Schmidt/Köhler 2018).

6.3 Fehlertypen bei der Spracherkennung

Trotz der Verbesserungen bei der Spracherkennung enthalten die Transkripte Erkennungsfehler. Wenngleich die automatische Erkennung durch einen statistischen Prozess und Algorithmus erfolgt und im Einzelnen ein Fehler schwer nachzuvollziehen ist, lassen sich durchaus verschiedene Typen und Ursachen von Erkennungsfehlern kategorisieren. Diese gilt es durch geeignete Maßnahmen zu reduzieren.

Out-of-Vocabulary (OOV): Falls ein zu erkennendes Wort nicht im Lexikon des Spracherkennungssystems vorhanden ist und in dem Interview gesprochen wird, versucht der Erkenner, ein möglichst ähnlich klingendes Wort zu hypothesieren. In einem Interview erwähnt der Sprecher das Wort „Dünnwald“, ein Stadtteil von Köln. Dieser Ortsname ist jedoch nicht in dem Vokabular des Erkenners, der dann versucht ein phonetisch ähnliches Wort zu erkennen. In diesem Fall entscheidet sich der Erkenner für den Ortsnamen „Grünwald“, ein bekannter Stadtteil von München. Diese Verwechslung führt dann zu einer Fehlerkennung. Das Spracherkennungssystem hat aktuell einen Wortschatz von 1 Million Wörter und deckt damit einen großen Umfang der deutschen Sprache ab. Allerdings sind immer wieder gesprochene Orts- und Eigennamen nicht im Lexikon des Erkenners enthalten. Um die Quote der OOV gering zu halten, muss das Lexikon des Spracherkenners für den jeweiligen Anwendungskontext gegebenenfalls angepasst werden.

Zusammengesetzte Wörter: In der deutschen Sprache können und werden sehr häufig zusammengesetzte Wörter gebildet. Dies kann dazu führen, dass das Spracherkennungssystem versucht, die beiden Wörter in Einzelwörter zu zerlegen (Beispiel: „Problemkonstellation“ in „Problem“ und „Konstellation“). Dies wird bei der Evaluierung nicht nur als ein, sondern sogar als zwei Fehler gewertet (eine Substitution und eine Deletions), wenngleich die Einzelwörter richtig erkannt wurden. Außerdem können die Wörter nahezu beliebig zusammengesetzt werden und wiederum zu den bereits beschriebenen Out-Of-Vocabulary-Effekten führen. In einem Interview wurde beispielsweise das Wort „Kriegerwitwensöhne“ verwendet, das dem Spracherkenner nicht bekannt war. In diesem Fall erzeugt der Spracherkenner die fehlerhafte Ausgabe „Krieger Witwen Söhne“.

Versprecher und undeutliche Aussprache: Das Spracherkennungssystem versucht in der Regel, die Standardaussprache zu erkennen. In den Interviews werden aber oftmals Wörter unvollständig ausgesprochen oder auch abgebrochen. Je nachdem wie die Referenztranskription erstellt wurde, entstehen dadurch bei der Evaluierung Erkennungsfehler.

Darüber hinaus besteht bei der Spracherkennung die Herausforderung, dass sich das System für phonetisch ähnliche Wörter entscheidet. Daher ist es besonders wichtig, für jedes Wort eine möglichst exakte phonetische Transkription vorab erzeugen zu haben.

6.4 Automatische Alignierung

Für viele Oral History-Interviews sind durch etliche Stunden mühsamer Arbeit bereits manuell Transkripte angefertigt worden, die eine höhere Qualität als die aktuelle Spracherkennung aufweisen. Jedoch fehlt oft der zeitliche Zusammenhang zwischen dem Audiosignal und dem Transkript, um beide zielführend, beispielsweise durch Untertitelung, einzusetzen. Forced Alignment ist ein auf der Spracherkennung basierendes Verfahren, das diesen zeitlichen Zusammenhang wiederherstellen kann. Beim Forced Alignment wird eine Art „erzwungene“ Erkennung mit dem Spracherkennungssystem durchgeführt, bei dem lediglich das gegebene Referenztranskript als erlaubte Wortfolge zugelassen wird. Das Verfahren bestimmt anschließend den Pfad mit den wahrscheinlichsten Zeitmarken für das Transkript und erlaubt im Idealfall eine wortgenaue zeitliche Zuordnung.

Entscheidend für die Qualität der Alignierung ist unter anderem die Qualität des Transkripts. Fehlerhafte Annotationen und zusätzliche, vor der Alignierung nicht entfernte Einfügungen im Transkript werden vom Algorithmus nicht erkannt und ebenfalls versucht, auf das Audiosignal abzubilden. Mit zunehmender Länge des Signals steigen die Komplexität des Verfahrens und die Fehleranfälligkeit. Während die Alignierung eines Referenztranskripts von wenigen Sekunden Länge in der Regel keine große Herausforderung darstellt, können bei mehrere Stunden dauernden Aufzeichnungen bereits durch einige falsch alignierte Worte signifikante Abweichungen zwischen Text und Audio entstehen. Da Oral History-Interviews in der Regel eine ebensolche Länge aufweisen und oft nicht weiter unterteilt sind, wird für diesen speziellen Anwendungsfall im Rahmen des KA³-Projekts an Modifikationen und Anpassungen des Algorithmus gearbeitet.

Abgesehen von diesem Anwendungsfall des Forced Alignment, könnten die zeitlich alignierten Transkripte als neue Trainingsdaten für das Spracherkennungssystem verwendet werden. Hierbei ist jedoch die Zielsetzung etwas abweichend vom obigen Anwendungsfall. Während für eine Untertitelung versucht wird, das gesamte Transkript auf ein gegebenes Audiosignal abzubilden, und hierbei kleine Abweichungen in Kauf genommen werden, ist für die Erzeugung von Trainingsdaten eine hohe Konfidenz bei der Alignierung entscheidend. Hierbei wird daher erlaubt, dass ein Teil des Transkripts verworfen wird, der nicht sicher aligniert werden kann.

7. Fazit und Ausblick

Das Fraunhofer IAIS Audio Mining birgt ein großes Potential für Oral History-Archive. Durch die automatische Analyse und Transkription von Interviews unter Einsatz verschiedener Sprachanalysealgorithmen ermöglicht das System unter anderem die Recherche in großen Datenbeständen bei direktem Zugriff auf das Audiosignal, die Erschließung von nicht händisch transkribierten Interviews sowie Sekundäranalysen von Interviews mittels weiterführenden Ansätzen, beispielsweise die quantitative Analysen von mehreren hundert Interviews. Für all dies ist insbesondere die Leistungsfähigkeit der Spracherkennung von höchster Bedeutung.

Im Rahmen des KA³-Projekts konnte eine deutliche Verbesserung der Spracherkennungsqualität für die herausfordernden Oral History-Interviews erreicht werden. Aktuell beträgt die durchschnittliche Wortfehlerrate auf einer repräsentativen Testmenge von Aufzeichnungen des Hagener Oral History-Korpus 29,5 %, was einer relativen

Verbesserung von ca. 46 % gegenüber dem ursprünglichen System entspricht. Für neuere Aufnahmen, die mit professioneller Mikrofontechnik aufgezeichnet wurden, liegen die Wortfehlerraten deutlich darunter. Aus anderen Anwendungsdomänen besteht die Erkenntnis, dass Wortfehlerraten von ca. 20 bis 25 % bereits zu sehr guten Suchergebnissen führen und die Audio Mining-Technologie sinnvoll für Recherchezwecke eingesetzt werden kann. Darüber hinaus bietet sich das Verfahren zur automatischen zeitlichen Alignierung an, um mit vorhandenen Transkriptionstexten eine zeitliche Zuordnung des gesprochenen und bereits erstellten Textes zu erreichen. Grundsätzlich kann dieses Forced-Alignment entweder über das Fraunhofer IAIS Audio Mining-System oder über den WebMaus Services des Bavarian Archive for Speech Signals (BAS)⁷ genutzt werden.

Im weiteren Verlauf des Forschungsprojektes wird an der kontinuierlichen Verbesserung der Spracherkennung für Oral History-Interviews geforscht und beispielsweise untersucht, wie sich bereits vorhandene, transkribierte Interviews für die weitere Verbesserung der Spracherkennung nutzbar machen lassen. Weiteres Verbesserungspotential besteht in der Verwendung von Texten für die Sprachmodellierung, die zu den Themen und Kontexten der Oral History-Interviews passen. Dies führt in der Regel zu einer deutlichen Reduktion der Out-Of-Vocabulary-Quote. Außerdem werden die Sprachmodelle so angepasst, dass die Themen und Wortfolgen der Interviewten besser abgebildet werden. Mit diesen Verbesserungen wird angestrebt, die Fehlerrate nochmals deutlich zu senken, so dass die von der Spracherkennung automatisch generierten Texte wie ein händisch erstelltes Transkript lesbar sind.

Jenseits der Verbesserung der Spracherkennung für Oral History-Interviews gilt es, weitere Informationen aus dem Sprachsignal zu extrahieren. Sprecherwechsel, Backchannel-Ereignisse („ähm“, „ja“, „hmm“), Sprecherinformationen und Emotionen sind weitere wichtige Metadaten, die ein Oral History-Interview beschreiben. Die Analyse von Interaktionsmustern kann neue Forschungsansätze in der Oral History-Forschung aufzeigen. Aktuell sind dazu erste Untersuchungen gestartet. Allerdings bedarf es hier weiterer Forschungsanstrengungen, robuste Verfahren und Anwendungen zu entwickeln und den Geisteswissenschaften zur Verfügung zu stellen.

LITERATUR

- Apel, Linde (2011): Mündliche Quellen in der Werkstatt der Erinnerung, in: Linde Apel, Stefanie Schüler-Springorum, Klaus David (Hg.): *Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter in der Werkstatt der Erinnerung*, München/Hamburg 2011, 201-218.
- Apel, Linde (2015): Oral History reloaded. Zur Zweitauswertung von mündlichen Quellen, in: *Westfälische Forschungen. Zeitschrift des LWL-Instituts für westfälische Regionalgeschichte*, hrsg. von Bernd Walter und Thomas Küster, 65, 243-254.
- Baum, Doris, Daniel Schneider, Rolf Bardeli, Jochen Schwenninger, Barbara Samlowski, Thomas Winkler und Joachim Köhler (2010): DiSCo - A German Evaluation Corpus for Challenging Problems in the Broadcast Domain, in: Nicoletta Calzolari (Conference Chair), et al. (Hg.): *Proceedings of the Seventh International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC'10)*. Valletta, Malta.
- Cheng, Gaofeng, Vijayaditya Peddinti, Daniel Povey, Vimal Manohar, Sanjeev Khudanpur, und Yonghong Yan (2017): An Exploration of Dropout with LSTMs, in: *Proc. Interspeech 2017*, 1586-1590. <https://doi.org/10.21437/Interspeech.2017-129>

7 <https://clarin.phonetik.uni-muenchen.de/BASWebServices/interface>.

- Gref, Michael, Christoph Schmidt und Joachim Köhler (2018): Improving Robust Speech Recognition for German Oral History Interviews Using Multi-Condition Training, in: *Speech Communication*; 13. ITG Symposium, Oldenburg, Germany, 13, 256-260.
- Gref, Michael, Joachim Köhler und Almut Leh (2018): Improved Transcription and Indexing of Oral History Interviews for Digital Humanities Research, in: Nicoletta Calzolari (Conference Chair), et al. (Hg.): *Proceedings of the Eleventh International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC 2018)*. Miyazaki, Japan.
- Hochreiter, Sepp, und Jürgen Schmidhuber (1997): Long Short-Term Memory, in: *Neural Computation (MIT Press)* 9, Nr. 8 (November 1997), 1735-1780.
<https://doi.org/10.1162/neco.1997.9.8.1735>
- Leh, Almut (2015): Vierzig Jahre Oral History in Deutschland. Betrag zu einer Gegenwartsdiagnose von Zeitzeugenarchiven am Beispiel des Archivs „Deutsches Gedächtnis“, in: *Westfälische Forschungen*. Zeitschrift des LWL-Instituts für westfälische Regionalgeschichte, hrsg. von Bernd Walter und Thomas Küster, 65, 255-268.
- Leh, Almut und Doris Tausendfreund (2011): Archiving Audio and Video Interviews, in: Carlos Nunes Silva (Hg.): *Online Research Methods in Urban and Planning Studies: Design and Outcomes*, Hershey (PA, USA), 353-367.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1983a): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.“ *Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet*, Berlin/Bonn.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1983b): „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist.“ *Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet*, Berlin/Bonn.
- Niethammer, Lutz und Alexander von Plato (Hg.) (1985): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ *Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern*, Berlin/Bonn.
- Oard, Doug (2012): Can Automatic Speech Recognition Replace Manual Transcription?, in: Doug Boyd, Steve Cohen, Brad Rakers und Dean Rehberger (Hg.): *Oral History in the Digital Age*. Washington, D.C.: Institute of Museum and Library Services.
- Peddinti, Vijayaditya, Daniel Povey, und Sanjeev Khudanpur (2015): A time delay neural network architecture for efficient modeling of long temporal contexts, in: {*INTERSPEECH*} 2015, 16th Annual Conference of the International Speech Communication Association, Dresden, Germany, September 6-10, 2015, 3214-3218.
- Povey, Daniel, Arnab Ghoshal, Gilles Boulianne, Lukas Burget, Ondrej Glembek, Nagendra Goel, Mirko Hannemann, Petr Motlicek, Yanmin Qian, Petr Schwarz, Jan Silovsky, Georg Stemmer und Karel Vesely (2011): The Kaldi Speech Recognition Toolkit, in: *IEEE 2011 Workshop on Automatic Speech Recognition and Understanding*. IEEE Signal Processing Society.
- Sak, Hasim, Andrew W. Senior und Françoise Beaufays (2014): Long Short-Term Memory Based Recurrent Neural Network Architectures for Large Vocabulary Speech Recognition, in: *CoRR* abs/1402.1128.
- Schmidt, Christoph Andreas, Michael Stadtschnitzer und Joachim Köhler (2016): The Fraunhofer IAIS Audio Mining System: Current State and Future Directions, in: *Speech Communication*; 12. ITG Symposium, Paderborn, Germany, 12, 115-119.
- Schütze, Fritz (1976): *Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen*. In: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung*. München, 159-260.
- Stadtschnitzer, Michael, Jochen Schwenninger, Daniel Stein und Joachim Köhler (2014): Exploiting the Large-Scale German Broadcast Corpus to Boost the Fraunhofer IAIS Speech Recognition System, in: Nicoletta Calzolari (Conference Chair), et al. (Hg.): *Proceedings of the Ninth International Conference on Language Resources and Evaluation (LREC'14)*. Reykjavik, Iceland.
- Thomas William, Isaac und Florian Znaniecki (1980/1920): *The Polish Peasant in Europe and America*, Boston.

- Tritschler, Alain und Ramesh Gopinath (1999): Improved speaker segmentation and segments clustering using the bayesian information criterion, in: EUROSPEECH'99. Budapest, Hungary: ISCA.
- Waibel, A., T. Hanazawa, G. Hinton, K. Shikano und K. J. Lang (1989): Phoneme recognition using time-delay neural networks, in: IEEE Transactions on Acoustics, Speech, and Signal Processing 37, Nr. 3 (Mar 1989), 328-339. <https://doi.org/10.1109/29.21701>

Zusammenfassung

Dieser Beitrag beleuchtet die Möglichkeiten und die Herausforderungen der Audio Mining-Technologie für die automatisierte Transkription von Oral History-Interviews. Durch die erheblichen Fortschritte in der Spracherkennung deutet sich ein sinnvoller Einsatz der Technologie in den Geisteswissenschaften zur Transkription von Interviews an. Dies eröffnet eine Reihe von Perspektiven für die interviewbasierte Forschung. Erstens lassen sich aufwendige und kostenintensive Transkriptionsarbeiten reduzieren, zweitens ist die Tonspur auf Wortebene direkt mit dem Transkript verbunden und über eine Suchanwendung zugänglich, drittens können weitaus größere Mengen an Interviews recherchiert und ausgewertet werden.

Auf der anderen Seite stellen Oral History-Interviews, vor allem ältere Aufnahmen, hinsichtlich Aufnahmequalität und spontaner sowie dialektaler Sprechweisen eine erhebliche Herausforderung dar, so dass aktuell Forschungsarbeiten notwendig sind, um die Leistungsfähigkeit der Spracherkennung auf notwendige Qualität zu heben. Diese Forschungs- und Entwicklungsarbeiten sind Gegenstand des vom BMBF geförderten Projektes KA³ (Kölner Zentrum Analyse und Archivierung von AV-Daten). Dieser Beitrag gibt eine Übersicht über die eingesetzten Technologien zur Sprachanalyse, die Funktionsweise des Fraunhofer IAIS Audio Mining-Systems, das Oral History-Archiv „Deutsches Gedächtnis“ der FernUniversität in Hagen, die aktuell erzielten Ergebnisse sowie aktuelle Forschungsansätze zur Verbesserung des Systems.

Choreographien der Existenz

Zur multimodalen Erweiterung biographischer Forschung und Lehre durch
Verfahren der visuellen Analyse und Synthese¹

Florian Windhager

1. Neue Aggregatzustände von historischem Wissen

Human- und geisteswissenschaftliche Arbeitsformen und Praktiken befinden sich im medienhistorischen Wandel. Digitalisierungsinitiativen transformieren in allen Bereichen informationstechnische Infrastrukturen – und erweitern damit auch das Spektrum an Methoden zur Generierung und Repräsentation von Wissen über Menschen, Kulturen und ihre Hervorbringungen im Wandel der Zeit. Historische Beobachtungen und Interpretationen – einst eingeschrieben in die analogen Medien von Bibliotheken, Archiven und Museen – werden in steigendem Umfang in digitale Editionen und strukturierte Datensammlungen übersetzt. Dies gilt auch für geschichtswissenschaftliche Bibliotheken und ihre Fachbereiche, inklusive biographischer und prosopographischer Korpora (BD 2015; BD 2017).

Nationalbiographien und biographische Lexika versammeln zehntausende Einträge zu Leben und Werk von historischen Individuen. Wenn diese als akademische Dokumente bereits in das ursprüngliche hypertextuelle Netzwerk der Quellenverweise eingewoben waren, so bringt die Digitalisierung zwei weitere relevante Zustandsveränderungen: Während das Netz biographische Texte in ein globales *web of documents* einwebt und so den Zugang erleichtert, transformieren zahlreiche Initiativen diese grobgranulare Basis langsam, aber kontinuierlich in ein „Netzwerk der Daten“ (*web of data*) (Bizer u. a. 2009; Reinert u. a. 2015). Semantische Technologien und Methoden des *natural language processings* arbeiten sich in die digitalen Bestände von einst handgeschriebenen oder gedruckten Quellen und Dokumenten. Dabei extrahieren sie aus den linearen Sequenzen akademischer Prosa die ursprünglichen begrifflichen Basiselemente (d.h. lexikale Entitäten und Relationen), die in der Folge in strukturierten Datenbanken für neue analytische Verfahren verfügbar gemacht werden (s. Abbildung 2:).

Unter den auffälligsten der neuen Methoden zur Analyse und Prozessierung dieser wachsenden digitalen Datenbasis sind Verfahren der *visuellen Analyse* und der *visuel-*

¹ Die konzeptuellen Grundlagen dieses Artikels wurden in Zusammenarbeit mit zahlreichen Kolleginnen und Kollegen entwickelt. Besonderer Dank gilt Eva Mayr, Günther Schreder, Michael Smuc (Donau-Universität Krems), Paolo Federico (Technische Universität Wien), Matthias Schlögl, Maximilian Kaiser, Ágoston Zénó-Bernad und Christine Gruber (Österreichische Akademie der Wissenschaften). Diese Arbeit wurde ermöglicht durch eine Förderung des Österreichischen Fonds für Wissenschaft und Forschung (FWF), Projekt-No. P28363.

len Kommunikation (Jessop 2008). In Ergänzung zu existierenden Praktiken geisteswissenschaftlicher Forschung erlauben digitale und visuelle Verfahren die neuartige Exploration und Analyse von Daten- und Quellenmaterial in bislang unbekanntem Ausmaß.

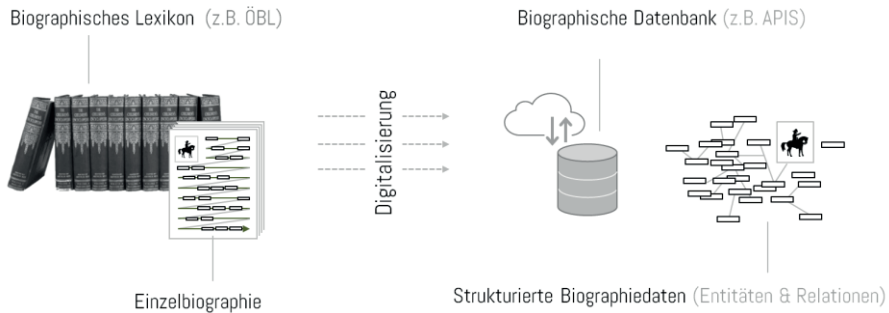


Abbildung 1: Strukturierte Daten (rechts) von biographischen Korpora (links)

Der vorliegende Text bezieht sich auf diesen jüngsten (d.h. digitalen und semantisch strukturierten) Aggregatzustand des biographischen und historischen Wissens und fokussiert auf Fragen seiner verbesserten visuellen Repräsentation. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht dabei die bessere Verknüpfung und Integration von bestehenden Visualisierungstechniken, um ein effektiveres und synergetisches Zusammenspiel von verbalen und visuellen Repräsentationen zu erreichen.² Im Speziellen konzentrieren sich die folgenden Reflexionen auf neue Optionen der Visualisierung für den Bereich der Biographieforschung, nicht ohne aber auch Relevanz für die Repräsentation beliebiger Gegenstände der historisch orientierten Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften zu beanspruchen.

2. Informationsvisualisierung im Rahmen der Biographieforschung

Methoden der Visualisierung dienen der Unterstützung menschlicher Kognition im Umgang mit komplexen, oftmals abstrakten und unanschaulichen Daten und Themen (Arias-Hernandez u. a. 2012). Die Funktion dieser Techniken ist die Verstärkung und Augmentierung der menschlichen Denk- und Erkenntnisfähigkeit. Interaktive visuelle Interfaces ermöglichen die Synthese von Informationen, die wahrnehmungsbasierte Datenanalyse sowie die Ableitung von neuen Einsichten aus umfangreichen Mengen von komplexen, dynamischen, mehrwertigen und oftmals widersprüchlichen Datenbeständen (Thomas und Cook 2006).

² Auch für den Bereich der Digital Humanities ist bis auf Weiteres von einem Primat des Texts auszugehen (Champion 2017), der als tragende Modalität von geisteswissenschaftlichen Repräsentationen nicht verhandelbar erscheint. Gemäß der Prinzipien der multimodalen Kognition (oder auch des *multimedia learning*, Mayer 2002) kann aber davon ausgegangen werden, dass die parallele Verfügbarkeit von schriftlichen und bildhaften Repräsentationen – i.e. von verbaler und visueller Information – das Lernen, Explorieren und kritische Verstehen von geisteswissenschaftlichen Themen und Inhalten signifikant unterstützen kann (Schnotz und Kürschner 2008).

Historische Textsammlungen stellen ein Paradebeispiel für solche komplexen und dynamischen (d.h. zeitorientierten) Datenbestände dar. Mit Blick auf die abertausend biographischen Datensätze, die mittlerweile in nationalbiographischen Digitalisierungsprojekten generiert wurden, ist davon auszugehen, dass es in Forschung und Lehre signifikanten Bedarf für die Unterstützung von daten- und text-analytischen Tasks auf der Mikroebene (*close reading*) wie auf der Makro- oder Korpusebene (*distant reading*) gibt (Jänicke u. a. 2017; Jockers 2013; Moretti 2013). Dabei stehen kontext-sensible Anwendung und Implementierungen von Methoden der visuellen Analyse vor einer Reihe von Herausforderungen. Diese beinhalten (a) die konzeptuelle Komplexität und Diversität des ‚Gegenstands‘ Mensch, (b) die Relevanz von multiplen relevanten Analysedimensionen, sowie (c) eine umfassende Herausforderung durch die Dimension der Zeit.

2.1 Begriffliche und visuelle Komplexität

Auch und gerade weil menschliche Akteure Gegenstand einer Unzahl von wissenschaftlichen Disziplinen, Theorien und Diskursen sind, stellt die produktive Operationalisierung (d.h. die zur Visualisierung meist erforderliche Quantifizierung und Formalisierung) des über sie existierenden Wissens eine spezifische Herausforderung dar. Menschliche Akteure können ebenso (allzu) einfach als Körper im geo-temporalen Phasenraum verstanden werden wie auch als Containerbegriff für haltlose bio-psycho-soziale Komplexität (Luhmann 1990). Ihre anthropologischen Definitionen sind ebenso diversifiziert wie ihre geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Konzeptionen. Dies hat unmittelbare Konsequenzen für den Grad an Argumentierbarkeit und Anschlussfähigkeit von Visualisierungen biographischer „Daten“ und „Capten“. Historische Visualisierungen sind (bis auf Weiteres, vgl. Kapitel 5) auf belastbare Quantifizierung oder Kategorisierung von bestimmten Aspekten eines überlieferten polymorphen Verhaltensrepertoires angewiesen. Als solches müssen die resultierenden Daten zwar nicht als Konstruktionen, aber als bewusste Selektionen gewertet werden, die als Hervorhebung von bestimmten analytischen Unterscheidungen oder Dimensionen die (zumindest temporäre) Zurückstellung von anderen möglichen Aspekten bedeuten (Drucker 2011).

2.2 Multiple synchrone Perspektiven

Historische Akteure agieren im physikalischen oder geographischen Raum, können aber auch mit Fokus auf andere analytisch relevante Handlungsräume oder Kontexte studiert und interpretiert werden. Abbildung 2: zeigt eine Skizze für eine beliebige historische Konstellation, in der üblicherweise eine Vielzahl von Entitäten (neben individuellen Akteuren auch Objekte, Konzepte, und Organisationen) an bestimmten Orten und zu spezifischen Zeiten interagieren. All diese Elemente können näher mit Attributen definiert werden und stehen in multiplen Relationen. Alle relevanten Veränderungen dieser Größen werden als *Ereignisse* wahrgenommen und als solche in ihrem räumlichen und zeitlichen Kontext dokumentiert.³

3 Zum komplexen Stand der Entwicklungen von facheinheitlichen historischen Datenstandards und biographischen Ontologien siehe Krieger und Declerck (2015) sowie die Initiativen *Linked Pasts* (<http://commons.pelagios.org/>), *Data for History* (<http://dataforhistory.org/>) oder *World Historical Gazetteers* (<http://whgazetteer.org/>).

Sobald zu diesen verschiedenen Elementen digitale Informationen verfügbar sind – oder diese Elemente durch semantische Verfahren in strukturierte Daten transferiert wurden –, können Visualisierungen dabei helfen, diese Konstellationen im Überblick oder Detail zu analysieren. Während die dreidimensionale Skizze der historischen Konstellation (oben) sowie die kartographische Aufsicht (unten links) als räumlich-realistische oder isomorphe Methoden der *Scientific Visualization* (SciVis) betrachtet werden können (siehe für exemplarische Beiträge zu diesen Verfahren Daniels und Nash 2004; Gonçalves u. a. 2015; Haddad 2011; Kwan und Ding 2008), stellen Verfahren der Informationsvisualisierung (*Information Visualization*, InfoVis) ein ganzes Spektrum von Techniken zur Verfügung, um andere biographisch relevante Datendimensionen und Aspekte zu repräsentieren.

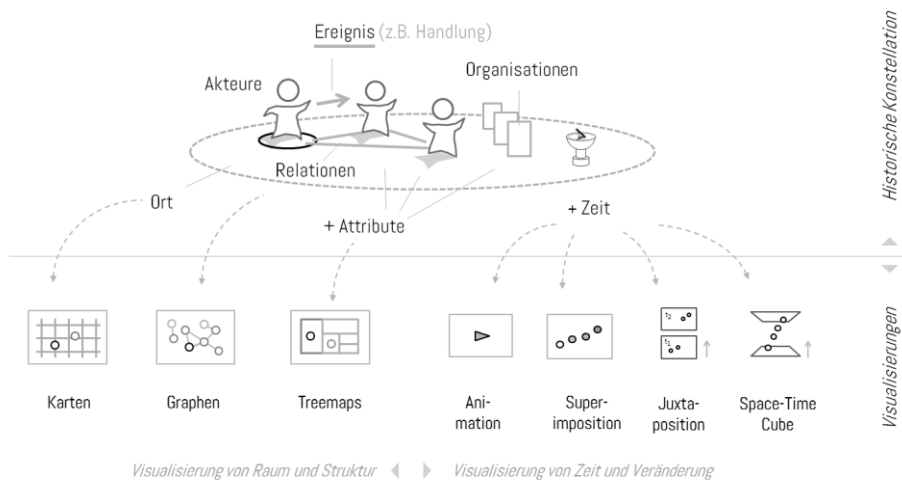


Abbildung 2: Skizze einer beliebigen historischen Konstellation (oben), deren relevanten Elemente später in visuelle Repräsentationen übersetzt werden können (unten).

Im Gegensatz zu räumlich-realistischen oder isomorphen Bildern produzieren Informationsvisualisierungen diagrammatische Darstellungen für die Strukturierungen oder Verteilungen von „abstrakten“ Daten oder Entitäten, welche für sich genommen keine räumliche Struktur aufweisen, und die zum Zweck der visuellen Analyse erst in räumliche Form gebracht werden müssen (Heer u. a. 2010; Munzner 2014; Rebecca 2017).⁴ Zu den prominenteste Verfahren in diesem Kontext zählen zweifelsohne Netzwerkgraphen, mit denen die Topologien von soziale Handlungsräumen repräsentiert werden können (Geerlings u.a. 2015; Schich u. a. 2014; Stotz u. a. 2015), sowie hierarchische

4 Verfahren der Visualisierung werden der *Scientific Visualization* zugerechnet, wenn ein räumliches Layout der Daten bereits gegeben ist und dieses in der Darstellung beigehalten wird. Verfahren werden der *Information Visualization* zugerechnet, wenn die visuelle Encodierung und räumliche Anordnung auf einem Display aktiv gewählt oder durch ein datengetriebenes Layout erst genuin erzeugt werden muss (Rhyne u. a. 2003; Sedlmair u. a. 2009). Dies bedeutet auch, dass InfoVis-Verfahren abstrakte oder konzeptuelle Realitäten für die Anschauung und das visuelle Denken von Forscherinnen, Forschern und Studierenden erschließen, die anderweitig unsichtbar bleiben würden.

Visualisierungstechniken wie Mengendiagramme oder Baumkarten (Treemaps), die zum Beispiel die relative Dominanz von historischen Professionen oder Aktivitätsfeldern sichtbar machen können (vgl. das Pantheon Interface <http://pantheon.media.mit.edu/>; sowie Schulz 2011).

2.3 Multiple diachrone Perspektiven

Als besonders wichtige analytische Datendimension im historiographischen Kontext tritt Zeit bzw. die zeitliche Indexierung und Strukturierung aller erwähnten Datendimensionen in Erscheinung. Jenseits der linearen Encodierung durch Zeitstrahlen oder Timelines (Champion 2017; Davis u. a. 2013; Hiller 2011) stehen multiple Techniken für die Darstellung von zeitlicher Entwicklung und Veränderung zur Verfügung (Tominski und Aigner 2015). Zu diesen zählen Animation (Abbott 2014), farbcodierte Darstellung (*layer superimposition*), die Nutzung von sequentiellen Panels (*layer juxtaposition*), oder Space-Time Cubes (Eccles u. a. 2007; Windhager u. a. 2017).

Diese und zahlreiche weitere Techniken der Visualisierung (Gergaud u. a. 2017) finden bereits Anwendung im Kontext von historischen und biographischer Datenbeständen und eröffnen multiple analytische Perspektiven mit komplementären visuell-analytischen Profilen. Obwohl diese Methoden als Einzelperspektiven auf einen Datensatz implementiert werden können, so ist für avancierte Interfaces doch ihre kombinierte Nutzung als Systeme von *multiple views* üblich.

3. Zur Integration multipler visueller Perspektiven

Während sich biographische Datensätze durch multidimensionale Komplexität auszeichnen, können analytische Einzelperspektiven immer nur selektive und partikuläre Ansichten auf die Datenbasis eröffnen. Individuelle Visualisierungstechniken haben ihre jeweils verschiedenen Stärken für bestimmte Daten und Tasks – aber auch ihre spezifischen Limitationen oder Nachteile mit Blick auf andere. Avancierte visuelle Interfaces streben daher oftmals danach, die Limitationen einzelner Perspektiven durch die Kombination multipler Ansichten (*multiple views*) zu kompensieren. Dies kann in parallelen und verknüpften Arrangements erfolgen als *multiple coordinated views* (Roberts 2007) oder durch die zeitlich gestaffelte Auswahl von Ansichten – entweder durch die sequentielle Auswahl der Perspektiven durch Nutzerinnen und Nutzer oder durch vordefinierte narrative Arrangements (Segel und Heer 2010).

Die Nutzung von multiplen Ansichten ist eine etablierte Technik für räumlich-strukturelle oder synchrone Perspektiven. So kann beispielsweise die Kombination von geographischen Karten und Netzwerkgraphen „stereoskopische“ Einsichten in geographische und soziale Handlungsräume von historischen Individuen ermöglichen (siehe z.B. das *multiple view*-Design von Palladio <http://hdlab.stanford.edu/palladio/>). Dies hilft bei der Balancierung von Stärken und Schwächen synchroner Einzelperspektiven sowie bei der Aggregation und Maximierung von Einsichten (Kerracher u. a. 2014). Angesichts der Bedeutung der diachronen Datendimension ist das Gestaltungsprinzip multipler Ansichten aber auch für die Veranschaulichung von Zeit relevant (siehe Abbildung 2, unten rechts). Durch das Angebot von mehreren Repräsentationen der zeitlichen Datenstruktur können Historikerinnen und Historiker zwischen den besten Darstellungen für ihre jeweiligen Tasks wählen und einseitige Ansichten oder Fehlinterpretationen vermeiden (Kerracher u. a. 2014).

Eine der wichtigsten Herausforderungen an das Design von Interfaces für die visuelle Analyse historischer Daten ist daher die Auswahl der besten und produktivsten Perspektiven auf die vorhandenen Daten. Eine noch größere – wenn auch bislang kaum beachtete – Herausforderung ist aber das produktive *top-level-Design* solch komplexer Interfaces, um die zahlreichen Einzelbilder wieder in ein *big picture* zusammenzuführen. Neben perspektivischem Reichtum bringt die Nutzung von multiplen Perspektiven nämlich auch neue Herausforderungen der Navigation zwischen diesen Ansichten sowie Herausforderungen der kognitiven Integration.

Komplexe biographische Forschungsfragen betreffen in der Regel mehrere Datendimensionen – wie z.B. nach den Effekten der Migration eines Individuums auf sein soziales Netzwerk, seine organisationalen Kontakte oder seine kulturelle Produktion. Zur Beantwortung solcher Fragen müssen Forscherinnen und Forscher Informationen von multiplen synchronen Perspektiven (d.h. von Karten und Netzwerkgraphen) über mehrere Zeitpunkte diachron kombinieren. Diese Aufgabe erfordert hohen kognitiven Aufwand, da die Aufmerksamkeit bei *multiple view*-Systemen zwischen unterschiedlichen Ansichten verteilt ist (*split attention effect*, Ayres und Cierniak 2012) und relevante Daten erst identifiziert und verknüpft werden müssen, bevor sie in einer makrokognitiven Synthese in ein mentales Modell gefügt werden können, an dem die Antwort abgelesen werden kann (Klein und Hoffman 2008; Windhager u. a. 2019).

Verschiedene Designstrategien – hier als Kohärenztechniken bezeichnet (Schreder u. a. 2016) – können dabei helfen, lokale Einsichten in ein globales Modell zusammenzufügen. Einige dieser etablierten Techniken beruhen auf der visuellen Integration von unterschiedlichen Datendimensionen in eine multidimensionale Visualisierung, und unter diesen Optionen weisen Space-Time Cube (STC)-Visualisierungen ein bemerkenswertes Potential auf, um zwischen üblicherweise getrennten Partikularperspektiven zu vermitteln. Die folgenden Abschnitte stellen ein polykubistisches Rahmenwerk vor (Windhager u. a. 2016), das auf der Nutzung von multiplen Space-Time Cubes beruht und das synoptisch die folgenden Ansichten kombiniert:

- Multiple synchrone (i.e. räumliche und strukturelle) Perspektiven, inkl. Perspektiven der *Scientific Visualization* und der *Information Visualization*.
- Multiple diachrone Perspektiven (d.h. Space-Time Cube, Animation, Juxtaposition und Superimposition).
- Synchrone und diachrone Perspektiven, um die mentale Informationsintegration von räumlicher und zeitlichen Datenstrukturen zu gewährleisten.

Damit soll das Rahmenwerk einen Beitrag leisten, um die makrokognitiven Aufgaben der visuellen Analyse und Synthese im historischen Kontext zu unterstützen, während die Leichtigkeit der Navigation, die konzeptuelle Orientierung und das „visuelle Momentum“ (Bennett und Flach 2012) von Nutzerinnen und Nutzern maximiert wird.

4. Ein polykubistisches Rahmenwerk der Visualisierung

Das PolyCube-Projekt (<https://www.donau-uni.ac.at/de/polycube>) entwickelt Designstrategien und ein prototypisches Visualisierungssystem, um zwischen üblicherweise getrennten Perspektiven von avancierten Sammlungsinterfaces zu vermitteln (Windhager u. a. 2016; 2017). Dazu baut es auf dem diagrammatischen Konzept des Space-

Time Cubes (Raum-Zeit-Kubus) auf, welches entwickelt wurde, um Karten und geographische und chronographische Ansichten zu kombinieren (Hägerstrand 1970; Parkes und Thrift 1980). Das resultierende dreidimensionale Rahmenwerk kann gleichzeitig räumliche und zeitliche Koordinaten als Datenpunkte verorten und somit auch Ketten von Ereignissen oder bewegte Objekte wie historische Akteure veranschaulichen (Kraak 1988).

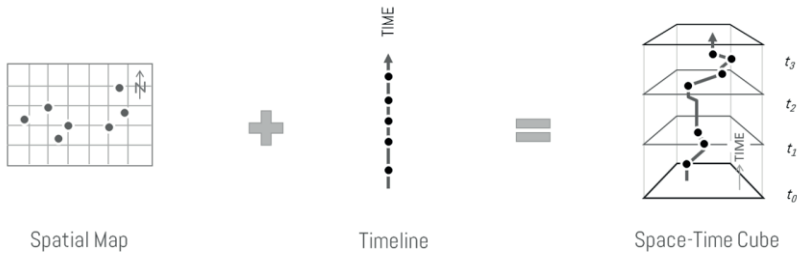


Abbildung 3: Der Space-Time Cube (rechts) als orthogonale Kombination von geographischen Karten (links) mit chronographischen Zeitstrahlen (Mitte).

Sobald geo-temporale Daten im historischen Kontext gegeben sind oder gewonnen werden können (z.B. über Bewegungen von Akteuren, Gruppen oder konzeptuelle Entitäten), bietet der Space-Time Cube eine effektive Visualisierungstechnik, um diese Bewegung durch Raum und Zeit in eine visuelle Gestalt zu synthetisieren und synoptisch zu analysieren.

Durch die Extraktion von Datenpunkten aus historisch-biographischen Texten⁵ kann existierende Software (z.B. Kapler und Wright 2004) die raumzeitlichen Pfade (Trajektorien) von beliebigen Objekten visualisieren. Abbildung 4 zeigt exemplarisch den raumzeitlichen Lebenspfad des österreichisch-ungarischen Sängers, Schauspielers und Theaterdirektors Josef Szabo, wie er aus dem entsprechenden Eintrag des Österreichischen Biographischen Lexikons (ÖBL) extrahiert wurde.

⁵ Z.B. durch Methoden des Natural Language Processings (siehe exemplarisch das APIS-Projekt <https://www.oew.ac.at/acdh/projects/apis/>).

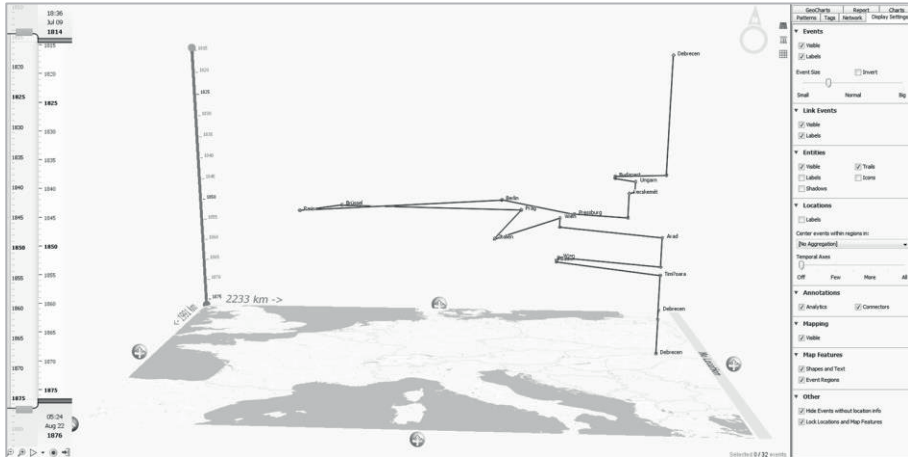


Abbildung 4: Der raumzeitliche Pfad des österreichisch-ungarischen Künstlers Joszef Szabo (1816-1875) von seinem Geburts- und Sterbeort in Debrecen zu Stationen seiner Arbeit in Wien, Paris, Brüssel, Prag und Milan.

Die Entwickler dieser Methode verorteten die expressiven dreidimensionalen Kurven und Ansichten als suggestives bildgebendem Verfahren zwischen Wissenschaft und (selbstgenerierender) Kunst:

At one level of analysis time-geography deals with the time-space 'choreography' of the individual's existence at daily, yearly, or lifetime (biographical) scales of observation. [...] More specifically, an individual's existence can be diagrammatically described as a trajectory, a 'daily'- or 'life-path' of movement – a weaving dance through time-space (Pred 1977).

Für das erweiterte polykubistische Rahmenwerk weist die Vorsilbe „poly“ darauf hin, dass dieses einst ausschließlich geographisch genutzte Verfahren offen ist für beliebige andere räumliche oder strukturelle Visualisierungsmethoden – im Speziellen auch für die Repräsentation dynamischer Netzwerke (Dwyer 2000).

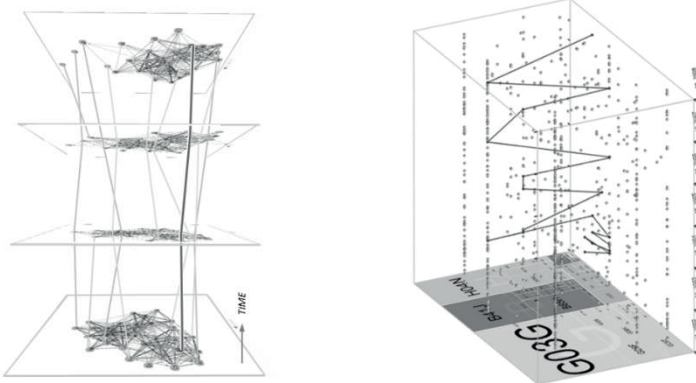


Abbildung 5 zeigt, wie die Bewegung von individuellen Akteuren auch als Dynamik in sozialen (links) oder kategorialen Raumzeiten (rechts) analysiert werden kann, welche hoch relevante Faktoren und Hintergründe für biographische Dynamiken darstellen können. So kann neben dem geo-temporalen Lebensweg auch der Weg durch das Netzwerk positiver oder negativer Beziehungen zu anderen Akteuren als temporaler Graph visualisiert werden (Federico u. a. 2011) oder als Weg durch den kategorial-temporalen Raum von Themen- oder Wissensgebieten sowie durch den Raum einer Fach- oder Patentklassifikation (Smuc u. a. 2015).

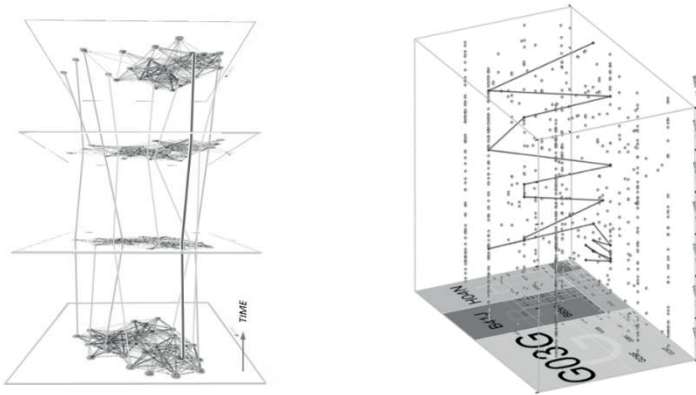


Abbildung 5: Bewegung eines Individuums durch die relationale Raumzeit eines sozialen Netzwerks (links) und durch den Disziplinenraum von Patentpublikationen, visualisiert durch Treemaps (rechts).

Durch die parallele Montage dieser Kuben entsteht ein visuell-analytisches Ensemble von hoher, aber organisierter Diversität, in dem jeder Kubus unterschiedliche, aber komplementäre analytische Aspekte eines Lebensweges entfaltet, während er die zeitliche Dimension und Orientierung mit den anderen teilt (Abbildung 6). In Abstimmung mit jeweils verfügbaren Daten, Forschungsfragen und analytischen Zielsetzungen ermöglicht dies die Zusammenstellung von visuellen Analyseinstrumenten, die einen integrierten Überblick zum Einstieg bieten und in der Folge diverse Zoom- und Filteroperationen auf die verschiedenen Ebenen von biographischen Details erlauben.

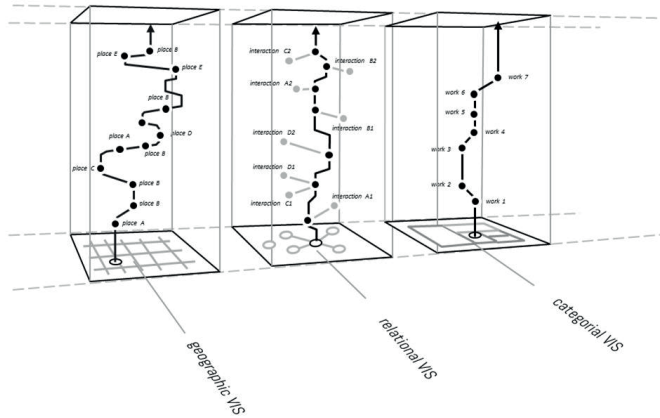


Abbildung 6: Multiple Raum-Zeit-Kuben zur synoptischen visuellen Analyse von Lebenspfaden in geographischer, sozial-relationaler und kategorialer Raumzeit.

Das skizzierte Rahmenwerk ist des Weiteren offen für die Visualisierung der Entwicklung von Gruppen oder kollektiven Akteuren und können auch durch Mengendiagramme dargestellt werden. Abbildung 7 zeigt eine Sammlung von basalen visuellen Entwicklungsmustern, die bei Gruppen oder kollektive Phänomenen (wie Organisationen, Religionen, Kunstrichtungen, politische Bewegungen oder kollektive Ideen) eine Rolle spielen können.

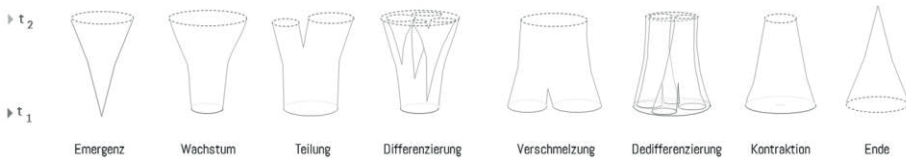


Abbildung 7: Mögliche Grundmuster der zeitlichen Entwicklung von kollektiven Phänomenen in der polykubistischen Projektion.

Während dreidimensionale Visualisierungsmethoden – wie alle spezifischen Perspektiven – auch Limitationen mit sich bringen (z.B. visuelle Überlagerungen oder höheren dass sie sich nahtlos in andere, „flache“ 2-D-Repräsentationen verwandeln können – bei gleichzeitigem Erhalt der kognitiven Orientierung der Nutzer. Abbildung 8 zeigt, wie sich Raum-Zeit-Kuben (Mitte) in andere Repräsentationen von Zeit wie Juxtaposition oder Superimposition (oben) sowie Animation oder Timelines (unten) übersetzen lassen. Dies erlaubt eine hohe analytische Diversität bei gleichzeitigem Erhalt der konzeptuellen Orientierung (Bach u. a. 2016).

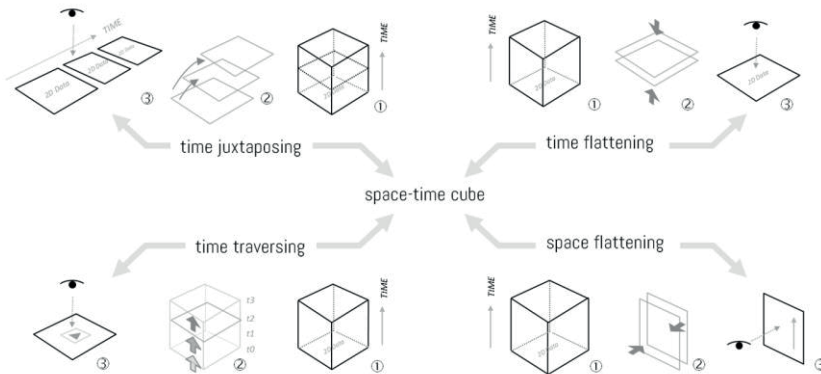


Abbildung 8: Transformative Operationen von Raum-Zeit-Kuben zur Erzeugung multipler diachroner Visualisierungen.

In Summe adressiert das polykubistische Rahmenwerk somit in besonderer Weise die entwicklerischen und design-technischen makrokognitiven Herausforderungen, wie sie am Ende des dritten Kapitels aufgezählt wurden. Es kreiert eine flexible und kohärente Umgebung für die multiperspektivische (synoptisch synchrone und diachrone) Analyse und Synthese von mikro- und makroskopischen Datensichten. Darüber hinaus bietet es die Möglichkeit für weitere signifikante Weiterentwicklungen.

5. Qualitative und diskursive Visualisierung

Die Qualität von Visualisierungen – und nicht zuletzt auch ihre praktische und diskursive Relevanz – hängt von der Qualität und Relevanz der Daten ab, aus denen sie generiert werden. Dieses allgemeine Prinzip gilt umso mehr für den geisteswissenschaftlichen Kontext, wo quantitative oder semantisch strukturierte Daten kaum jemals die primäre Informationsmodalität der Quellen und Diskurse darstellen und wo allzu einfache Übersetzungen oder Gleichsetzungen zu Recht problematisiert werden (Marche 2012). Auch signifikante Fortschritte im Bereich von Verfahren der Sprachverarbeitung und der Extraktion von bedeutungstragenden Entitäten (Segers u. a. 2011; Wilde 2015) ändern kaum etwas an dem Umstand, dass die (semi-)automatisierte Datengewinnung aus textuellen historischen Quellen ein aufwändiges Unterfangen ist, und sich belastbare Resultate oftmals auf Datentypen oder Entitäten beschränken, die verhältnismäßig einfach extrahiert werden können (wie z.B. geographische Ortsnamen, Eigennamen oder Datumsangaben). Obwohl mit diesen Entitäten bereits das geo- und soziochronologische Grundgerüst eines historischen „*knowledge graphs*“ modelliert werden kann (Ehrlinger und Wöss 2016), bleibt die Expressivität der entsprechenden Visualisierungen im Kontrast zum Stand der Kunst von historischen Reflexionen zunächst sehr beschränkt.

Diese inkludieren neben der deskriptiven Darstellung von Lebenswegen auch Herleitungen und Interpretationen von Motivation und Intention sowie von Verursachungen und wechselseitigen Beeinflussungen multipler Akteure. Historikerinnen und His-

toriker analysieren und modellieren die Choreographien und Choreographen historischer Existenz auch vor dem komplexen Hintergrund von kultur- und humanwissenschaftlichen Theorieoptionen. Die Zahl der theoretischen bewegenden Kräfte von Akteuren ist Legion. Sie reichen von individuellem Willen und Streben über kollektive Normen und Gesetze, Kräfte des Marktes, des Glaubens, der sozialen Antagonismen, des Kampfes um Anerkennung, der symbolischen Strukturen, der sozialen Werte und Felder bis zum Habitus. Historiographische Diskurse werden durchzogen und durchwoben von einer reichen Zahl an explanatorischen Entitäten und treibenden Vektoren, die aktuellen Visualisierungen historischer Daten zumeist zur Gänze entgehen. Die entsprechenden Konzepte und Konstellationen könnten aber produktiv in deskriptive Grundgerüste eingewoben werden, wenn die Expressivität und Performativität des repräsentativen Systems es zulässt.

Vor diesem Hintergrund ist es besonders interessant, Rahmenwerke der visuellen Analyse auch als Anlagen zu entwickeln, die die direkte (d.h. manuelle und qualitative) Generierung und Annotation von historiographischen Skizzen und semantischen Graphen erlauben. In Analogie zu handgezeichneten Karten, Graphen oder Timelines, die im didaktischen oder diskursiven Kontext ad hoc erzeugt werden, soll auch qualitative Datenmodellierung als regulärer Input für das PolyCube-Framework erschlossen werden. In Ergänzung zur Analyse bestehender Datensammlungen eröffnet dies die Option zur dynamischen und diskursiven Synthese von zeitorientierten semantischen Netzwerken oder geschichtlichen Wissensgraphen. Visualisierungen wären in der Folge nicht nur am Ende einer langen und komplexen Kette von Verarbeitungsschritten von textuellen Daten verfügbar, sondern könnten als heuristische und qualitative Skizzen auch direkt ihren generativen Mehrwert für individuelle und kollektive Verständigungsprozesse entfalten.

Die skizzierte qualitative Erweiterung des Rahmenwerks steigert eine Expressivität für den Zweck des Aufbaus von individuellen oder kollektiven mentalen Modellen (Liu und Stasko 2010; Schreder u. a. 2016). Durch Funktionen der manuellen Konstruktion und Annotation schlagen biographische Visualisierungstools eine Brücke von der etablierten Analyse großer Datenmengen in Richtung eines dynamischen und diskursiven Werkzeugs für den manuellen Aufbau von Datenstrukturen sowie für deren Weiterentwicklung durch visuelle Argumentation und Rhetorik (Fischer u. a. 2002; Hullman und Diakopoulos 2011).

Als besonders interessante Möglichkeit erscheint in diesem Kontext auch die explizite Darstellung und Hervorhebung von konkurrierenden historiographischen Entwürfen und Modellen und die entsprechende Kartierung von historiographischen Kontroversen (Borra u. a. 2014; Venturini 2012). Wenn zeitorientierte Graphen als Instrument der Wissensvermittlung zum Einsatz kommen, so können auch widerstreitende Interpretationen als strukturelle Varianten der Anordnung von Entitäten und Relationen visualisiert werden. Dies reduziert das Risiko von historiographischen Vereinfachungen und erlaubt die Berücksichtigung von konstitutiven fachlichen Kontroversen auch auf der Ebene visueller Modelle. Aus medienhistorischer Perspektive gleicht dies dem Ausblick auf die Weiterentwicklung von Bildern zu genuinen Funktionsträgern eines dynamischen und kritischen geschichtswissenschaftlichen Diskurses.

LITERATUR

- Abbott, Alison (2014): „Humanity’s cultural history captured in 5-minute film“. In: Nature News. <http://doi.org/10.1038/nature.2014.15650>
- Arias-Hernandez, Richard; Green, Tera M.; Fisher, Brian (2012): „From cognitive amplifiers to cognitive prostheses: Understandings of the material basis of cognition in visual analytics“. In: Interdisciplinary science reviews. 37 (1), 4-18.
- Ayres, Prof Paul; Cierniak, Gabriele (2012): „Split-Attention Effect“. In: Seel, Prof Dr Norbert M. (Hrsg.) Encyclopedia of the Sciences of Learning. Springer US 3172-3175. http://doi.org/10.1007/978-1-4419-1428-6_19.
- Bach, Benjamin; Dragicevic, Pierre; Archambault, Dominique; u. a. (2016): „A Descriptive Framework for Temporal Data Visualizations Based on Generalized Space-Time Cubes“. In: Computer Graphics Forum. Wiley Online Library.
- BD 2015 (2015): „Proceedings of the First Conference on Biographical Data in a Digital World 2015 (BD2015)“, Amsterdam, <http://ceur-ws.org/Vol-1399/>.
- BD 2017 (2017): "Proceedings of the Second Conference on Biographical Data in a Digital World", Linz, <http://ceur-ws.org/Vol-2119/>.
- Bennett, Kevin B.; Flach, John M. (2012): „Visual momentum redux“. In: International Journal of Human-Computer Studies. 70 (6), 399-414.
- Bizer, Christian; Heath, Tom; Berners-Lee, Tim (2009): „Linked data-the story so far“. In: Semantic services, interoperability and web applications: emerging concepts. 205-227.
- Borra, Erik; Weltevrede, Esther; Ciuccarelli, Paolo; u. a. (2014): „Contropedia-the analysis and visualization of controversies in Wikipedia articles“. In: OpenSym. 34-1.
- Champion, Erik Malcolm (2017): „Digital humanities is text heavy, visualization light, and simulation poor“. In: Digital Scholarship in the Humanities. 32 (suppl_1), i25-i32. <http://doi.org/10.1093/lc/fqw053>
- Daniels, Stephen; Nash, Catherine (2004): „Lifepaths: geography and biography“. In: Journal of Historical Geography. 30 (3), 449-458. [http://doi.org/10.1016/S0305-7488\(03\)00043-4](http://doi.org/10.1016/S0305-7488(03)00043-4)
- Davis, Stephen Boyd; Bevan, Emma; Kudikov, Aleksei (2013): „Just in time: defining historical chronographics“. In: Electronic Visualisation in Arts and Culture. Springer 243-257.
- Drucker, Johanna (2011): „Humanities approaches to graphical display“. In: Digital Humanities Quarterly. 5 (1).
- Dwyer, Tim (2000): „Two-and-a-Half-Dimensional Visualisation of Relational Networks“. (Thesis) Sidney: University of Sidney.
- Eccles, Ryan; Kapler, Thomas; Harper, Robert; u. a. (2007): „Stories in GeoTime“. In: IEEE Visual Analytics Science and Technology.
- Ehrlinger, Lisa; Wöss, Wolfram (2016): „Towards a Definition of Knowledge Graphs“. In: Joint Proceedings of the Posters and Demos Track of the 12th International Conference on Semantic Systems - SEMANTiCS2016. Leipzig.
- Federico, Paolo; Aigner, Wolfgang; Miksch, Silvia; u. a. (2011): „A visual analytics approach to dynamic social networks“. In: Proceedings of the 11th International Conference on Knowledge Management and Knowledge Technologies. New York, NY, USA: ACM (i-KNOW '11), 47:1-47:8. <http://doi.org/10.1145/2024288.2024344>
- Fischer, Frank; Bruhn, Johannes; Gräsel, Cornelia; u. a. (2002): „Fostering collaborative knowledge construction with visualization tools“. In: Learning and Instruction. 12 (2), 213-232. [http://doi.org/10.1016/S0959-4752\(01\)00005-6](http://doi.org/10.1016/S0959-4752(01)00005-6)
- Geerlings, Lonke (2015): „A Visual Analysis of Rosey E. Pool’s Correspondence Archives. Biographical Data, Intersectionality, and Social Network Analysis“. In: BD 2015, 61-67.
- Gergaud, Olivier; Laouenan, Morgane; Wasmer, Etienne (2017): „A Brief History of Human Time. Exploring a database of ‘notable people‘“. In:.
- Gonçalves, Tiago; Afonso, Ana Paula; Martins, Bruno (2015): „Cartographic visualization of human trajectory data: overview and analysis“. In: Journal of Location Based Services. 9 (2), 138-166. <http://doi.org/10.1080/17489725.2015.1074736>

- Haddad, Naif Adel (2011): „From ground surveying to 3D laser scanner: A review of techniques used for spatial documentation of historic sites“. In: *Journal of King Saud University - Engineering Sciences*. 23 (2), 109-118, <http://doi.org/10.1016/j.jksues.2011.03.001>
- Hägerstrand, Torsten (1970): „What about people in regional science?“. In: *Papers of the Regional Science Association*. 24 , 7-21.
- Heer, Jeffrey; Bostock, Michael; Ogievetsky, Vadim (2010): „A Tour Through the Visualization Zoo“. In: *Commun. ACM*. 53 (6), 59-67. <http://doi.org/10.1145/1743546.1743567>
- Hiller, Patrick T. (2011): „Visualizing the Intersection of the Personal and the Social Context- The Use of Multi-Layered Chronological Charts in Biographical Studies“. In: *The Qualitative Report*. 16 (4), 1018.
- Hullman, Jessica; Diakopoulos, Nick (2011): „Visualization rhetoric: Framing effects in narrative visualization“. In: *IEEE transactions on visualization and computer graphics*. 17 (12), 2231-2240.
- Jänicke, S.; Franzini, G.; Cheema, M. F.; u. a. (2017): „Visual text analysis in digital humanities“. In: *Computer Graphics Forum*. Wiley Online Library 226-250.
- Jessop, Martyn (2008): „Digital visualization as a scholarly activity“. In: *Literary and Linguistic Computing*. 23 , 281-293. <http://doi.org/10.1093/lilc/fqn016>
- Jockers, Matthew L. (2013): *Macroanalysis: Digital Methods and Literary History*. 1st Edition edition. Urbana: University of Illinois Press.
- Kapler, Thomas; Wright, William (2004): „GeoTime information visualization“. In: *INFOVIS '04 Proceedings of the IEEE Symposium on Information Visualization*. 25-32.
- Kerracher, Natalie; Kennedy, Jessie; Chalmers, Kevin (2014): „The design space of temporal graph visualisation“. In: Elmqvist, Niklas; Hlawitschka, Mario; Kennedy, Jessie (Hrsg.) *Proceedings of the 18th Eurographics Conference on Visualization (EuroVis '14)*. Swansea: Eurographics Association.
- Klein, Gary; Hoffman, Robert R. (2008): „Macro-cognition, mental models, and cognitive task analysis methodology“. In: *Naturalistic decision making and macro-cognition*. 57-80.
- Kraak, M. J (1988): „The space-time cube revisited from a geovisualization perspective“. In: *Proceedings of the 21st International Cartographic Conference*.
- Krieger, Hans-Ulrich; Declerck, Thierry (2015): „An OWL Ontology for Biographical Knowledge. Representing Time-Dependent Factual Knowledge“. In: *BD 2015*. 101-110.
- Kwan, Mei-Po; Ding, Guoxiang (2008): „Geo-narrative: Extending geographic information systems for narrative analysis in qualitative and mixed-method research“. In: *The Professional Geographer*. 60 (4), 443-465.
- Liu, Zhicheng; Stasko, John T. (2010): „Mental models, visual reasoning and interaction in information visualization: A top-down perspective“. In: *Visualization and Computer Graphics, IEEE Transactions on*. 16 (6), 999-1008.
- Luhmann, Niklas (1990): „Haltlose Komplexität“. In: *Soziologische Aufklärung 5*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 59-76. http://doi.org/10.1007/978-3-322-97005-3_3
- Marche, Stephen (2012): „Literature Is not Data: Against Digital Humanities“. *Los Angeles Review of Books*. Los Angeles, CA 2012.
- Mayer, Richard E. (2002): „Multimedia learning“. In: *Psychology of learning and motivation*. 41 , 85-139.
- Moretti, Franco (2013): *Distant Reading*. Verso Books.
- Munzner, Tamara (2014): *Visualization Analysis and Design*. Har/Psc edition. Boca Raton: A K Peters/CRC Press.
- Parkes, Donn; Thrift, Nigel (1980): *Times, Spaces and Places: A Chronogeographic Perspective*. First Edition. John Wiley & Sons Ltd.
- Pred, Allan (1977): „The Choreography of Existence: Comments on Hägerstrand's Time-Geography and Its Usefulness“. In: *Economic Geography*. 53 (2), 207-221.
- Reinert, Matthias; Schrott, Maximilian; Ebnet, Bernhard (2015): „From Biographies to Data Curation - The Making of www.deutsche-biographie.de“. In: *BD 2015*, 13-19.

- Rhyne, Teresa; Tory, Melanie; Munzner, Tamara.; u. a. (2003): „Information and scientific visualization: separate but equal or happy together at last“. In: IEEE Visualization, 2003. VIS 2003. 611-614. <http://doi.org/10.1109/VISUAL.2003.1250428>
- Ribecca, Severino (2017): „Data Visualization eBook: The Offline eBook of datavizcatalogue.com“. The Dataviz Catalogue Shop.
- Roberts, Jonathan C. (2007): „State of the art: Coordinated & multiple views in exploratory visualization“. In: Coordinated and Multiple Views in Exploratory Visualization, 2007. CMV'07. Fifth International Conference on. IEEE 61-71.
- Schich, Maximilian; Song, Chaoming; Ahn, Yong-Yeol; u. a. (2014): „A network framework of cultural history“. In: science. 345 (6196), 558-562.
- Schnotz, Wolfgang; Kürschner, Christian (2008): „External and internal representations in the acquisition and use of knowledge: visualization effects on mental model construction“. In: Instructional Science. 36 (3), 175-190.
- Schreder, Günther; Windhager, Florian; Smuc, Michael; u. a. (2016): „A Mental Models Perspective on Designing Information Visualizations for Political Communication“. In: JeDEM - eJournal of eDemocracy and Open Government. 8 (3), 80-99.
- Schulz, Hans-Jörg (2011): „TreeViz Browser“. Abgerufen am 29.12.2017 von <http://treeviz.net/>.
- Sedlmair, Michael; Ruhland, Kerstin; Hennecke, Fabian; u. a. (2009): „Towards the big picture: Enriching 3d models with information visualisation and vice versa“. In: Smart Graphics. Springer 27-39.
- Segel, Edward; Heer, Jeffrey (2010): „Narrative visualization: Telling stories with data“. In: Visualization and Computer Graphics, IEEE Transactions on. 16 (6), 1139-1148.
- Segers, Roxane; Van Erp, Marieke; Van Der Meij, Lourens; u. a. (2011): „Hacking history: Automatic historical event extraction for enriching cultural heritage multimedia collections“. In: Proceedings of the 6th International Conference on Knowledge Capture (K-CAP'11). 26-29.
- Smuc, Michael; Windhager, Florian; Sari, Murat; u. a. (2015): „Interweaving Pathways of Innovation. Visualizing the R&D Dynamics of Companies Provided by Patent Data“. In: Brighton, UK.
- Stotz, Sophia; Stuß, Valentina; Reinert, Matthias; u. a. (2015): „Interpersonal Relations in Biographical Dictionaries. A Case Study“. In: BD 2015. 74-80.
- Thomas, James J.; Cook, Kristin A. (2006): „A visual analytics agenda“. In: IEEE computer graphics and applications. 26 (1), 10-13.
- Tominski, Christian; Aigner, Wolfgang (2015): „TimeViz Browser“. Abgerufen am 06.01.2018 von <https://vcg.informatik.uni-rostock.de/~ct/timeviz/timeviz.html>.
- Venturini, Tommaso (2012): „Building on faults: how to represent controversies with digital methods“. In: Public Understanding of Science. 21 (7), 796-812.
- Wilde, Max De (2015): „Improving Retrieval of Historical Content with Entity Linking“. In: New Trends in Databases and Information Systems. Springer (Communications in Computer and Information Science), 498-504. http://doi.org/10.1007/978-3-319-23201-0_50
- Windhager, Florian; Federico, Paolo; Salisu, Saminu; u. a. (2017): „A Synoptic Visualization Framework for the Multi-Perspective Study of Biography and Prosopography Data“. In: Phoenix, AZ, https://publik.tuwien.ac.at/files/publik_261673.pdf.
- Windhager, Florian; Mayr, Eva; Schreder, Günther; u. a. (2016): „Reframing Cultural Heritage Collections in a Visualization Framework of Space-Time Cubes“. In: Düring, Marten (Hrsg.) Proceedings of the 3rd Histoinformatics Workshop, Krakow, 20-24, http://ceur-ws.org/Vol-1632/paper_3.pdf.
- Windhager, Florian; Schreder, Günther; Mayr, Eva (2019): „Designing for a Bigger Picture: Towards a Macrosyntax for Information Visualizations“. Manuskript in Vorbereitung.

Zusammenfassung

Das Studium von historischen Daten- und Textbeständen kann durch Techniken der Informationsvisualisierung multimodal erweitert und unterstützt werden. Biographische Datenbanken modellieren das Leben von historischen Akteuren als zeitlich strukturierte Verknüpfungen von Personen, Ereignissen, Orten, Organisationen, Objekten, Konzepten und anderer Entitäten. Methoden der Visualisierung wie Karten, Netzwerke, Treemaps oder Timelines können die Analyse und Exploration dieser komplexen Datensammlungen erleichtern und beschleunigen. Der spezifische Fokus des Textes richtet sich auf die Frage, wie Synergien durch die Kombination dieser Methoden erzielt werden können. Zu diesem Zweck wird das multiperspektivische PolyCube-Framework diskutiert, das die Gewinnung von biographischen *big pictures* ebenso begünstigt wie detaillierte Einsichten in die Lebenswege historischer Akteure.

Oral History und Digital Humanities

Cord Pagenstecher

1. Einleitung

Seit der „Geburt des Zeitzeugen nach 1945“ (Sabrow/Frei 2012) sind in Deutschland und Europa Hunderte von Zeitzeugeninterviews nach der Methode der Oral History durchgeführt worden. Zu den thematischen Schwerpunkten dieser „Era of the Witness“ (Wieviorka 2006) zählten neben der Zeit des Nationalsozialismus auch die Erfahrungen von DDR-Bürgerinnen und -Bürgern sowie die Geschlechter-, Migrations- und Minderheitengeschichte (Klingenböck 2009, Leh 2015). Vor allem seit den 1980er Jahren entstanden neben groß angelegten Forschungsprojekten mit teilweise Hunderten von Interviews¹ auch zahlreiche kleine Sammlungen im Bereich von Geschichtswerkstätten, Museen und Gedenkstätten. Auch die Oral Historians selbst wurden mittlerweile zu Zeitzeug/innen ihrer Bewegung bzw. wissenschaftlichen Praxis (Leo/Maubach 2013, Vanek 2013).

Audiovisuell aufgezeichnete lebensgeschichtliche Interviews sind zu einer wichtigen Quelle der Geschichtswissenschaft und ihrer Nachbardisziplinen geworden. Im interdisziplinären Austausch mit der empirischen Kulturwissenschaft, der qualitativen Sozialforschung, den Bildungswissenschaften, der Traumaforschung und den Gender Studies haben sich Standards der Interviewführung und -auswertung etabliert, die in Zeitschriften wie BIOS und Verbänden wie der International Oral History Association diskutiert werden (Oral History Association 2009, Perks/Thomson 2015, Ritchie 2015, Leh 2015). Über den engen Kreis der Oral Historians hinaus nutzt inzwischen auch die anfangs skeptische, weil aktenfixierte zeithistorische Forschung selbstverständlich lebensgeschichtliche Interviews. Vor allem mit dem Cultural Turn und dem Boom der Memory Studies sind audiovisuell aufgezeichnete Erinnerungen zu wesentlichen Quellen für die Alltags-, Kultur- und Geschlechtergeschichte geworden (Andresen/Apel/Heinsohn 2015, Bothe/Brüning 2015); 2016 gab es erstmals eine Oral History-Sektion bei einem Historikertag. Auch in der Geschichtsvermittlung durch Ausstellungen und Bildungsprojekte spielen Zeitzeugeninterviews eine zentrale Rolle.

¹ Z. B. *Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960* (Niethammer 1983a; 1983b; Niethammer/von Plato 1985), *Die volkseigene Erfahrung* (Niethammer/von Plato/Wierling 1991), <https://www.fernuni-hagen.de/geschichteundbiographie/deutschesgedaechtnis>; *Hamburger Lebensläufe* (durchgeführt 1989 ff.), <http://www.werkstatt-der-erinnerung.de>; *Zwangsarbeit 1939-1945* (von Plato/Leh/Thonfeld 2008), <http://www.zwangsarbeit-archiv.de>; *Zeitzeugen der Gewerkschaften* (durchgeführt 2012 ff.), <http://www.zeitzeugen.fes.de>; *Menschen im Bergbau* (durchgeführt 2014 ff.), <https://menschen-im-bergbau.de/>; *Erinnerungen an die Okkupation in Griechenland* (durchgeführt 2016 ff.), <http://www.occupation-memories.org/de>.

Zunehmend analysieren auch Literaturwissenschaft, Linguistik oder Philosophie Oral History-Interviews.² Die digitalen Perspektiven wurden auf den Berliner Tagungen *Preserving Survivors' Memories* und *Erinnern an Zwangsarbeit* (Apostolopoulos/Barricelli/Koch 2016, Apostolopoulos/Pagenstecher 2013), auf dem Freiburger Workshop *Oral History meets Linguistics* (Kasten et al. 2017), auf der Digital Humanities-Konferenz in Krakau (www.dh2016.adho.org) und der diesem Sammelband zugrundeliegenden Tagung in Hagen thematisiert.³ Damit rücken neben dem subjektiv-biographischen Charakter des Zeugnisses seine mediale Verfasstheit und digitale Rezeption stärker in den Fokus. Die Werkzeuge und Methoden der Digital Humanities scheinen neue Forschungsperspektiven zu eröffnen, deren Potential noch längst nicht ausgelotet ist.

Allerdings ist der Status Quo der digitalen Sicherung, Erschließung und Bereitstellung von Oral History-Sammlungen noch unzureichend. Während in einigen anderen Ländern bereits nationale Oral History-Archive entstehen⁴ und digitale Erschließungssysteme erprobt und diskutiert werden (Boyd 2013, Barnes et al. 2017), hat die Oral History in Deutschland noch Nachholbedarf.

Zeitzeugeninterviews werden in den verschiedensten Einrichtungen – Universitäten, Museen, Gedenkstätten, Geschichtsvereinen, Archiven, Bibliotheken und Stiftungen – gesammelt und mit je eigenen Verzeichnungssystemen und Metadatenstandards erschlossen. Oft werden die Interviews als multimediale Ego-Dokumente in textorientierten Katalogen und Findmitteln nur kursorisch oder als Sammlung benannt. In übergreifenden Portalen wie Archivportal-D, Europeana, Kalliope oder der auf die Holocaust-Forschung bezogenen EHRI-Plattform sind sie kaum verzeichnet. Das Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland hat im Juli 2017 eine erste Version seines Zeitzeugenportals publiziert, das aber weder Erschließungsfunktionalitäten noch eine wissenschaftliche Rechercheumgebung bietet (www.zeitzeugen-portal.de).

An den Universitäten stellen bislang nur wenige Forscher/innen ihre selbstgeführten Interviews nach Projektabschluss für Sekundäranalysen bereit (Apel 2015). Das widerspricht der auch in den Geisteswissenschaften zunehmend beachteten Maxime, Forschungsdaten langfristig zu sichern und zur Überprüfung und Nachnutzung verfügbar zu machen.

2 Z. B. folgende Tagungswebseiten: https://www.uni-frankfurt.de/43700747/echt_inszeniert (2012), <http://zeugenschaft-berlin.de> (2014), <http://userpage.fu-berlin.de/~zeugenschaft> (2015), <https://www.frias.uni-freiburg.de/en/events/frias-conferences/conference-oral-history-and-linguistics> (2015), <http://www.zentrum-juedische-studien.de/event/2016-03-14-bearing-witness-more-than-once> (2016).

3 Vgl. ferner: CLARIN-D-Facharbeitsgruppen zur Neueren und Zeitgeschichte, 8./9.2.2016 in Berlin, <http://clarin.bbaw.de/de/digitale-geschichtswissenschaft>, CLARIN-PLUS-Workshop *Exploring Spoken Word Data in Oral History Archives*, 18./19.4.2016 in Oxford, <https://www.clarin.eu/event/2016/clarin-plus-workshop-exploring-spoken-word-data-oral-history-archives>, Workshop *Digitale Quellenkritik* der AG Digitale Geschichtswissenschaften des Historikerverbands, 23.6.2016 in Berlin, 4. Workshop des Netzwerks Oral History 10.11.2016 in Berlin, <http://www.hsozkult.de/news/id/nachrichten-4033>, EHRI-Workshop *Data Sharing, Holocaust Documentation*, 29./30.6.2017 in Venedig, <https://www.ehri-project.eu/cfp-ehri-workshop-data-sharing-holocaust-documentation-and-digital-humanities>.

4 Z. B. Österreichische Mediathek (A), <https://www.mediathek.at/menschenleben>, Australian Generations (AUS), <http://artsonline.monash.edu.au/australian-generations>, National Life Stories (GB), <http://www.bl.uk/collection-guides/oral-history>, Belarussian Oral History Archive (BY), <http://www.nashapamiac.org>, Archiwum Historii Mówionej (PL), www.audiohistoria.pl, National Oral History Project (LV), <http://www.dzivesstasts.lv/en/default.htm>.

Große Interviewarchive wie das Archiv „Deutsches Gedächtnis“ der FernUniversität in Hagen (3.000 Interviews) oder die Werkstatt der Erinnerung in Hamburg (2.200 Interviews) sind nur vor Ort zu konsultieren, was eine Recherche in den mehrstündigen Interviews sehr aufwändig macht. Ähnliches gilt für die KZ- und DDR-Gedenkstätten mit ihren mehr als 7.500 Video- und 4.800 Audio-Interviews.⁵ Noch schwerer zugänglich sind die zahlreichen Sammlungen von Heimatmuseen, Geschichtswerkstätten und Kommunalarchiven. Während einige Filmemacher/innen wie Loretta Walz (www.videoarchiv-ravensbrueck.de) ihre Interviews der Wissenschaft zur Verfügung stellen, öffnen sich die Rundfunkanstalten noch kaum dem Open-Data-Gedanken. Längst nicht alle Bestände sind digitalisiert, von einer nachhaltigen Langzeitarchivierung ganz zu schweigen. Viele Sammlungen sind akut in ihrem Bestand bedroht.

2. Digitale Interviewsammlungen an der Freien Universität Berlin

Andererseits sind mit der raschen Entwicklung der Video- und Webtechnologie seit der Jahrtausendwende große digitale Oral History-Archive entstanden, die neue Sicherungs-, Bereitstellungs- und Analysemöglichkeiten bieten. Einige der größten und am besten erschlossenen digitalen Interviewplattformen stehen am Center für Digitale Systeme (CeDiS) in Berlin bereit. CeDiS ist ein seit Januar 2018 zur Universitätsbibliothek gehörendes Kompetenzzentrum der Freien Universität Berlin für innovative Web-Projekte etwa im Bereich Online-Enzyklopädien, Digitale Editionen oder E-Publishing (www.cedis.fu-berlin.de).

Einen Schwerpunkt seiner Arbeit bilden die Oral History-Archive. Das *Visual History Archive* der USC Shoah Foundation umfasst über 53.000 Video-Interviews (www.vha.fu-berlin.de), von denen CeDiS im Projekt *Zeugen der Shoah* 950 Interviews transkribiert hat (www.zeugendershoah.de). Die 590 Interviews von *Zwangsarbeit 1939-1945* wurden in einem spezialisierten Backend mit Workflow-Management wissenschaftlich erschlossen und in einem mehrsprachigen Online-Archiv mit timecodierten Transkripten, facetierter Suche, interaktiver Kartenanwendung und Notizfunktion bereitgestellt (www.zwangsarbeit-archiv.de, Apostolopoulos/Pagenstecher 2013). 150 Video-Interviews der britischen Sammlung *Refugee Voices* können über den Bibliothekskatalog recherchiert und vor Ort angesehen werden (www.refugee-voices.fu-berlin.de). Das über 90 Interviews umfassende Projekt *Erinnerungen an die Okkupation in Griechenland* setzt den gesamten Prozess von der Interviewführung bis zur Online-Bereitstellung um (www.occupation-memories.org, Droumpouki 2016). Seit Ende 2017 steht auch das renommierte *Fortunoff Archive* der Yale University mit über 4.500 Interviews an der Freien Universität für die Forschung bereit. Weitere Sammlungen, etwa zur deutsch-chilenischen Geschichte, sind in Vorbereitung.

In diesen Forschungs- und Entwicklungsprojekten wurden Tools für das digitale Sammlungsmanagement und die Suche in nonlinearen Medien entwickelt und erprobt. CeDiS kooperiert dafür mit Partneereinrichtungen im In- und Ausland, etwa dem lingu-

5 Zahlen nur für die dauerhaft vom Bund geförderten Einrichtungen, vgl. Workshop *Zeitzeugen in Geschichtswissenschaft und Vermittlung* auf Initiative der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM), 9. Juni 2015, unveröff. Protokoll. Vgl. a. das Zeitzeugenrepertorium des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, <http://www.bkge.de/Projekte/Zeitzeugen-berichte/Repertorium>.

istischen CLARIN-Verbund, dem sozialwissenschaftlichen UK Data Archive, der European Holocaust Research Infrastructure (EHRI), der Amsterdam School for Heritage and Memory Studies, dem Regionalzentrum für Oral History in Woronesch, dem tschechischen Verein Živá paměť, der polnischen Stiftung Karta u. a. Im aktuellen Projekt *Campscapes* untersucht CeDiS die Nutzung von Interviews in Gedenkstätten; dabei entsteht ein sammlungsübergreifender Online-Katalog von Zeitzeugeninterviews (www.campscapes.org).

Die Interviewarchive wurden seit 2006 in über 140 Lehrveranstaltungen und zahlreichen Forschungsprojekten genutzt. Die jährlichen DAAD-Summer Schools und die Unterstützung von Qualifikationsarbeiten fördern den wissenschaftlichen Nachwuchs. Zwei Interviewarchive werden im Folgenden genauer vorgestellt, da sie besonders ausgefeilte Arbeitsumgebungen und Recherchemöglichkeiten anbieten und insofern als *state of the art* der digitalen Erschließung von Oral History-Sammlungen gelten können.

3. Das *Visual History Archive* der Shoah Foundation

Das *Visual History Archive* der USC Shoah Foundation ist das weltweit größte Archiv mit videografierten Zeitzeugeninterviews (<http://vha.usc.edu>). Die auf Initiative des Filmemachers Steven Spielberg (*Schindler's List* u.a.) 1994 gegründete Shoah Foundation führte in den 1990er-Jahren knapp 52.000 Interviews mit Überlebenden des Holocaust. Die größte Gruppe der Befragten bildeten als Juden Verfolgte mit rund 49.000 Personen; interviewt wurden aber auch Sinti und Roma, politisch Verfolgte, Homosexuelle, Zeugen Jehovas und Betroffene der „Euthanasie“-Programme sowie männliche und weibliche Retter und Helfer, Befreier, Zeugen der Befreiung und Teilnehmer an Kriegsverbrecherprozessen.

Über die Webseite der Shoah Foundation sind die Interviews nach einer automatisch bearbeiteten Registrierung online recherchierbar. Über 3.000 englischsprachige Berichte sind vollständig online anzusehen. Die übrigen Interviews sind nur an derzeit 138 Partner-Einrichtungen der USC Shoah Foundation zugänglich. CeDiS war 2006 die erste solche Einrichtung außerhalb der USA. Seit 2016 macht der kommerzielle Provider ProQuest das Archiv für interessierte Einrichtungen gegen eine Subskriptionsgebühr zugänglich.

Insgesamt fanden die Interviews in 57 Ländern und 32 Sprachen statt, teils in der Muttersprache, teils in der seinerzeitigen Alltagssprache der Interviewten. Etwa die Hälfte der Gespräche wurde in englischer Sprache geführt. Die Aufnahme der Interviews erfolgte durch Freiwillige, die in Workshops geschult worden waren. Grundsätzlich folgten alle Interviews einem vorgegebenen Ablauf; die Interviewer sollten Erlebnisse vor, während und nach der Verfolgung erfragen. Zum Ende wurden häufig Fotos oder Originaldokumente gezeigt und Familienmitglieder hinzugebeten. In den letzten Jahren wurde die Sammlung durch Interviews mit Überlebenden der Völkermorde und Massaker in Ruanda, Kambodscha, Armenien, Nanking und anderswo erweitert.

Das von einem Hollywood-Regisseur initiierte Großprojekt begegnete anfangs erheblichen Vorbehalten, die teils polemisch, teils differenziert formuliert wurden (vgl. Apel 2008, Keilbach 2013, Michaelis 2013). Technologisch und konzeptionell betrat die Shoah Foundation dabei in vielen Bereichen Neuland. Die Filme mussten digitalisiert, Serverkapazitäten bereitgestellt, Datenbanken angelegt und spezielle Software

programmiert werden. Quantität und Sprachenvielfalt der Interviews stellten eine große Herausforderung dar.

Alle Lebensberichte wurden aufgrund eines vor dem Gespräch mit den Interviewten ausgefüllten Fragebogens katalogisiert. Darauf beruhen die online verfügbaren Suchoptionen nach Namen und Erfahrungsgruppen, die komplette Interviews als Suchergebnis auflisten. Um auch einzelne Interviewabschnitte zu bestimmten Themen zu finden, wurden die Interviews darüber hinaus indexiert. Hierfür wurden sie automatisch in einminütige Segmente unterteilt, denen manuell Begriffe aus einem Thesaurus zugeordnet wurden. Dieser eigens entwickelte Schlagwortkatalog beinhaltet ca. 60.000 Einträge mit Definitionen, zu einem großen Teil Orts- und Lagernamen, aber auch thematische Schlagwörter und historische Ereignisse. Zusätzlich ermöglicht es eine auf Google Maps basierende Kartensuche, per Klick auf einen Ort direkt die diesbezüglichen Interviewsegmente anzusteuern. In einem Projektbereich kann man eigene Suchergebnisse speichern, kommentieren und mit anderen Archivnutzern und -nutzerinnen teilen.

Bemühungen, die Interviews durch automatische Spracherkennung zu verschriftlichen, scheiterten an der noch unzureichenden Leistungsfähigkeit der Spracherkennungstechnologie. Für die über 100.000 Stunden umfassenden Videoaufzeichnungen wurden daher zunächst keine Transkripte erstellt. Jedoch sind die seit 2008 von CeDiS erstellten Transkripte der gut 900 deutschsprachigen Interviews als Textdokumente (<http://transcripts.vha.fu-berlin.de>) sowie als Untertitel (<http://vha.usc.edu>) verfügbar. Seit 2017 lässt die Shoah Foundation auch englischsprachige Interviews transkribieren.

Auf den Interviews im *Visual History Archive* basieren zahlreiche Bildungsmaterialien in verschiedenen Ländern. Neben dem englischsprachigen *iWitness* (<https://iwitness.usc.edu>) ist hier insbesondere die deutschsprachige DVD-Edition *Zeugen der Shoah* zu nennen (www.zeugendershoah.de, Pagenstecher/Wein 2017).

4. Das Online-Archiv *Zwangsarbeit 1939-1945*

Das Online-Archiv *Zwangsarbeit 1939-1945. Erinnerungen und Geschichte* ist der Erinnerung an gut zwanzig Millionen Menschen gewidmet, die für das nationalsozialistische Deutschland Zwangsarbeit geleistet haben. Konkret erzählen 249 Zwangsarbeiterinnen und 341 Zwangsarbeiter aus 26 Ländern ihre Lebensgeschichte in ausführlichen Audio- und Videointerviews. Dabei kommen neben der Kerngruppe der „zivilen“, also dem Arbeitsamt oder privaten Firmen untergeordneten Zwangsarbeiter/innen auch die von SS bzw. Wehrmacht beaufsichtigten ehemaligen KZ-Häftlinge und Kriegsgefangene zu Wort.

Initiiert von der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, wurden die Interviews in den Jahren 2005 und 2006 von 32 Initiativen unter der Koordination des Instituts für Geschichte und Biographie der FernUniversität in Hagen in 26 Ländern geführt (Plato/Leh/Thonfeld 2008). Die lebensgeschichtlichen Interviews haben eine durchschnittliche Länge von 3,5 Stunden.

Das Interviewarchiv *Zwangsarbeit 1939-1945* ist weltweit online zugänglich. Erforderlich ist aber eine Registrierung, die das CeDiS-Team vor der Freischaltung prüft. Dabei werden nicht nur Angaben zur Person, sondern auch Informationen zum Nutzungsinteresse abgefragt; auch müssen sich die Nutzer/innen zur Einhaltung der Nut-

zungsbedingungen verpflichtet. Durch diese in konventionellen Archiven übliche Praxis sollen die oft sehr persönlichen Lebenserzählungen gegen einen eventuellen Missbrauch geschützt werden. Über 9.000 Nutzer/innen sind derzeit registriert – mit fast 1.000 Neuanmeldungen pro Jahr.

Den registrierten Nutzerinnen und Nutzern bietet das Archiv unterschiedliche Rechercheoptionen. Über die Kategoriensuche mit Rubriken wie *Opfergruppe*, *Einsatzbereich* oder *Sprache* werden komplette Interviews gefunden und angezeigt. Eine auf der Transkription und Übersetzung der Interviews beruhende Volltextsuche ermöglicht zudem das Auffinden und Ansteuern konkreter Stellen in den Interviews. Dafür wurden die Transkripte und Übersetzungen satzweise in Segmente unterteilt, die mit den Timecodes der Video- und Audioaufnahmen verknüpft wurden, so dass der Text synchron mit Audio oder Video mitläuft. Volltext- und Kategoriensuche sind miteinander kombinierbar. Daneben gibt es Register mit Namen von Firmen, Lagern, Geburts- und Einsatzorten sowie Personen. Eine Kartenanwendung zeigt die Herkunfts- und Arbeitsorte der Interviewten und veranschaulicht damit die europäische Dimension der nationalsozialistischen Zwangsarbeit.

Der Orientierung in der komplexen Erzählstruktur der lebensgeschichtlichen Berichte dienen die Inhaltsverzeichnisse mit anklickbaren Haupt- und Zwischenüberschriften. Die Überschriften sind nicht standardisiert, sondern bilden eine deutlich erkennbare subjektive Interpretation des Gesagten. Auf die Vergabe von – vermeintlich objektiven – thematischen Schlagwörtern wurde dagegen verzichtet.

Einzelnen Segmenten wurden redaktionelle Anmerkungen hinzugefügt, die unklare Begriffe erläutern oder auf weiterführende Literatur verweisen. Zusätzlich zu diesen redaktionellen Anmerkungen können Archivnutzer/innen selbst Annotationen eingeben und somit das Archiv fortwährend ergänzen und verbessern. Suchergebnisse, Interviews und einzelne Segmente können in einer persönlichen Arbeitsmappe gespeichert und kommentiert werden. Die Interviews können im Vollbild angesehen werden oder im Kontext mit biographischen Angaben, Daten zum Interview, Fotos, Kurzbiographie und Inhaltsverzeichnis bzw. der Ergebnisliste der Volltextsuche – ab 2018 auch in responsivem Design auf mobilen Geräten.

Für das Verständnis der Interviews besonders wichtig ist die Untertitelung des Videos bzw. Audios durch Transkript und Übersetzung, wie sie durch den Prozess der Segmentierung möglich wurde. Hierdurch werden die ganz überwiegend fremdsprachigen Erinnerungsberichte für ein deutschsprachiges Publikum verständlich und nutzbar. Das Online-Archiv richtet sich in erster Linie an eine deutsche Öffentlichkeit. Daher sind die Transkripte in die deutsche Sprache übersetzt worden und auch die Zwischenüberschriften und Register sind deutschsprachig. Die Plattform ist aber mehrsprachig angelegt. Neben der Nutzeroberfläche werden Inhaltsverzeichnisse, Kurzbiographien, Begleitmaterialien, Metadaten und Anmerkungen zu den über 120 russisch- und den 38 englischsprachigen Interviews auch auf Russisch bzw. Englisch dargestellt.

Das Online-Archiv ist eingebettet in einen Webauftritt (www.zwangsarbeit-archiv.de) mit umfassenden Informationen zur nationalsozialistischen Zwangsarbeit, zur Entschädigung, zur Entstehung und Aufarbeitung der Sammlung und zu den bereitgestellten Bildungsmaterialien.

Um die Archivbestände auch Schülerinnen und Schülern leichter zugänglich zu machen, hat CeDiS multimediale Bildungsangebote zum Lernen mit Interviews entwi-

ckelt, die die Anschaulichkeit lebensgeschichtlicher Videointerviews mit der Interaktivität digitaler Medien verbinden. Im Mittelpunkt der Online-Anwendung *Lernen mit Interviews: Zwangsarbeit 1939-1945* stehen sieben 25-minütige biographische Kurzfilme; zwei Hintergrundfilme informieren über Zwangsarbeit und Entschädigung sowie Oral History (www.lernen-mit-interviews.de). Transkripte und Übersetzungen, Aufgabenvorschläge und Methodentipps, Zeitleiste und Lexikon, Arbeitsfenster und Portfolio-Funktion unterstützen ein forschendes Lernen im Regelunterricht, bei Projekttagen und Präsentationsprüfungen. Gemeinsam mit Partnern in Tschechien und Russland wurden in den wichtigsten Herkunftsländern der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter landesspezifische Versionen der Online-Anwendung entwickelt (www.nucen-aprace.cz, www.obuchenie-na-osnove-intervyu.org). Eine polnische Lernumgebung ist in Vorbereitung. Ferner gibt es Bildungsangebote für Gedenkstättenbesuche und eine Zeitzeugen-App über Zwangsarbeit in Berlin.

5. Interviews als Forschungsdaten: Digitale Perspektiven und Herausforderungen

Die digitalen Interviewarchive erleichtern die zielgerichtete Recherche und ortsunabhängige Nutzung von Oral History-Quellen in Bildung und Wissenschaft. Gegenüber der in der Forschung lange Zeit dominierenden Analyse weniger, meist selbst geführter Interviews anhand der Transkriptionen erleichtern sie die vergleichende Sekundäranalyse vorhandener Interviews unmittelbar anhand der Ton- und Videoaufnahmen (Apel 2015).

Sie stellen einen ersten Schritt der Oral History in Richtung Digital Humanities dar, aber noch nicht mehr. Die Archive konnten nur mit hohem manuellen Aufwand erstellt werden. Sie sind Einzelprojekte mit unterschiedlichen Erschließungssystemen, was eine sammlungsübergreifende Recherche erschwert. Für Analysen mit innovativen digitalen Methoden sind die Daten noch unzureichend aufbereitet. Die dauerhafte Sicherung und Zugänglichkeit der Bestände bleibt ebenso eine Herausforderung wie der verantwortungsvolle Umgang mit Urheber- und Persönlichkeitsrechten. Jedoch erlauben die mit ihrer Erarbeitung und Nutzung gemachten Erfahrungen einige Einschätzungen zu weiteren Entwicklungsmöglichkeiten der Oral History im digitalen Zeitalter.

Interviewsammlungen umfassen eine Anzahl unterschiedlicher Daten. Für ein einzelnes Interview existieren neben den oft aus mehreren Dateien bestehenden Audio- oder Videoaufnahmen meist auch Textdateien (Transkriptionen, Kurzbiographien, Interviewprotokolle, Einverständniserklärungen), Bilddateien (Scans privater Dokumente, Porträts, Fotos der Interviewsituation) sowie (biographische, technische und interviewbezogene) Metadaten. Diese multiplen Daten müssen in ihrem Zusammenhang bewahrt, erschlossen und bereitgestellt werden.

Die audiovisuellen Medien bilden den Kern der Oral History; für Recherche, Analyse und Publikation sind aber textgebundene Transkriptionen und Indexierungen von zentraler Bedeutung. Suche, Navigation und Annotation in den digitalen Plattformen stützen sich auf Textdateien, die Timecodes und unterschiedliche Auszeichnungselemente enthalten, z. B. Sprecherwechsel oder Ortsnamen. Dazu müssen Transkriptionen mit verschiedenen Annotationsebenen strukturiert abgebildet werden. CeDiS arbeitet dafür an einem – in der Oral History noch nicht üblichen – TEI-Schema auf Basis der Guidelines der Text Encoding Initiative.

Die automatische Spracherkennung liefert für die oft umgangssprachlichen und in mäßiger Aufnahmequalität vorliegenden Interviews heute noch keine Transkripte in lesefähiger Qualität. Jedoch kann sie sogenannte Dirty Transcripts generieren, die für eine Volltextsuche in Interviews genutzt werden (vgl. Stanislav/Švec/Ircing 2016). Zudem machte die Technologie jüngst durch die Nutzung neuronaler Netze große Fortschritte (Köhler et al. 2017, Kisler et al. 2017; Gref et al. in diesem Heft). Ähnliches gilt für maschinelle Übersetzungstools, die nicht die Analyse des Originals ersetzen, aber die Recherche in mehrsprachigen Beständen unterstützen könnten.

Um die oft 50- bis 100-seitigen Transkripte mit den mehrstündigen Audio- oder Videoaufnahmen zu koppeln, müssen Timecodes in die Texte eingefügt werden. Erst diese Segmentierung⁶ erlaubt eine synchrone Untertiteldarstellung mit Hilfe des von modernen Videoplayern unterstützten WebVTT-Formats. Die Segmentierung ermöglicht auch die Volltextsuche in der Audiodatei und die Annotation einzelner Interviewsegmente. Verschiedene Programme unterstützen eine manuelle Segmentierung, die aber zeitaufwändig und fehleranfällig ist. Erst jüngst sind automatische Alignment-Werkzeuge wie WebMAUS (<https://clarin.phonetik.uni-muenchen.de/BASWebServices>) so leistungsfähig geworden, dass auch mehrstündige Oral History-Interviews damit bearbeitet werden können. Zwar sind die Import- und Exportformate bei diesen linguistischen Spezialangeboten noch nicht sehr nutzerfreundlich, doch ist ein übersichtliches Oral History-Portal dafür in Vorbereitung (<https://www.phonetik.uni-muenchen.de/apps/oh-portal/>).

Verfahren der softwaregestützten Erkennung von Eigennamen (Named Entity Recognition) liefern inzwischen bei standardsprachlichen Texten wie Zeitungsartikeln brauchbare Ergebnisse. Ihre Eignung für umgangssprachliche Oral History-Interviews, womöglich in verschiedenen Sprachen, muss aber noch geprüft werden. Manuell bereits verschlagwortete Sammlungen wie *Zwangsarbeit 1939-1945* können dafür als Datengrundlage dienen. Darauf basierend, könnten Funktionalitäten zur semi-automatischen Anonymisierung von Interviews entwickelt werden, etwa indem zu anonymisierende Eigennamen vormarkiert werden.

Die Geschichtswissenschaft untersucht die narrativen Interviews vor allem mit qualitativen Analysen. Sie nähern sich hermeneutisch einem Interview als Einzelquelle, umfassen aber auch komparative Gruppenanalysen (Plato/Leh/Thonfeld 2008, Browning 2010, Thonfeld 2014). Im Kontext der Digital Humanities werden zunehmend auch quantitative und mustererkennende Verfahren genutzt, für die Ansätze der Korpuslinguistik und Werkzeuge zur Datenvisualisierung von Interesse sind. Für die Oral History setzen diese jedoch eine maschinenlesbare Erschließung größerer Interviewbestände voraus, für die es noch an entsprechenden Standards und Werkzeugen fehlt. Auch besteht bei solch quantitativen Verfahren aus Sicht der Biographieforschung stets die Gefahr der Dekontextualisierung.

Bei der Nutzung audiovisueller Interviews sind die Persönlichkeitsrechte der Interviewten besonders zu beachten. Angesichts der kollaborativen Produktion sensibler Daten im Interviewprozess hat die Oral History-Community schon früh über for-

6 Gemeint ist damit die Koppelung von Transkript/Übersetzung und Audio/Video durch regelmäßig nach bestimmten Zeitabständen (z. B. eine Minute), Zeichenzahlen (100 Zeichen) oder Sinneinheiten (ein Satz) eingefügte Timecodes.

schungsethische Verantwortung diskutiert (Leh 2000). Viele Archive stellen die Metadaten in Online-Katalogen bereit, erlauben aber eine Sichtung der Interviews nur vor Ort. Die Policies sind freilich in Diskussion und in Veränderung. So steht das lange Zeit nur an der Yale University zugängliche *Fortunoff Archive* nun an verschiedenen Partnerinstitutionen weltweit bereit, allerdings nur an einzelnen Arbeitsplätzen unter Aufsicht. Andere Sammlungen sind nur im Campusnetzwerk einer Einrichtung, online nach manueller Freischaltung, online nach automatischer Registrierung oder ganz frei im Netz zugänglich. Für die Bearbeitung und Bereitstellung der Daten wird jedenfalls ein abgestuftes Rechtemanagement benötigt, oft auch eine Anonymisierung der Interviews. Inzwischen gibt es dafür auch einschlägige Empfehlungen verschiedener Expertengremien.⁷

Die langfristige Datensicherung stellt Sammlungsinhaber/innen vor große Herausforderungen. Von den Digitalisaten werden zunächst transkodierte Nutzungsdateien für das Internetstreaming erstellt. Die originalen Audio- und Videodateien müssen in einem Datenzentrum in der höchsten vorhandenen Qualitätsstufe langfristig bewahrt und regelmäßig auf das jeweils aktuelle Dateiformat umkopiert werden. Aber auch Transkripte, Annotationen, Metadaten und Begleitdateien müssen langfristig zugänglich sein; eine Versionskontrolle sollte vollständige oder partielle Updates erlauben. Zu beachten sind die Richtlinien zur digitalen Sicherung und Transkodierung der Audio- und Videodateien, die aufgrund des rasanten technischen Fortschritts ständigen Aktualisierungen unterliegen.⁸

Zur Erschließung werden häufig proprietäre Softwarelösungen genutzt, darunter die Transkriptionssoftware *f4* und die für die qualitative Sozialforschung entwickelten Desktop-Programme *MaxQDA*, *Atlas.TI*, *Feldpartitur* oder *NVivo*. Diese kommerziellen Programme unterstützen die individuelle Annotation (Codierung) von Transkripten, nicht aber die dauerhafte Bereitstellung der Interviews für andere Nutzer/innen. Die Rotterdam Exchange Format Initiative (REFI) bemüht sich hier allerdings um mehr Interoperabilität (<http://www.qdasoftware.org>). Dafür wurden in der internationalen Praxis die in Deutschland kaum bekannten Online-Angebote wie *Stories Matter* (Concordia University, Kanada), *Oral History Metadata Synchronizer* (University of Kentucky, USA), *Dédalo* (Render, Spanien) oder *Islandora Oral Histories Solution Pack* (University of Toronto, Kanada) genutzt.⁹ Sie bieten Funktionen wie Transkription, Segmentierung und Indexierung. Rechtemanagement und Metadatenschemata, sind

7 OHA, Principles for Oral History and Best Practices for Oral History, <http://www.oralhistory.org/about/principles-and-practices>, DFG-Handreichung: Informationen zu rechtlichen Aspekten bei der Handhabung von Sprachkorpora, http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/grundlagen_dfg_foerderung/informationen_fachwissenschaften/geisteswissenschaften/standards_recht.pdf, DASISH-Handbook in legal and ethical issues for SSH data in Europe, http://dasish.eu/publications/projectreports/DASISH_D6.5_februar_2015.pdf, <http://www.ratswd.de/publikationen/forschungsinfrastrukturen-qualitative-sozialforschung>, Stellungnahme des RatSWD zur Archivierung und Sekundärnutzung von Daten der qualitativen Sozialforschung, http://www.ratswd.de/dl/RatSWD_Stellungnahme_QualiDaten.pdf.

8 DFG-Praxisregeln Digitalisierung, http://www.dfg.de/formulare/12_151/12_151_de.pdf, NESTOR-Leitfaden für die digitale Langzeitarchivierung audiovisueller Medien, http://files.dnb.de/nesstor/materialien/nesstor_mat_19.pdf, FIAF International Federation of Film Archives, Basic Principles of Digital Archiving, http://www.fiafnet.org/images/tinyUpload/E-Resources/Commission-And-PIP-Resources/TC_resources/Digital%20Preservation%20Principles%20v2%2000.pdf.

9 Vgl. *Stories Matter*, <http://storytelling.concordia.ca/storiesmatter>, *Oral History Metadata Synchronizer*, <http://www.oralhistoryonline.org>, *Dédalo*, <http://www.fmomo.org/dedalo/pg/?lang=en>, *Islandora Oral History Solution Pack*, Barnes et al 2017.

teilweise jedoch unflexibel; zudem wird die Software nicht immer nachhaltig gepflegt oder für eigenständige Weiterentwicklungen ausreichend dokumentiert.

In den Digital Humanities hat die Bereitstellung nachhaltiger Repositorien, standardisierter Metadaten, interoperabler Schnittstellen und Austauschformate in letzter Zeit erhebliche Fortschritte gemacht, nicht zuletzt durch große Verbundprojekte wie CLARIN oder DARIAH. Disziplinunabhängige Repositorien-Architekturen wie *DSpace*, *Fedora*, *RADAR* und *Islandora* stellen generische Lösungsansätze bereit.¹⁰ Mit der *Data Federation Architecture* bietet der DARIAH-Verbund Dienste und Werkzeuge zur Modellierung, Recherche und Analyse von Daten aus unterschiedlichen Sammlungen (www.de.dariah.eu). Die *Text Encoding Initiative* (TEI) hat Standards zur maschinenlesbaren Erschließung von Texten entwickelt, darunter auch eine Spezifikation zur Sprachtranskription.¹¹ Persistent Identifiers als eindeutige, langfristig stabile Bezeichner (z. B. DOIs) und ein automatisches Harvesting in übergeordneten Nachweissystemen (z. B. Archivportal-D) verbessern die Auffindbarkeit und Zitierbarkeit von Publikationen und Forschungsdaten. Metadatenstandards wie das in der Archivwelt verbreitete EAD oder das von CLARIN genutzte CMDI-Framework mit seinem OralHistoryInterview-Profil fördern die Interoperabilität.¹²

Allerdings sind diese – häufig fachspezifischen – Angebote der mit Oral History-Quellen arbeitenden Community noch wenig vertraut. Vielfach setzen sie zudem technologische Spezialkenntnisse und eine weitere Softwareentwicklung voraus. Außerdem können die Datenzentren des CLARIN-Verbunds (für linguistische Sprachkorpora) oder Angebote wie Qualiservice (für sozialwissenschaftliche Interviewtranskripte) den biographischen Kontext und multimedialen Charakter der Oral History-Interviews noch nicht angemessen abbilden. Auch die in Freiburg entwickelte Plattform MOCA ist spezialisiert auf linguistische Analysen (Pagenstecher/Pfänder 2017). Text- oder bildorientierte Forschungsumgebungen lassen die in der Oral History zentralen Audio-/Video-Text-Verknüpfungen vermissen. Eine quellenspezifische, nutzerfreundliche und nachhaltige Forschungsinfrastruktur für Oral History-Interviews ist somit noch ein Desiderat für Sammlung und Forschung.

6. Eine Beispielanalyse: Multiperspektivität, Multimodalität, Multilingualität

Die zentrale Auffindbarkeit und Vernetzung der Bestände würde die disziplinübergreifend vernetzte Forschung mit audiovisuellen Interviews fördern. Durch ihre maschinenlesbare Erschließung könnten die Interviewsammlungen verstärkt auch mit digitalen und vergleichenden Methoden analysiert werden.

Einige Ansätze einer digital unterstützten Analyse werden hier prototypisch aufgezeigt anhand von zwei Interviews aus dem *Visual History Archive* und dem Archiv

10 <http://www.dspace.org>, <http://fedora-repository.org/>, <https://www.radar-service.eu>, <https://islandora.ca>.

11 TEI Guidelines, P5, chapter 8: Transcription of Speech (<http://www.tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/de/html/TS.html>).

12 Encoded Archival Description (EAD), <http://www.loc.gov/ead/index.html>; CLARIN Component Registry der Component Metadata Description Initiative (CMDI), <https://catalog.clarin.eu/ds/ComponentRegistry/>.

Zwangsarbeit 1939-1945. In den beiden Aufnahmen von 1998 und 2006 berichtet dieselbe Zeitzeugin über ihr Leben: Anita Lasker-Wallfisch.¹³ Die britische Cellistin, Holocaust-Überlebende und Breslauer Jüdin gab im Laufe der Jahrzehnte viele Interviews – von der ersten BBC-Aufnahme im befreiten Bergen-Belsen im April 1945 bis zu einer mehrtägigen holographischen Aufnahmesitzung an der University of Southern California im September 2015. Die Analyse konzentriert sich auf einen Vergleich zweier Beschreibungen ihrer musikalischen Zwangsarbeit als Häftling im Frauenorchester des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau (Knapp 1996).

Zu diesem Orchester finden wir mit der Volltextsuche im Archiv *Zwangsarbeit 1939-1945* nicht nur 35 Segmente in Lasker-Wallfischs Interview, sondern auch Aussagen in 39 anderen Interviews mit KZ-Häftlingen, die u.a. über die demütigende Wirkung der Orchestermusik auf die vorbeimarschierenden Häftlinge sprechen. Auschwitz allgemein wird in 188 Interviews in 19 verschiedenen Sprachen erwähnt. Wenn wir diese Passagen per Volltextsuche mit Hilfe der time-codierten deutschen Übersetzungen gefunden haben, können wir die Detailpassagen nach Möglichkeit in der Originalsprache, der Intonation, teilweise auch der Mimik vergleichend analysieren.

In ihren Interviews ging Anita Lasker-Wallfisch kurz auf die Kritik anderer Überlebender an den Orchestermitgliedern ein. 1998 erinnerte sie sich: „You know, er, opinions are varied. I have never really come across any abuse, but obviously we were envied, (-) obviously we were envied by people“ (1998, Segment 75). Die unterschiedlichen Meinungen anderer Überlebender wurden hier vorsichtig und zögernd erwähnt. Im Jahr 2006 formulierte Lasker-Wallfisch präziser: „I know that there’s sometimes criticism or so that we were almost collaborators because we played music“ (2006, Bd. 3, 21:54, Kap. 7.2.). Abgesehen von ihrem viel klareren Anspruch auf epistemische Autorität („I know“) fällt eine thematische Verschiebung auf: vom Neid zur Kollaboration. Dies kann als persönliche Antwort auf die öffentliche Debatte interpretiert werden – oder als Reaktion auf die Frage des Interviewers, ob das Orchester als „Sklavenarbeit“ bewertet werden könnte. Die Interpretation solcher Interviewpassagen bleibt auch in einer digitalen Arbeitsumgebung immer ein behutsames hermeneutisches Unterfangen, das vielerlei Kontexte zu berücksichtigen hat.

Lasker-Wallfischs zweites Interview ist auf jeden Fall stärker reflektierend und spricht für ein größeres Selbstbewusstsein als Überlebende, Erzählerin und Expertin. Diese gewachsene narrative Erfahrung und performative Leistung wird beim Vergleich der Interviews von 1998 und 2006 deutlich. 1998 beschrieb sie ihre Einführung durch die Orchesterleiterin in Birkenau in indirekter Rede: „So, she asked me to play something“ (1998, Segment 68). Im Jahr 2006 benutzte sie dagegen ein direktes Zitat: „She gave me a cello and said: ‚Play something!‘“ (2006, Bd. 1, 19:30, Kap 3.3). Dass diese sprachliche Veränderung kein Einzelfall war, bestätigt ein quantitativer Vergleich: 1998 gab es etwa 100 Fälle direkter Rede, 2006 etwa 320 Fälle. Das Transkript des späteren Interviews, das etwa 50 Prozent länger ist, enthält über 300 Prozent mehr Anführungszeichen. Dies scheint eine generelle Tendenz zu sein: Erfahrenere Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erzählen mit mehr performativen Elementen – auch wenn viele

13 Lasker-Wallfisch, Anita, interviewt von Joanna Buchan, 8.12.1998, USC Shoah Foundation’s Visual History Archive, Interview 48608, Segment 75, Transkript Freie Universität Berlin 2012, <http://transcripts.vha.fu-berlin.de/interviews/890>. Lasker-Wallfisch, Anita, interviewt von Christoph Thonfeld, 17.3.2006, Interview-Archiv Zwangsarbeit 1939-1945, Interview za072, Kapitel 7.2, <https://zwangsarbeit-archiv.de/archiv/interviews/za072>.

Forscherinnen und Forscher lieber das vermeintlich authentische erste Zeugnis hören wollen.

Lasker-Wallfischs ausgearbeitetere Erzählung im Jahr 2006 wurde allerdings auch durch eine andere Interviewmethode ermöglicht. Dies zeigt ein quantitativer Vergleich der beiden Transkripte im Hinblick auf das Verhalten der Interviewenden. Sowohl die schottische BBC-Journalistin Joanna Buchan (1998) als auch der deutsche Historiker Christoph Thonfeld (2006) intervenierten während des Interviews etwa einmal pro Minute – ein Durchschnittswert.¹⁴ Aber die Hälfte der Interventionen von Thonfeld waren nur kurze, unterstützende Signale und Anreize, um mit der Erzählung fortzufahren, während Buchan viele sachliche Fragen nach dem wo, wann und wie stellte, manchmal auch den Erzählfluss direkt unterbrach. Diese Ergebnisse deuten auf unterschiedliche berufliche Hintergründe der Interviewenden (Journalistin, Historiker), aber auch auf verschiedene Interviewrichtlinien der Shoah Foundation (vgl. Michaelis 2013, Shenker 2015, Taubitz 2016) und der FernUniversität Hagen (Plato 2008). Digitale Interviewarchive könnten eine solche vergleichende Analyse in einem größeren Maßstab ermöglichen und uns dadurch helfen, die im Zentrum jedes Interviews stehende Arbeitsallianz zwischen Erzähler/in und Interviewer/in besser zu verstehen.

In Lasker-Wallfischs Auseinandersetzung mit den Kollaborationsvorwürfen gegen die Orchestermitglieder fällt auch die nonverbale Interaktion mit dem Interviewer ins Auge. Mit lebhafter Gestik und sarkastischem Lachen macht sie sich über die Orchesterkritiker lustig. Angesichts der Pseudoalternative zwischen Gaskammer und Orchester fragt sie: „What are you going to do?“ (2006, Bd. 3, 22:10, Kap. 7.2.). Bei dieser rhetorischen Figur blickt sie dem Interviewer intensiv ins Gesicht und schmiedet so eine visuell-argumentative Allianz mit ihm. Dies bliebe unbemerkt bei einer konventionellen Interviewanalyse anhand des Transkripts, welches stets nur eine schriftliche Annäherung an das gesprochene Wort darstellt und die nonverbalen Dimensionen wie Intonation, Pausen, Gestik und Mimik vernachlässigt. Detaillierte Transkriptionen dieser multimodalen Elemente, die durch eine bestimmte Anzahl von Punkten oder Schrägstrichen codiert oder in Klammern kommentiert werden, sind hilfreich, können jedoch den Text fast unleserlich machen und immer noch nicht das wirkliche Hörerlebnis vermitteln. Jetzt bietet die digitale Technologie die Möglichkeit, die nonverbale Kommunikation in größerem Umfang an den audiovisuellen Quellen selbst zu analysieren.

Schließlich können wir mit den digitalen Archiven den mehrsprachigen Charakter vieler Interviews besser untersuchen. Infolge von Deportation, Flucht oder Migration erzählen viele Überlebenden des Nationalsozialismus in unterschiedlichen Sprachmischungen. Anita Lasker-Wallfisch verwendete 1998 nur wenige deutsche Wörter wie „Zählappell“, die aus der Lagersprache der deutschen Täter übernommen wurden. 2006 dagegen kam ihre deutsche Muttersprache immer wieder zum Vorschein, auch für Themen aus der Vorkriegszeit („Frontkämpfer“ oder „Kultur“) und der Nachkriegszeit („Gedenkstätte“ oder „Neonazis“). Der Hauptgrund dafür war gewiss der deutsche Interviewer, der jedes deutsche Wort auch in seinen Nuancen verstehen konnte. Zudem hatte sich Lasker-Wallfisch in den sieben Jahren zwischen den beiden Interviews vor-

¹⁴ Buchan (1998) intervenierte 1,14, Thonfeld (2006) 1,21 mal pro Minute. Michaelis 2013, 288, fand in vier anderen VHA-Interviews 0,9 Interventionen pro Minute.

sichtig gegenüber dem Land ihrer Geburt und Verfolgung geöffnet und mehrmals Bergen-Belsen und andere Orte besucht. Bei anderen Überlebendenberichten wurde aber auch festgestellt, dass zweisprachige Erzähler absichtlich sprach- und zielgruppenspezifische Formulierungen anwenden. So nannte der polnische Auschwitz-Überlebende und -Führer Jerzy Hronowski die Täter auf Polnisch stets „die Deutschen“, auf Deutsch die „Nazis“ (Bader 2015, 210).

Wörter oder Sätze aus einer anderen Sprache sind im Archiv *Zwangsarbeit 1939-1945* kursiv markiert. In Zukunft sollten sie in Oral History-Archiven systematisch ausgezeichnet und recherchierbar werden. In Zusammenarbeit mit der Korpuslinguistik könnte auch die Verwendung bestimmter Wortformen untersucht werden. Zu fragen wäre etwa über eine große Sammlung hinweg vergleichend, in welchen Kontexten welche Zeitzeuginnen bzw. Zeitzeugen über sich selbst als Individuum sprechen und das Wort „ich“ benutzen, wann sie sich als Mitglieder einer Gruppe darstellen und „wir“ sagen und wann sie eher das unpersönliche „man“ verwenden.

7. Resümee

Digitale Technologien ermöglichen die softwaregestützte Sicherung, Erschließung und Bereitstellung von Interviewsammlungen und ihre sammlungsübergreifende Recherche und Analyse. Die vorgestellten Beispiele *Visual History Archive* und *Zwangsarbeit 1939-1945* demonstrieren die umfangreichen Nutzungsmöglichkeiten digitaler Interviewsammlungen. Allerdings sind sie mit einem großen manuellen Aufwand erschlossen worden, der in diesem Umfang bei vielen anderen wertvollen Sammlungen nicht möglich sein wird. Die Sammlungsinhaber/innen benötigen eine quellspezifische Plattform, um ihre Interviewbestände softwareunterstützt nach etablierten Standards zu erschließen, langfristig zu sichern und online bereitzustellen. Wenn lebensgeschichtliche Interviews im Internet öffentlich und langfristig abrufbar gemacht werden, muss die Klärung von Urheberrechten und Persönlichkeitsschutz besonders sorgfältig erfolgen. Herausforderungen für die Zukunft bleiben die langfristige Sicherung wechselnder Dateiformate und die nachhaltige Standardisierung von Metadaten zur sammlungsübergreifenden Verknüpfung.

Auf der anderen Seite brauchen die Forschenden mehr digitale Interviewarchive, die sammlungsübergreifend recherchierbar sind. Während Oral Historians traditionell meist wenige, von ihnen selbst geführte (und nicht selten selbst transkribierte) Interviews analysierten, unterstützen digitale Interviewarchive nun vergleichende Untersuchungen und Sekundäranalysen ‚fremder‘ Interviews auf breiter Quellengrundlage. Vielfältige Recherchefunktionen erleichtern die Vorauswahl relevanter Interviews und das punktgenaue Auffinden von Interviewsequenzen über Schlagworte, Karten oder Volltextsuche. Die Forschung kann nun mit den Audio- und Videoaufnahmen arbeiten statt wie bisher meist mit Transkripten. Damit ist eine quellennähere Analyse möglich, die auch die nonverbale Kommunikation betrachtet.

Kaum auf Interviewarchive angewendet wurden bislang korpuslinguistische und literaturwissenschaftliche Analysetools, die – über das Auffinden einzelner Textstellen hinaus – Erfahrungs-, Erinnerungs-, Erzähl- und Deutungsmuster aufdecken könnten. Ob diese für standardschriftliche Texte konzipierten Werkzeuge die mündlich generierten Texte lebensgeschichtlicher Interviews bearbeiten können und ob sie in ihrem

grundsätzlich quantitativen Ansatz für die eher qualitativen Fragestellungen der Oral History geeignet sind, wird sich noch erweisen.

Die Digital Humanities eröffnen der Oral History jedenfalls neue und potentiell finanzierende Forschungsperspektiven. Damit verbunden ist freilich eine stärkere Distanz zu den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, zu denen die Forscher/innen nun keinen persönlichen Kontakt mehr haben. Auch verliert das digital aufbereitete Zeugnis in Benjamins Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit ein Stück seiner Aura. Seiner fundierten Analyse und sorgsamem Interpretation sollte dies keinen Abbruch tun.

LITERATUR

- Andresen, Knud, Linde Apel und Kirsten Heinsohn (Hg.) (2015): Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute, Göttingen.
- Apel, Linde (2008): „You are participating in history“. Das Visual History Archive der Shoah Foundation, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 5, H. 3, 438-445. <http://www.zeithistorische-forschungen.de/3-2008/id=4392>
- Apel, Linde (2015): Oral History reloaded. Zur Zweitauswertung von mündlichen Quellen, in: Westfälische Forschungen 65, 243-254.
- Apostolopoulos, Nicolas und Cord Pagenstecher (Hg.) (2013): Erinnern an Zwangsarbeit. Zeitzeugen-Interviews in der digitalen Welt, Berlin.
- Apostolopoulos, Nicolas, Michele Barricelli und Gertrud Koch (Hg.) (2016): Preserving Survivors' Memories. Digital Testimony Collections about Nazi Persecution: History, Education and Media, Berlin. http://www.stiftung-evz.de/fileadmin/user_upload/EVZ_Uploads/Handlungsfelder/Auseinandersetzung_mit_der_Geschichte_01/Bildungsarbeit-mit-Zeugnissen/Testimonies_Band3_Web.pdf
- Bader, Katarina (2015): Das Unerzählbare erzählbar machen? Verarbeitungsprozesse im Bericht eines Auschwitzüberlebenden, in: Elke Schumann, Elisabeth Gülich, Gabriele Lucius-Hoene und Stefan Pfänder (Hg.): Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis. Bielefeld, 203-225. <https://doi.org/10.14361/9783839428511-006>
- Barnes, Marcus Emmanuel, Natkeeran Ledchumykanthan, Kim Pham, and Kirsta Stapelfeldt (2017): Supporting Oral Histories in Islandora, in: Code4Lib Journal, 35. <http://journal.code4lib.org/articles/12176>
- Bothe, Alina und Christina Isabel Brüning (Hg.) (2015): Geschlecht und Erinnerung im digitalen Zeitalter. Neue Perspektiven auf ZeitzeugInnenarchive, Berlin.
- Boyd, Doug (Hg.) (2013): Oral History in the Digital Age, Special Issue. Oral History Review 40, no. 1.
- Browning, Christopher (2010): Remembering Survival. Inside a Nazi Slave-Labor Camp, New York.
- Droumpouki, Anna Maria (2016): Erinnerungen an die Okkupation in Griechenland. Entstehung, Entwicklung und gesellschaftliche Bedeutung eines deutsch-griechischen Dokumentationsprojekts, BIOS, 1-2016, 141-151. <https://doi.org/10.3224/bios.v29i1.09>
- Kasten, Erich, Katja Roller und Joshua Wilbur (Hg.) (2017): Oral History Meets Linguistics, Fürstenberg.
- Keilbach, Judith (2013): Collecting, Indexing and Digitizing Survivors. Holocaust Testimonies in the Digital Age, in: Holocaust Intersections. Genocide and Visual Culture at the New Millennium. Ed. by Axel Bangert, Robert C. S. Gordon and Libby Saxton. Oxford, 46-63.
- Kisler, Thomas, Uwe Reichel und Florian Schiel (2017): Multilingual processing of speech via web services. Computer, Speech and Language, Volume 4, 326-347. <https://doi.org/10.1016/j.csl.2017.01.005>

- Klingenböck, Gerda (2009): Stimmen aus der Vergangenheit. Interviews von Überlebenden des Nationalsozialismus in systematischen Sammlungen von 1945 bis heute, in: Daniel Baranowski (Hg.): „Ich bin die Stimme der sechs Millionen“. Das Videoarchiv im Ort der Information, Berlin, 27-40
- Knapp, Gabriele (1996): Das Frauenorchester in Auschwitz. Musikalische Zwangsarbeit und ihre Bewältigung, Hamburg
- Köhler, Joachim, Nikolaus P. Himmelmann und Almut Leh (2017): KA3: Speech Analytics for Oral History and the Language Sciences. ERCIM News 2017(111) (2017).
<http://dblp.org/rec/journals/ercim/KohlerHL17>
- Leh, Almut (2000): Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 13, 64-76.
- Leh, Almut (2015): Vierzig Jahre Oral History in Deutschland. Beitrag zu einer Gegenwartsdiagnose von Zeitzeugenarchiven am Beispiel des Archivs „Deutsches Gedächtnis“, in: Westfälische Forschungen. Zeitschrift des LWL-Instituts für westfälische Regionalgeschichte, hg. v. Bernd Walter und Thomas Küster, 65, 255-268.
- Leo, Annette, Franka Maubach (Hg.) (2013): Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk. Mit einem Nachwort von Lutz Niethammer. Göttingen.
- Michaelis, Andree (2013): Erzählräume nach Auschwitz: Literarische und videographierte Zeugnisse von Überlebenden der Shoah.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1983a): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.“ Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1983b): „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist.“ Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn.
- Niethammer, Lutz und Alexander von Plato (Hg.) (1985): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin/Bonn.
- Niethammer, Lutz, Alexander von Plato und Dorothee Wierling (1991): Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR, Berlin.
- Oral History Association (2009): Principles for Oral History and Best Practices for Oral History, <http://www.oralhistory.org/about/principles-and-practices>
- Pagenstecher, Cord und Stefan Pfänder (2017): Hidden dialogues. Towards an interactional understanding of Oral History interviews, in: Erich Kasten, Katja Roller, und Joshua Wilbur (Hg.): Oral History Meets Linguistics, Fürstenberg, 185-207.
- Pagenstecher, Cord und Dorothee Wein (2017): Learning with Digital Testimonies in Germany. Educational Material on Nazi Forced Labor and the Holocaust, in: Kristina R. Llewellyn und Nicholas Ng-A-Fook (Hg.): Oral History and Education. Theories, Dilemmas, and Practices, New York, 361-378. https://doi.org/10.1057/978-1-349-95019-5_18
- Perks, Robert und Alistair Thomson (Hg.) (2015): The Oral History Reader, 3rd edition, London. <https://doi.org/10.4324/9781315671833>
- Plato, Alexander von, Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hg.) (2008): Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich, Wien.
- Plato, Alexander von (2008): Interviewrichtlinien, in: Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hg.): Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich, Wien, 443-450.
- Ritchie, Donald A. (2015): Doing Oral History, 3rd edition, Oxford.
- Sabrow, Martin und Norbert Frei (Hg.) (2012): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen.
- Shenker, Noah (2015): Reframing Holocaust Testimony. Bloomington.
- Stanislav, Petr, Jan Švec und Pavel Ircing (2016): An Engine for Online Video Search in Large Archives of the Holocaust Testimonies, INTERSPEECH 2016: Show & Tell Contribution, https://www.isca-speech.org/archive/Interspeech_2016/pdfs/2016.PDF.
- Taubitz, Jan (2016): Holocaust Oral History und das lange Ende der Zeitzeugenschaft. Göttingen.

- Thonfeld, Christoph (2014): Rehabilitierte Erinnerungen? Individuelle Erfahrungsverarbeitungen und kollektive Repräsentationen von NS-Zwangsarbeit im internationalen Vergleich, Essen.
- Vanek, Miroslav (Hg.) (2013): Around the Globe. Rethinking Oral History with Its Protagonists, Prag.
- Wieviorka, Annette (2006): The Era of the Witness, New York.

Zusammenfassung

Digitale Technologien ermöglichen die softwaregestützte Sicherung, Erschließung und Bereitstellung von Interviewsammlungen und ihre sammlungsübergreifende Recherche und Analyse. Nach einem Forschungsüberblick skizziert der Artikel die an der Freien Universität zugänglichen digitalen Interviewsammlungen, insbesondere das *Visual History Archive* der Shoah Foundation und das Online-Archiv *Zwangsarbeit 1939-1945* und ihre Nutzungsmöglichkeiten. Während Oral Historians traditionell meist wenige Interviews anhand der Transkripte analysierten, unterstützen digitale Interviewarchive nun vergleichende Untersuchungen anhand der originalen Audio- und Videoaufzeichnungen.

Allerdings steht die digitale Aufbereitung von Oral History-Sammlungen vor großen Herausforderungen. Die Digital Humanities stellen dafür einige Ansätze bereit, etwa in den Bereichen Spracherkennung und Named Entity Recognition, Erschließungssoftware und Metadatenstandards, Persönlichkeitsschutz und Langzeitarchivierung, die der Artikel kurz vorstellt und diskutiert. Abschließend demonstriert ein Kurzvergleich von zwei Interviews prototypisch die Möglichkeiten einer digital unterstützten Interviewanalyse im Hinblick auf Multiperspektivität, Multimodalität und Multilingualität. Deutlich wird, dass die Digital Humanities der Oral History neue und faszinierende Forschungsperspektiven eröffnen.

Informationstechnologische Unterstützung der Archivierung biographischer Interviews und Erinnerungszeugnisse

Munir Salman, Felix Engel, Almut Leh und Matthias Hemmje

1. Ausgangspunkt

Wie die Wissenschaft insgesamt, so stehen auch die traditionellen Gedächtnisinstitutionen – Archive, Bibliotheken und Museen – vor der Herausforderung der digitalen Transformation. Als Zugang zum kulturellen und wissenschaftlichen Erbe bilden sie die Grundlage für die geistes- und kulturwissenschaftliche Forschung. Auch im Prozess der Digitalisierung kommt ihnen mit der Forderung nach einer digitalen Forschungs- und Informationsinfrastruktur eine Schlüsselfunktion zu. Konkrete Herausforderungen sind dabei unter anderem auch die digitale Langzeitarchivierung, das Management digitaler Forschungsdaten und die Verfügbarmachung der digitalen Daten. Dies umfasst unter anderem inhaltlich deren Anreicherung mit Meta-Informationen, welche zum einen den suchenden Zugriff und zum anderen deren Nachnutzung auch langfristig sichern sollen.

Ein Beispiel einer solchen Institution ist das im Folgenden beschriebene Archiv „Deutsches Gedächtnis“ für qualitative Forschungsdaten und subjektive Erinnerungszeugnisse, das audiovisuelle, textliche und bildliche Dokumente teils in digitaler, teils in analoger Form handhabt. Das Archiv „Deutsches Gedächtnis“ ist das Forschungsdatenrepositorium des Instituts für Geschichte und Biographie der FernUniversität in Hagen (vgl. zum Folgenden Leh 2015; 2018). Hier werden biographische Interviews archiviert und zur Verfügung gestellt, die seit den späten 1970er Jahren im Rahmen von Oral-History-Projekten am Institut und seinen Vorläuferprojekten durchgeführt wurden. Hinzu kommen Interviews aus Forschungen Dritter, die dem Format des lebensgeschichtlichen narrativen Interviews entsprechen. Zurzeit sind es rund 3.100 Interviews aus mehr als einhundert Projekten verschiedener Disziplinen, davon zwei Drittel aus eigenen und ein Drittel aus externen Projekten. Die Audiointerviews sind vollständig digitalisiert, während bei den rund 650 Videointerviews die Digitalisierung der älteren analogen Aufzeichnungen noch aussteht. Rund zwei Drittel aller Interviews sind transkribiert, einige allerdings nur teilweise wörtlich, in anderen Teilen zusammenfassend. Außerdem werden Interviewprotokolle zum Kontext archiviert. Im Online-Archiv „Deutsches Gedächtnis“, einer Kooperation mit dem Center für Digitale Systeme (CeDiS) der Freien Universität Berlin, ist ein aktuell kleiner, aber wachsender Teil der Interviews nach vorheriger Anmeldung online zugänglich.

Neben den biographischen Interviews bietet das Archiv „Deutsches Gedächtnis“ Zugang zu Autobiographien, Familienchroniken, Tagebüchern, Fotos und Briefsammlungen. Rund 1.000 solcher schriftlichen Bestände sind aktuell im „Deutschen Gedächtnis“ archiviert. Zum Teil handelt es sich um Originale, zum Teil um Kopien der

Dokumente. Zunehmend werden auch die Textquellen in elektronischer Form (Scans oder Textdateien) archiviert.

Das „Kempowski-Archiv“ verfügt über 8.000 biographische Dokumente unveröffentlichter Autobiographien in Deutschland. Am Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität in Hagen wurde Anfang der 1990er Jahre eine Nebenstelle des „Archives für unpublizierte Autobiographien“ aufgebaut, in der gut dreihundert Dokumente dieser Sammlung unter dem Namen „Kempowski-Archiv“ einer weiteren wissenschaftlichen Nutzung zur Verfügung gestellt werden.

Das „Roeßler-Archiv“ ist eine Sammlung von rund 76.000 Schulaufsätzen, die das Pädagogenehepaar Wilhelm und Elfriede Roeßler in den 1950er Jahren mit Unterstützung der Schulämter und Kultusministerien im gesamten Bundesgebiet schreiben ließ. Schüler und Schülerinnen aller Altersstufen und Schultypen wurden aufgefordert, innerhalb des Deutschunterrichtes unbenotete Erlebnis- und Besinnungsaufsätze zu bestimmten Themen zu schreiben, wie Familie und deren Umwelt, Verhältnis zum eigenen Körper, Verhalten gegenüber Erwachsenen und untereinander, Einstellung zu Schule, Beruf, Freizeit und verschiedenen Aspekten des öffentlichen Lebens sowie Erinnerungen an die Kriegs- und Nachkriegszeit (vgl. Abels/Krüger/Rohrman 1989). Eine erste Auswertung auf Basis von 20.000 Aufsätzen veröffentlichte Wilhelm Roeßler 1957 unter dem Titel „Jugend im Erziehungsfeld“. Das Ehepaar Roeßler überließ seine umfangreiche Sammlung Ende der 1980er Jahre der FernUniversität. Die Aufsätze sind heute als „Roeßler-Archiv“ im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ zugänglich.

2. Problembeschreibung und Herausforderungen

Von den biographischen Interviews im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ sind 80 Prozent Audiointerviews – überwiegend analog aufgezeichnet, inzwischen vollständig digitalisiert im mp3- und wav-Format – und 20 Prozent Videointerviews, von denen etwa die Hälfte digitalisiert vorliegt. Darüber hinaus sind um die 70 Prozent der Interviews als Skript verfügbar. Die Erschließung der biographischen Quellen erfolgt zum größten Teil manuell. In der elektronischen Datenbank sind alle Dokumente – Interviews, Text- und Bilddokumente – verzeichnet und mit bis zu 124 Kriterien beschrieben. Nicht in der Datenbank erfasst sind die Schulaufsätze. Die Kriterien geben Auskunft über die Herkunft des Materials, die biographischen Daten des Interviewpartners bzw. des Autobiographen vom Geburtsjahr über die familiäre und regionale Herkunft, den schulischen und beruflichen Werdegang sowie die familiäre Entwicklung bis hin zu politischen und religiösen Orientierungen des Interviewpartners oder Autobiographen, seiner Eltern und seines Lebenspartners. Bei den Interviews ist außerdem der Stand der Archivierung festgehalten, wie etwa Art und Menge der Datenträger, Zeitpunkt und Dauer des Interviews, Bearbeitungsstand usw. Für die schriftlichen Dokumente gibt es ein Textfeld „Kurzbeschreibung“, das Raum für eine freie Beschreibung bietet. Die erschlossenen Inhalte sind/werden in einer Access-Datenbank aufgenommen; diese werden wiederum mit dem System SECONDO des Lehrgebiets Datenbanksysteme für neue Anwendungen der FernUniversität in Hagen

manuell synchronisiert.¹ Das System SECONDO stellt die Metadaten und die Transkriptionen über eine webbasierte Benutzungsschnittstelle zur Verfügung. Die Suche nach Interviews und Inhalten kann auf Basis der Metadatenbeschreibung und als Volltextsuche über die Transkripte erfolgen.

Aktuell existiert lediglich für die Interviews eine Online-Archivumgebung, wobei angesichts des hohen Aufwandes der Erschließung der Interviews für die Online-Bereitstellung – namentlich die Zeitkodierung für eine synchrone Darstellung von Audio/Video und Transkript – die Zahl der online bereitgestellten Interviews nur langsam wächst (Leh/Tausendfreund 2017). Für die Textquellen des Kempowski-Archivs und des Roeßler-Archivs existiert keine Online-Umgebung. Da die externe Nachfrage nach der Nutzung der vorhandenen Archivinhalte ständig steigt, bestehen neben der Verbesserung der Suchfunktionen weitere Herausforderungen im Bereich der Skalierbarkeit (technische Einschränkung, Access Datenbank) und der Absicherung der Zugänglichkeit (Zugriffsrechte, Benutzerfreundlichkeit und Usability) der bestehenden Systeme und der darunterliegenden IT-Infrastrukturen.

3. Ansatzpunkte und Ziele für die weitere Arbeit

Im Folgenden werden Ansatzpunkte und Ziele eines künftigen Arbeitsprogramms umrissen, das die genannten Herausforderungen adressiert. In Aussicht genommen wird zunächst ein phasenweises Vorgehen mit definierten Zielen. Die Herausforderung liegt dabei in einer ordentlichen Konzeption und Umsetzung der einzelnen Zwischenziele. Zuerst sollen daher die Schnittstellen des Archives „Deutsches Gedächtnis“ mit den oben beschriebenen Archivierungssystemen analysiert und auf Erweiterbarkeit untersucht werden. Anschließend soll die Erschließung elektronischer und traditioneller autobiographischer Quellen mit Berücksichtigung der verschiedenen Hintergrundinformationen erfolgen. Dabei sollen möglichst automatische, semi-automatische und manuelle Erschließungsmethoden im Sinne der Annotationen und Verschlagwortung berücksichtigt werden. Darüber hinaus sollen die Inhalte (Digitalisate) mit relevanten anderen Quellen, Informationen und Medieninhalten verknüpft werden. Die verbesserte Unterstützung der Suchfunktionen nach Digitalisaten stellt dabei eine zentrale Herausforderung dar, die sowohl den Einsatz von Merkmalsextraktionsverfahren als auch von semantischen Webtechnologien zum Anreichern von Metadaten mit maschinenlesbaren semantischen Erschließungen, Beschreibungen und Klassifikationen der Inhalte erforderlich macht. Durch den Einsatz von semantischen Webtechnologien sollen dabei die semantische Integration wie auch die automatische Suche und der Zugriff auf multimediale Inhalte (wie biographische Interviews, Autobiographien, Fotos, Tagebücher, Briefsammlungen usw.) sowie die Präsentation, Darstellung, Bündelung, Publikation, Archivierung und Erhaltung dieser multimedialen Inhalte als Informations- und Wissensressourcen mit nachhaltigem Mehrwert (engl. *Assets*) unterstützt werden. Darüber hinaus soll das System zukünftig die Erschließung von multimedialen Digitalisaten durch den Einsatz von Methoden der Merkmalsextraktion (engl. *Feature Extraction*) und des maschinellen Lernens (engl.

¹ Ralf Hartmut Güting stellt dem Archiv „Deutsches Gedächtnis“ dankenswerterweise das von ihm entwickelte Datenbanksystem samt Support zur Verfügung. Näheres zu Secondo: <http://dna.fernuni-hagen.de/Secondo.html/index.html>.

Machine Learning, z. B. Klassifikation, engl. *Classification*, Erkennung von Namen, engl. *Named Entity Recognition* usw.) unterstützen.

Die Langzeitarchivierung und Erhaltung der digitalen Archivbestände auf der Basis von Emulation und Migration sollen möglichst so unterstützt und erweitert werden, dass die Inhalte (Digitalisate) über viele Jahre erreichbar, ausspielbar und verwendbar bleiben (trotz möglicherweise veralteter Formate). Der Zugriff auf die Archive soll darüber hinaus online über das Internet möglich sein. Dabei sollen ethische Kriterien wie die Anonymisierung berücksichtigt und sichergestellt werden. Durch die Nutzung cloudbasierter Infrastrukturen soll das System skalierbar und erweiterbar sein. Das angestrebte Integrationskonzept soll darüber hinaus ein globales Schema für die Abbildung und die Integration von heterogenen Metadaten (wie z. B. aus sozialen Netzwerken) innerhalb der integrierten Archivsysteme liefern. Auch soll überprüft werden, inwieweit die Open-Source-Technologien DSpace (DSpace - A Turnkey Institutional Repository Application 2018) und andere vergleichbare für Archivsysteme vorgesehene Standardtechnologien bereits genutzt werden bzw. eine Nutzung von DSpace oder ähnlicher Open-Source-Systeme für die Archivierung als Basissystem für das Archiv „Deutsches Gedächtnis“ und vergleichbare Archive möglich ist.

Ein Teil des vorgestellten Archivs besteht aus digitalisierten Audiointerviews. Ob überhaupt ein Open Archival Information System (das heißt ein bezüglich des ISO-Standards 14721 OAIS-konformes) Archivsystem für diese Digitalisate vorhanden ist und wie dieses aufgebaut ist, ist zu klären. Auch hier soll ein zukünftig zu entwickelndes System genutzt werden, um die Eingliederung der Digitalisate in die jeweiligen funktionalen Bereiche und Einheiten der bereits vorhandenen Archive zu ermöglichen. Benötigt wird der Zugriff auf die Audiointerviews im Wesentlichen für zwei Benutzergruppen: für Informatiker und für Historiker. Auf den Audiointerviews soll eine maschinelle, webbasierte, semantische Suche auf der Basis eines festgelegten, fachspezifischen Vokabulars möglich sein, die durch das System unterstützt wird. In diesem Zusammenhang sind für die Repräsentation der lokalen Schemata der verteilten Archive und deren semantische Integration in ein globales Schema auch die Themen Taxonomien/Ontologien und das Abbilden von Taxonomien/Ontologien aufeinander relevant. Gegenstand der künftigen Arbeit ist für den Anwendungsfall der automatischen Suche auf Audioaufnahmen ebenfalls die Untersuchung der Potentiale und Herausforderungen der Merkmalsextraktion und des Maschinellen Lernens auf der Basis einer Transformation von Sprachaufnahmen in Text (engl. *speech to text*). Die Ergebnisse der Suche sollen jedoch nicht direkt zur Verfügung gestellt werden. Geplant ist vielmehr, Links zu angefragten Ressourcen in den Archiven bereitzustellen. Die Möglichkeit einer direkten Ausgabe der Suchergebnisse ist im Rahmen der Arbeit im Zusammenhang mit der Empfehlung geeigneter Referenzarchitekturen, Standards und Technologien dann nachfolgend ebenfalls anzusprechen. Die in zukünftigen Arbeiten zu adressierenden Aufgaben bewegen sich somit im Spannungsfeld zwischen Metadatenmanagement, Semantik-Web-Technologien, Archivsystemen, Langzeitarchivierung und verteilten Informations- und Wissensmanagementsystemen im Anwendungsbereich der Digitalisierung, Verwaltung, Speicherung und Zugriffsunterstützung sowie langfristigen Sicherung und Erhaltung von multimediale Forschungsdaten für die biographische Forschung in verschiedenen Disziplinen.

Um die oben ausgeführten Herausforderungen bearbeiten zu können, wurden aktuell folgende Teilaufgaben für die weitere Arbeit definiert: Recherche verwendeter

Technologien in den genannten Archiven/Sammlungen, Recherche und Entwurf von geeigneten Metadaten-Standards und -Schemata für die Domäne der biographischen Forschung, Identifizierung geeigneter Infrastruktur-Provider. Das zu erstellende Lösungskonzept soll die Langzeitarchivierung unter Einhaltung nationaler und internationaler Standards (DIN, ISO usw.) sowie unter Einhaltung ethischer Kriterien im Hinblick auf die Integration im gesamten System unterstützen. Weiterhin soll die Entwicklung einer *Proof-of-Concept*-Implementierung angestrebt werden.

Ziel der zukünftigen Arbeit ist es somit, zunächst eine ausführliche Analyse durchzuführen, um festzustellen, welche relevanten Archivinhalte und verwandte Repositorien von zugehörigen Ressourcen bereits existieren, aus welchen funktionalen Bereichen und Einheiten im Sinne des ISO-Standards 14721 OAIS diese bestehen und wie diese funktionalen Bereiche und Einheiten sowohl konzeptuell als auch technisch in ein zentrales System integriert werden können. Sofern es gelingt, ein OAIS-konformes Archivsystem zu erstellen, wäre nachfolgend auch eine Zertifizierung desselben auf der Basis verwandter Standards (z. B. ISO 16363 Audit and Certification) ohne weiteres möglich. Ein weiteres Ziel ist es, die Potentiale und Probleme für eine technische und semantische Integration von verteilten Archivinhalten (wie z. B. das Archiv „Deutsches Gedächtnis“, zu dem wiederum das Kempowski- und das Roeßler-Archiv gehören) mit zum Teil unterschiedlichen Erschließungsgraden in eine zentrale Zugriffs- und Verwaltungs-, Produktions- und Archivierungsplattform zu integrieren, um die oben genannten Aufgaben (Erschließung, Suche, Finden, Präsentation, Bündelung, Publikation, Paketierung, Archivierung, Erhaltung) über einen zentralen Zugangspunkt gebündelt durchführen zu können.

Die Integration der Systeme soll entsprechend über Open-Source-Technologien sowie über standardisierte Schnittstellen wie zum Beispiel die RESTful API (DSpace - A Turnkey Institutional Repository Application 2018), die OAI-PMH (REST API - DSpace 6.x Documentation - DuraSpace Wiki 2018), die SWORD (SWORD - The SWORD website 2018), OpenSearch (Home - OpenSearch 2018), LinkedData-Schnittstelle (Becker 2014) usw. realisiert werden. Da der ISO-Standard 14721 OAIS in der aktuellen Version zu verteilten Archiven noch keine ausreichend flexiblen Topologien für die Verteilung von Inhalten und Archivfunktionen vorsieht, sondern aktuell nur mit kooperierenden Archivtopologien eher Spezialfälle von Verteilungstopologien beschreibt, soll in der weiteren Arbeit die Frage, welche der beispielhaft betrachteten Archivinfrastrukturen als funktionale Bereiche und funktionale Einheiten im Sinne von OAIS integriert werden können insbesondere mit Blick auf mögliche OAIS-konforme Verteilungstopologien betrachtet werden.

4. Vorarbeiten im Bereich Digitale Bibliotheken, Medienarchive und Langzeitarchivierung

Das Lehrgebiet für Multimedia und Internetanwendungen der FernUniversität in Hagen beschäftigt sich seit vielen Jahren mit Themen rund um die Langzeitarchivierung von digitalen Daten. Dies umfasst inhaltlich deren Anreicherung mit Informationen, welche deren Nachnutzung auch in der Langzeit sichern sollen. Im Zuge dieser Tätigkeiten beteiligt sich das Lehrgebiet auch an der Weiterentwicklung von Archivierungsstandards in einer internationalen Kooperation.

Forschungsbeiträge leistete das Lehrgebiet bereits in unterschiedlichen, von der EU geförderten Projekten. Beiträge des Lehrgebietes befassten sich in diesen Projekten mit Themen zur OAI-konformen Darstellung von Forschungsdaten sowie deren Überführung in Archive. Aktuell liegt der Forschungsschwerpunkt des Lehrgebietes auf der Verarbeitung von Informationen aus multimedialen Daten, unter anderem auch mittels maschineller Lernverfahren, um deren umfassende Erschließung, Erhaltung und Nachnutzbarkeit langfristig sicherzustellen, was nicht zuletzt die Reproduzierbarkeit von Analysen und Experimenten sichert. Dies umfasst die Extraktion von Informationen, deren semantische Repräsentation und deren Integration in verfügbare Wissensressourcen (z. B. Ontologien) sowie Visualisierung und Zugriff. Aktuell arbeitet das Lehrgebiet dazu an einer webbasierten Software, die das Management und den einfachen Zugriff auf diese Daten und zugehörigen Wissensressourcen aus verschiedenen Quellen wie z. B. aus sozialen Netzwerken und unterschiedlichen Archivsystemen realisiert. Im Bereich der digitalen Bibliotheken, Medienarchive und der Langzeitarchivierung sind in diesem Zusammenhang die nachfolgend beschriebenen und bereits erfolgreich abgeschlossenen Projekte zu erwähnen.

Das Projekt *Early Modern Thought Online (EMTO)* war ein DFG-gefördertes Projekt, das die Digitalisierung philosophischer Handschriften behandelte und diese der Erforschung der Philosophie der frühen Neuzeit und angrenzender Fachgebiete auf eine einfache (unkomplizierte) Weise zur Verfügung stellte. Indem der Zugriff auf Fachwissen erleichtert und optimiert wurde, wurde auch ein inhaltlicher Mehrwert erzielt. Entwickelt wurde dafür ein System, das mehr als 14.000 Digitalisate aus europäischen Datenquellen mittels einer webbasierten Benutzungsschnittstelle zur Verfügung stellt. Die Quellen, bestehend aus nationalen und internationalen Bibliotheken, wurden mit Hilfe einer Mediatorarchitektur in das System integriert. Die Digitalisate wurden von Experten mit Metadaten und Annotationen angereichert und beschrieben.

Das Projekt *Collate* war ein EU-gefördertes Projekt zur Unterstützung der Filmarchivierung. Dabei wurde eine webbasierte Plattform entwickelt, die mehr als 6.000 historische Filme inklusive Metadaten, Zensurdokumenten und mehr als 18.000 Dokumentbilder als zusätzliche Ressourcen verwaltet und bereitstellt. Die Langzeitarchivierung und Verfügbarkeit dieser Inhalte wird durch OAI-PMH und europäische Standards auf Basis des OAI-Referenz-Modells sichergestellt. Dabei stellt der OAI-PMH-Standard eine zukunftsweisende Möglichkeit dar, ein OAI-konformes Archivsystem auch mit weiteren Archivsystemen jederzeit technisch integrieren zu können. Auf diese Art und Weise wird auch eine langfristige Erweiterbarkeit der entstehenden Lösung sichergestellt. Das System ist modular mit Hilfe von Open-Source-Software aufgebaut und kann jederzeit skaliert und durch cloudbasierte Speicher- und Verarbeitungsressourcen erweitert werden.

Das EU-geförderte Projekt *Sustaining Heritage Access through Multivalent Archiving (SHAMAN)* war ein Infrastrukturprojekt zur digitalen Langzeitarchivierung von digitalen Kulturgütern, mit dem Ziel, einen übergreifenden Ansatz für die digitale Archivierung (engl. *Digital Preservation, DP*) der nächsten Generation, basierend auf Cloudtechnologien zu schaffen. Darüber hinaus stellte das Projekt eine Reihe von Werkzeugen zur Analyse, Aufnahme, Verwaltung und Wiederverwendung von Informationsobjekten und Daten in verteilten (heterogenen) Bibliotheken und Archiven bereit. Um diese Ziele zu erreichen, stellte die SHAMAN-Kerninfrastruktur cloudbasierte, linguistische, semantische und Analyse-, Erschließungs- und Zugriffsmethoden

zur Unterstützung von DP-Prozessen bereit. Das SHAMAN-Rahmenwerk besteht aus integrierten Daten, digitalen Bibliotheken und persistenten Archiven sowie kontextuellen Repräsentations- und Annotationsmechanismen für semantisch integrierte Datentypen (Dokument-, Media-, CAD- und Forschungsdaten) sowie generell wissensbasierten Informationssammlungen.

Das EU-geförderte Projekt *Sensor Enabled Affective Computing for Enhancing Medical Care Sensecare* hat zum Ziel, zukünftige Prozesse und Systeme im Bereich des Gesundheitswesens mit Hilfe von sensorischen und maschinellen Lerntechnologien zu verbessern und voranzubringen, um z. B. emotionale (affektive) und kognitive Erkenntnisse über das Wohlbefinden der Patienten zu gewinnen und ihnen eine effektivere Behandlung in verschiedenen medizinischen Bereichen zu ermöglichen. Hierfür wurden Technologien und Methoden entwickelt, die die wachsenden Gesundheitskosten im Bereich der Demenz und der damit verbundenen kognitiven Beeinträchtigungen, die die europäischen Bürger belasten und die bis 2030 schätzungsweise über 250 Milliarden Euro kosten werden (Alzheimer Europe - Research - European Collaboration on Dementia - Cost of dementia - Prognosis to 2030 2018), zu verringern (Engel et al. 2016). Um diese Ziele zu erreichen, stellt *Sensecare* eine cloudbasierte Online-Plattform zur Archivierung und Bereitstellung solcher Mess- und Analysedaten aus dem Gesundheitswesen zur Verfügung.

Außerdem ist das Lehrgebiet für Multimedia und Internetanwendungen Mitglied des *Network of Expertise in long-term Storage and availability of digital Resources in Germany*, kurz NESTOR, ein deutsches Netzwerk für die Langzeitarchivierung und Langzeitverfügbarkeit digitaler Ressourcen. Es vernetzt unterschiedliche Institutionen, die sich mit der Langzeitarchivierung digitaler Daten befassen. Weiterhin dient NESTOR als Anlaufstelle und als Informationsplattform für Fragen rund um die digitale Langzeitarchivierung (nestor - Home 2018).

Aus allen oben beschriebenen Vorarbeiten entstand in den vergangenen Jahren eine Technologie zur Unterstützung eines Wissensmanagement-Ökosystem-Portals (engl. *Knowledge Management Ecosystem Portal*, KM-EP). Die KM-EP-Technologie ist in den Projekten *Realising an Applied Gaming Ecosystem (RAGE)* (RAGE 2018; Salman et al. 2017) und *EDISON* (Demchenko et al. 2016) bereits produktiv eingesetzt worden und soll nun auch für die Erarbeitung von Lösungen in den eingangs am Beispiel des Archivs „Deutsches Gedächtnis“ beschriebenen Handlungsfeldern herangezogen werden.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Traditionelle Gedächtnisinstitutionen – Archive, Bibliotheken und Museen – stellen die Grundlage für die geistes- und kulturwissenschaftliche Forschung dar. Sie stehen derzeit vor der Herausforderung der digitalen Transformation. Aktuell besteht das Problem dieser Einrichtungen darin, dass Inhalte aus unterschiedlichen Gründen nur zum Teil online verfügbar sind, während die externe Nachfrage nach der Nutzung der vorhandenen Archivinhalte ständig steigt. Herausforderungen sind dabei insbesondere im Umfeld der Verbesserung der Suchfunktionen, aber auch der Skalierbarkeit (technische Einschränkung, Access Datenbank) und der Absicherung der Zugänglichkeit (Zugriffsrechte, Benutzerfreundlichkeit und Usability) zu sehen.

Ziel der zukünftigen Forschungsarbeit des Lehrgebiet für Multimedia und Internetanwendungen ist es, zunächst eine ausführliche Analyse durchzuführen, um festzustellen, welche relevanten Archivinhalte und verwandte Repositorien von zugehörigen Ressourcen bereits existieren, aus welchen funktionalen Bereichen und Einheiten diese bestehen und wie diese funktionalen Bereiche und Einheiten sowohl konzeptuell als auch technisch in ein zentrales System integriert werden können.

LITERATUR

- Abels, Heinz, Heinz-Hermann Krüger und Hartmut Rohrmann (1989): „Jugend im Erziehungsfeld“. Schüleraufsätze aus den fünfziger Jahren im Roeßler-Archiv, in: BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Jg. 2, 139-150.
- Alzheimer Europe - Research - European Collaboration on Dementia - Cost of dementia - Prognosis to 2030 [WWW Document] (2018).
[https://www.alzheimer-europe.org/Research/European-Collaboration-on-Dementia/Cost-of-dementia/Prognosis-to-2030/\(language\)/eng-GB](https://www.alzheimer-europe.org/Research/European-Collaboration-on-Dementia/Cost-of-dementia/Prognosis-to-2030/(language)/eng-GB) (12.4.2018).
- Becker, Pascal-Nicolas (2014): Repositorien und das Semantic Web - Repositorieninhalte als Linked Data bereitstellen 94.
- Demchenko, Yuri, A.S.Z. Belloum, Wouter Los, Tomasz Wiktorski, Andrea Manieri, Holger Brocks, Jana Becker, Dominic Heutelbeck, Matthias Hemmje und Steve Brewer (2016): EDISON Data Science Framework: A Foundation for Building Data Science Profession for Research and Industry, in: 2016 IEEE International Conference on Cloud Computing Technology and Science (CloudCom). Presented at the 2016 IEEE International Conference on Cloud Computing Technology and Science (CloudCom), IEEE, Luxembourg, Luxembourg, pp. 620-626. <https://doi.org/10.1109/CloudCom.2016.0107>.
- DSpace - A Turnkey Institutional Repository Application (2018). Duraspace.org.
<https://duraspace.org/dspace/> (12.4.2018).
- EMTO: Lehrgebiet Multimedia und Internetanwendungen (2018). <http://www.lgmmia.fernuni-hagen.de/forschung/projekte/abgeschlossene-projekte/emto.html> (11.6.2018).
- Engel, Felix, Raymond Bond, Alfie Keary, Maurice Mulvenna, Paul Walsh, Huiru Zheng, Haiying Wang, Ulrich Kowohl und Matthias Hemmje (2016): SenseCare: Towards an Experimental Platform for Home-Based, Visualisation of Emotional States of People with Dementia, in: Marco X. Bornschlegl, Felix C. Engel, Raymond Bond, Matthias Hemmje (Hg.): Advanced Visual Interfaces. Supporting Big Data Applications, Lecture Notes in Computer Science. Springer International Publishing, 63-74.
https://doi.org/10.1007/978-3-319-50070-6_5
- Home - OpenSearch [WWW Document] (2018). <http://www.opensearch.org/Home> (12.4.2018).
- Jannidis, Fotis, Hubertus Kohle und Malte Rehbein (Hg.) (2017): Digital Humanities: Eine Einführung. J.B. Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05446-3>
- Leh, Almut (2015): Vierzig Jahre Oral History in Deutschland. Beitrag zu einer Gegenwartsdiagnose von Zeitzeugenarchiven am Beispiel des Archivs „Deutsches Gedächtnis“, in: Westfälische Forschungen. Zeitschrift des LWL-Instituts für westfälische Regionalgeschichte, hrsg. von Bernd Walter und Thomas Küster, 65, 255-268.
- Leh, Almut und Doris Tausendfreund (2017): Curation and Dissemination of Lifestory Interviews for the Humanities in: Proceedings of the Second Conference on Biographical Data in a Digital World 2017 (Linz, Austria, November 6-7, 2017), edited by Antske Fokkens, Serge ter Braake, Ronald Sluijter, Paul Arthur and Eveline Wandl-Vogt, 9-15.
<http://ceur-ws.org/Vol-2119/paper2.pdf>.
- Leh, Almut (2018): Zeitzeugenkonserven. Interviews für nachfolgende Forschergenerationen im Archiv „Deutsches Gedächtnis“, in: Archivar, 71. Jg., Heft 2, 155-157.

nestor - Home (2018).

https://www.langzeitarchivierung.de/Subsites/nestor/EN/Home/home_node.html
(12.6.2018).

RAGE (2018). Home RAGE. <http://rageproject.eu/> (7.6.2018).

REST API - DSpace 6.x Documentation - DuraSpace Wiki (2018).

<https://wiki.duraspace.org/display/DSDOC6x/REST+API> (12.4.2018).

Salman, Munir, Jana Mertens, Michael Fuchs, Dominic Heutelbeck, Matthias Hemmje und Binh Vu (2017): Social Network-Based Knowledge, Content, and Software Asset Management Supporting Collaborative and Co-Creative Innovation, in: Proceedings of the Collaborative European Research Conference CERC 2017. Presented at the CERC 2017, Conference Proceedings, University of Applied Sciences – Karlsruhe, Germany.

SWORD – The SWORD website (2018). <http://swordapp.org/> (12.4.2018).

Zusammenfassung

Traditionelle Gedächtnisinstitutionen – Archive, Bibliotheken und Museen – stehen vor der Herausforderung der digitalen Transformation. Insbesondere, da Inhalte aus unterschiedlichen Gründen nur zum Teil online verfügbar sind, während die externe Nachfrage nach der Nutzung der vorhandenen Archivinhalte ständig steigt. Der Beitrag befasst sich daher mit Ansatzpunkten und Zielen eines künftigen Arbeitsprogramms, das die genannten Herausforderungen adressiert.

„Mein Leben – ins Archiv projiziert“

Drei audiovisuelle Interviewprojekte und Quellensammlungen in der
Österreichischen Mediathek

Gabriele Fröschl

Medienarchive sind Orte gesellschaftlicher Abbilder – und selbst Teil dieses Abbildungsprozesses. Nicht unbedingt der/die einzelne (Medien-)Archivar/in, aber in jedem Fall das (Medien-)Archiv als Gesamtsystem bewahrt nicht nur Vergangenheit, sondern trägt auch zur ihrer Interpretation bei und spielt eine wesentlich dynamischere Rolle, als man ihm in der Theorie oft zugesteht. Dies wird auch dadurch akzentuiert, dass es in den letzten Jahren mit grundlegend neuen Formen der Wissensbewahrung und -vermittlung konfrontiert wurde. Die einzelnen Arbeitsschritte in einem audiovisuellen Archiv – die Sammlungsstrategie, die Möglichkeiten der Langzeitarchivierung, die Selektionsmechanismen und die Publikationsstrategie der Institution – werden von Forscherinnen und Forschern oft als Endergebnis wahrgenommen ohne weitergehende Einblicke in diese internen Prozesse. Anhand von drei Projekten, die die Sammlung bzw. Herstellung von „audiovisuellen Ego-Dokumenten“ zum Inhalt haben, sollen Strategien und Arbeitsweisen am Beispiel der Österreichischen Mediathek, erläutert werden.

1. „Wiener Video Rekorder“

Ausgangspunkt dieses Forschungsprojektes an der Österreichischen Mediathek war die Feststellung, dass in den meisten öffentlichen Medienarchiven der private Raum kaum bis gar nicht dokumentiert ist. Hier besteht eine Diskrepanz zwischen dem, was privat – noch! – vorhanden ist, und dem, was in öffentlichen Archiven bewahrt wird und zugänglich ist. Private Video-Dokumente – seien es Dokumentationen privater (oft familiärer) Ereignisse oder private Dokumentationen öffentlicher Ereignisse bzw. des öffentlichen Raums sind jedoch relevante Quellen für Archive, da sie öffentliche und veröffentlichte Bilder um wesentliche Aspekte ergänzen. Ziel des Projektes war es deshalb, eine Sammlung privater, d.h. im privaten Kontext erstellter und nicht publizierter Videoaufnahmen ab den 1980er Jahren aufzubauen, diese zu dokumentieren, sie langfristig zu sichern und – soweit rechtlich und ethisch möglich – zugänglich zu machen.

Video als Trägerformat privater Erinnerungen wurde ins Zentrum des Projektes gerückt, weil Video als Dokumentationsmedium für die Zeitspanne ab den 1980er Jahren bis zur Jahrtausendwende vor allem im Consumerbereich stark verbreitet war, die Erhaltungsperspektive aber eine sehr schlechte ist, wodurch eine unwiederbringliche Lücke hinsichtlich einer bestimmten Quellengattung droht, die nur durch eine konsequente Sammlungs- und Bewahrungsstrategie minimiert werden kann.

Die Zukunftsperspektive privater Videoaufnahmen lässt sich unter folgenden Punkten zusammenfassen: (1.) Analoge digitale Medien, die rechtzeitig digitalisiert wurden und nach Ablauf der Lebensdauer des Trägers und/oder des Abspielgerätes als digitale Kopie zur Verfügung stehen, womit das Wesentliche, nämlich die Aufnahme, erhalten wurde. (2.) Analoge digitale Medien, die nicht digitalisiert wurden und die entweder aufgrund des Verfalls des Trägers oder aufgrund des nicht mehr vorhandenen Abspielgerätes „totes“ Archivgut sind und als museale Träger ohne lesbaren Inhalt den Restbestand des Archivs bzw. der privaten Sammlung darstellen.

Angesichts des Umstandes, dass audiovisuelle Quellen in den Geistes- und Sozialwissenschaften oft noch immer als bloß zusätzliches illustratives Material verstanden werden, sei nochmals ausdrücklich betont, dass die aktive Selektion von Quellen – wie die Akquise in diesem Projekt – und die Übertragung analogen Materials in den digitalen Zustand ein vielschichtiger, komplexer und wissenschaftlich verantwortungsvoller Prozess ist und auch die Erschließung dieser Quellen eine eigenständige wissenschaftliche Tätigkeit darstellt, die erst die Voraussetzungen für die weitere wissenschaftliche Analyse des Materials schafft.

Mit diesem Projektvorhaben wurde eine Reihe an Aufgaben angestoßen. Neben den technischen Erfordernissen in Bezug auf die Digitalisierung der unterschiedlichen Quellenformate ergaben sich auch Fragen hinsichtlich Sammlungs- und Veröffentlichungsstrategien von Archiven sowie eine Reflexion über das Archiv als öffentlichen Ort und dessen Selbstverständnis.

Am Beginn des Projektes stand das Sammeln. Sammlungsaufrufe über Medienpartner (Printmedien, Rundfunk), Kontakte zu einschlägigen Vereinen (z. B. Filmamateure) und Institutionen (z. B. Bezirksmuseen, das sind heimatkundliche Museen auf Wiener Bezirksebene, oder dem Filmmuseum in Wien) sowie private Kontakte.

Das Projekt war von Beginn an so konzipiert, dass die eingehende Sammlung möglichst innerhalb des Projektes aufgearbeitet werden konnte. Dies ist vor allem der Tatsache geschuldet, dass Video ein wesentlich engeres Zeitfenster für Digitalisierung aufweist als dies im Vergleich bei Film (und einschlägigen Sammlungsprojekten im Filmbereich z. B. <http://filmarchiv.at/sammlungen/salzburg-privat/>, <http://www.bewegtes-leben.org/>) der Fall ist. Deshalb wurde die Sammlungstätigkeit an die Möglichkeit zur Aufarbeitung angepasst. Insgesamt wurden 1.953 Videokassetten mit einer durchschnittlichen Spieldauer von zwei Stunden in das Projekt – und damit ins Archiv – aufgenommen, digitalisiert sowie inhaltlich erschlossen.

Ein wesentlicher Teil der Akquise war das persönliche Gespräch mit den Materialgebenden. Das Sammeln von Quellen aus dem privaten Bereich hat eine besonders starke aktive Komponente. Der Aufbau eines Sammlungsbestandes ist wesentlich von persönlicher Betreuung der Sammler/innen abhängig sowie von den Zugangsmöglichkeiten zu bestimmten gesellschaftlichen Gruppen. Öffentliche Aufrufe, diese Dokumente an ein Archiv abzugeben, funktionieren in der Regel nur dann für beide Seiten gut, wenn eine intensive Betreuung gewährleistet ist. Anonymisierte Übergabemöglichkeiten wie etwa eine Uploadplattform wurden im Zuge des Projektes eingeführt, haben aber nicht den erhofften Erfolg gebracht. Meist braucht es zusätzliche Anreize, wie eine digitale Kopie (die in dem vorliegenden Projekt zugesagt wurde und wahrscheinlich ein wesentlicher Anreiz war), um Menschen zu animieren, ihre Bestände an ein Archiv zu übergeben.

Die starke persönliche Komponente bei der Sammlung des Privaten spielt auch dann eine Rolle, wenn der Versuch unternommen wird, Sammlungen von geschlossenen gesellschaftlichen bzw. politischen Gruppierungen oder von Bevölkerungsteilen zu übernehmen, die in der Institution im Vergleich zur Gesamtbevölkerung unterrepräsentiert sind, wie zum Beispiel von Migrantinnen und Migranten, zu übernehmen. Fehlende persönliche Kontakte in eine soziale oder politische Szene erschweren bzw. verunmöglichen einen entsprechenden Sammlungsaufbau im Archiv. Hier hat sich gezeigt, dass es Grenzen der Kuratierbarkeit derartiger Sammlungen gibt.

Der nun verfügbare Bestand ist als geschlossene Sammlung zu klassifizieren, die unter bestimmten Voraussetzungen innerhalb einer begrenzten Dauer entstanden ist. Diese Sammlung erlaubt einen Blick auf einen speziellen Quellentypus, vermittelt Inhalte, die bislang – auch im internationalen Vergleich – nicht in dieser Breite in einem Archiv zur Verfügung standen, und stellt in ihrer Gesamtheit eine Ergänzung zur öffentlichen und öffentlichen Quellen dar. – generelle Aussagen sollten jedoch immer auch die Entstehungsgeschichte der Sammlung miteinbeziehen. Die Sammlung kann aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte sowie ihrer Zusammensetzung nicht als repräsentativ für eine bestimmte zeitliche Periode oder geografische Verortung gelten. Viele der übermittelten Quellen sind auch einer gewissen Zufälligkeit unterworfen (lassen aber in ihrer Gesamtheit sehr wohl Aussagen zu) bzw. diversen Selektionsprozessen sowohl auf Seite der Produzentinnen und Produzenten als auch der Archive: Selektion, was privat aufgenommen wird; Selektion, was privat aufbewahrt wird; Selektion, was an ein Archiv abgegeben wird; Selektion, was das Archiv in die Sammlung aufnimmt und zuletzt: Selektion, was digitalisiert und langzeitarchiviert wird.

Durch Übernahme in die Sammlung des Archivs ändert sich der den Dokumenten zugeschriebene Kontext. Dieser Bedeutungswandel durch den Vorgang der Archivierung ist kein spezifisches Phänomen in Medienarchiven, sondern betrifft alle Quellentypen. Der Produktionsprozess sowie die Verwendung im ursprünglichen Kontext und die Archivquelle unterscheiden sich grundlegend. Dieser Prozess der Transformation greift auch bei Home Movies. Vom privaten Erzählmuster, das Familiengeschichte tradiert und im besten Fall aktiver und regelmäßig rezipierter Teil der Familienerzählung ist, zu einem zunehmend anonymisierten Beispiel gesellschaftlicher Praxis, das eine Stellvertreterrolle für bestimmte dokumentierte Sachverhalte einnimmt – ein Effekt, der sich mit der zeitlichen Entfernung noch verstärkt. Die zunehmende Anonymisierung der Quelle und ein fehlender Kontext sind manchmal geäußerte Kritikpunkte an Sammelprojekten wie diesem. Um hier gegenzusteuern, war bei der Sammlungsübernahme die Erfassung von Metadaten zur Sammlungsgeschichte sowie zum Herstellungsprozessen (Erinnerungen, die z.T. auch lücken- bzw. fehlerhaft waren) und den weiteren Verwendungsmöglichkeiten, die dem Archiv eingeräumt wurden, ein wesentlicher Teil des Gesprächs. Die dabei entstandenen Protokolle sind ebenfalls Teil der Sammlung und stehen für die weitere wissenschaftliche Nutzung des Bestandes zur Verfügung.

Es wurde den Archivlassern freigestellt, festzulegen, in welcher Form der Bestand künftig im Archiv genutzt werden kann. Audiovisuelle Medien unterliegen hinsichtlich ihrer Zugänglichkeit einerseits rechtlichen Einschränkungen (Urheberrechte bzw. Leistungsschutzrechte, die vor allem bei publizierten Materialien zum Tragen kommen), aber auch – und vor allem im Bereich privater Quellenmaterialien – ethischen Einschränkungen. Dem Bestreben der Archive sowie der Forscher/innen, möglichst alles

ohne Einschränkungen der Öffentlichkeit online zur Verfügung zu stellen, steht der Wunsch der Archivlasser nach kontrolliertem Zugang entgegen – ein Wunsch, dem in diesem Projekt Rechnung getragen wurde, da dies als Teil der ethischen Verpflichtung öffentlicher Archive im Umgang mit ihren Beständen gesehen wird. Die Einschränkungen betreffen nicht nur die Videodokumente selbst, sondern auch das sekundäre Quellenmaterial (das aus diesen Gründen generell nicht online zur Verfügung gestellt werden kann).

Diese Einschränkungen zeigen sich in folgenden Punkten: Der Großteil der Bestände wurde auf Wunsch der Übergeber/innen anonymisiert. Außerdem wurde mit ihnen vereinbart, ob und unter welchen Bedingungen sie von künftigen Nutzerinnen und Nutzen für wissenschaftliche Zwecke kontaktiert werden können. Die Nutzung der Quellen im Internet ist oft nur eingeschränkt möglich. Der Sammlungsbestand, der vor Ort in der Mediathek nutzbar ist, deckt sich nicht mit jenen Quellen, die im Internet zur Verfügung stehen. Online überwiegen Ausschnitte, und die thematische Zusammensetzung der beiden Pools ist nicht deckungsgleich. So stellen „offline“-Aufnahmen zum Thema „Partner/innen, familiäres Umfeld, Freundeskreis“ den weitaus größten Teil des Bestandes dar, während online Freizeitaktivitäten und Reisedokumentationen überwiegen – Themenkomplexe, die per se weniger intime bzw. private Situationen aufweisen.

Zusätzlich wurden auch von Seite des Archivs Restriktionen in Hinblick auf die Privatsphäre vorgenommen – mit dem Bewusstsein, dass diese ethischen Einschränkungen immer auch subjektiv sind bzw. geltenden Tabus sowie dem gesellschaftlichen Wandel unterliegen (als Beispiel sei hier das Tabu Nacktheit, vor allem bei Kindern, angeführt).

Voraussetzung für die weitere Bearbeitung des Materials war die Digitalisierung.¹ Im Rahmen des Projektes wurden acht unterschiedliche Videoformate digitalisiert (Zielformat: FFV1 in AVI-Container), am stärksten vertreten waren: VHS/S-VHS sowie V8/Hi8. Die Digitalisierung und die dauerhafte digitale Langzeitarchivierung war eine der Hauptleistungen dieses Projekts und zugleich die Voraussetzung für die weitere Erschließung des Materials. Die Arbeit mit den analogen Beständen wäre aufgrund des Zustandes sowie der Verfügbarkeit bzw. der Beanspruchung der Abspielgeräte nicht möglich gewesen. Hier konnte die Herausforderung gemeistert werden, dass erst durch die sachgerechte Digitalisierung die Quelle wieder lesbar wird.

Die Qualität der einzelnen Videos des Bestandes ist sehr unterschiedlich und vor allem vom Format bzw. den Archivierungsbedingungen in den privaten Haushalten abhängig. Es lassen sich aber drei generelle Aussagen zum Typus Amateurvideo treffen – vor allem im Vergleich mit dem Typus Amateurfilm. (1) Amateurvideos haben eine durchschnittlich wesentlich längere Spieldauer als Amateurfilm. Das ist medienimmanent und den technischen Voraussetzungen geschuldet, wirkt sich aber auch auf das Narrativ aus. (2) Amateurvideos haben häufig – aus der Sicht unserer heutigen Betrachtung – eine „schlechtere“ Bildqualität als Film. Das liegt nicht am Digitalisierungsvorgang bzw. am gewählten Format für die Digitalisierung, sondern am vergleichsweise schlechteren Ausgangsformat. Ein Aspekt des Wandels von Film zu Video war auch, dass sowohl die Aufnahmegeräte als auch die Speichermedien billiger wurden und sich

1 Für grundsätzliche Überlegungen zum Thema Videodigitalisierung sowie für spezielle, das Projekt betreffende Aspekte sei auf den Text von Marion Jaks „Video erhalten! Qualitätsentscheidende Momente in der originalgetreuen Digitalisierung von Video“ verwiesen: <https://www.wienervideorekorder.at/video-erhalten-qualitaetsentscheidende-momente-in-der-originalgetreuen-digitalisierung-von-video/>.

zum Teil stark Richtung Consumerformate entwickelten. Die leistbare Ausrüstung, die eine Demokratisierung und Verbreiterung der Aufnahmemöglichkeiten bewirkt hat, schlägt sich – zumindest in der Anfangszeit von Video (und mit dieser hat sich das vorliegende Projekt in erster Linie beschäftigt) auch in der Qualität nieder. (3) Das Format Video ermöglicht es – selbst im Amateurbereich – neben dem Bild auch Ton aufzuzeichnen. Diese technische Voraussetzung lässt eine andere Dimension der Erinnerung zu: Die Medialität bestimmt auch den Inhalt.

Das Projekt Wiener Video Rekorder war ein Pilotprojekt der Österreichischen Mediathek, um die Möglichkeiten und Rahmenbedingungen für künftige, ähnlich gelagerte Projekte auszuloten. Für künftige Projektvorhaben auf diesem Gebiet ließen sich aus den Erfahrungen des vorliegenden Projektes folgende Punkte ableiten:

1. Es empfiehlt sich, das Projekt so zu begrenzen, dass die Aufarbeitung (vor allem Digitalisierung und inhaltliche Erfassung) innerhalb des Projektes stattfinden kann. Eine bloße Sammlung von Quellenmaterial ist im Bereich Video aufgrund der Obsoleszenz des Trägermaterials bzw. der Abspielgeräte nicht empfehlenswert.
2. Private Videoquellen stellen einen nicht unerheblichen Aufwand hinsichtlich Digitalisierung dar, der nicht vergleichbar ist mit der Digitalisierung von Archivmaterial, das unter idealen klimatischen Bedingungen gelagert wurde und/oder professionell bespielt wurde. Bei Projektvorhaben sollte vorab geklärt werden, ob eine entsprechende technische Expertise bzw. technische Ausstattung im Haus vorhanden ist bzw. ob und mit welchen Kosten sich die Digitalisierung auslagern lässt.
3. Nach Projektende steht die Trägerinstitution vor der Herausforderung, einen nicht unerheblichen Datenbestand dauerhaft sichern zu müssen (inkl. wiederkehrender Migrationsprozesse). Dies erfordert die Perspektive einer stabilen finanziellen Absicherung sowie einer langfristigen technischen Betreuung der Langzeitarchivierung.
4. Die im Rahmen eines derartigen Vorhabens erforderlichen Aufgaben (vor allem Sammlung und Digitalisierung) sind aufgrund der hohen Personalintensität nur schwer in den Regelbetrieb eines Archivs zu integrieren. Im Regelbetrieb vorstellbar sind künftig kleinere Nachfolgeprojekte, die in regelmäßigen Zeitabständen mit inhaltlichen Schwerpunkten geplant werden könnten.

2. „MenschenLeben“

Das Projekt „MenschenLeben“, finanziert von einem privaten Geldgeber, läuft an der Österreichischen Mediathek seit 2008. Ein wesentlicher Beweggrund, ein derartiges Projekt an einem Archiv anzusiedeln und nicht an einer universitären Forschungseinrichtung, war der Umstand, dass es in Österreich keine zentrale Institution für die Nutzung von Oral-History-Interviews gibt, die auch deren fachgerechte Bewahrung garantieren könnte. In diesem Projekt sollte mit der Durchführung von Oral-History-Interviews ein Grundstock geschaffen und gleichzeitig die systematische Sammlung von Oral-History-Interviews in der Institution angeregt werden. Außerdem sollten Forscherinnen und Forscher die Möglichkeit der fachgerechten Archivierung ihrer Materialien angeboten werden.

Die Österreichische Mediathek als Projektträger hatte von ihren institutionellen Strukturen Parallelen mit den geplanten Projektzielen. So konnte auf eine jahrzehntelange Praxis von so genannten „Eigenaufnahmen“ verwiesen werden. Das waren Aufnahmen, die die Institution selbst produzierte – eine für Archive, deren Hauptaufgabe das Sammeln von Quellen und nicht unbedingt deren Herstellung ist, durchaus unübliche Vorgehensweise. Beweggrund dafür war ein ähnlicher wie der, eine Sammlung von Oral History-Interviews anzulegen. Man wollte Lücken der Überlieferung schließen und eine möglichst große Bandbreite an Quellen für künftige Forschungen zur Verfügung stellen. Aufgenommen und dokumentiert wurden vor allem kulturelle und wissenschaftliche Veranstaltungen, die keinen Niederschlag in der Berichterstattung z. B. der öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten gefunden haben, aber für das Gesamtbild der Überlieferung des kulturellen und wissenschaftlichen Schaffens einen wertvollen Teilbereich darstellen.

Ergänzend dazu kann die Österreichische Mediathek auf einen Bestand an Oral History-Interviews verweisen, die im Rahmen von Forschungsprojekten entstanden sind und die dem Archiv zur Langzeitbewahrung übergeben wurden. Darunter unter anderem die Feldforschungsstudie „Ottenschlag im Jahre 1945“, die von einer Forschungsgruppe des Instituts für Zeitgeschichte der Universität Wien im Herbst 1974 durchgeführt wurde. Im Zuge des Projekts wurden etwa 100 Interviews mit Bewohnerinnen und Bewohnern des niederösterreichischen Ortes Ottenschlag geführt, die auch im Jahre 1945 dort ansässig waren. Die Interviews mit dem Schwerpunkt auf Erinnerungen an die letzte Kriegsmonate, das Kriegsende und die beginnende Besatzungszeit wurden auf Tonband dokumentiert.² Dieses Projekt war eines der ersten Projekte der österreichischen Zeitgeschichtsforschung, das sich der Methode der Oral History bediente. Dazu ist es eines der ältesten Projekte in Österreich, von dem die Originalmaterialien (Tonbänder sowie schriftliche Aufzeichnungen) noch erhalten und zugänglich sind. Das ist deswegen hervorzuheben, weil der zeithistorischen Forschung wertvolles Quellenmaterial dadurch verloren gegangen ist, dass vor allem in der Frühzeit der Oral History die Projektdurchführung sehr zu wünschen übrigließ (geringe Vernetzung der Einzelprojekte, Verbleib des Materials bei den Forscherinnen und Forschern, geringes Bewusstsein für Archivierung von audiovisuellen Quellen, mangelhafte technische Ausstattung bei der Aufnahme der Interviews).

Ein weiteres Beispiel für eine umfangreiche und geschlossene Oral History-Sammlung in der Österreichischen Mediathek sind Interview mit Opfern des Nationalsozialismus, die vom Salzburger Zeithistoriker Albert Lichtblau bewahrt und ab 2003 der Österreichischen Mediathek zur Langzeitarchivierung übergeben wurde. Der Großteil der Interviews wurde zwischen 1986 und 2000 von Albert Lichtblau und anderen Interviewerinnen und Interviewern geführt. Die Sammlung besteht aus über 1.000 Kompaktkassetten und rund 80 Mini Discs, die ungeschnittene Interviews mit Verfolgten des NS-Regimes enthalten. Beide Sammlungen sind mittlerweile digitalisiert und z. T. online abrufbar.³

2 Am Projekt beteiligt waren neben weiteren Historikerinnen und Historikern Univ.-Prof. Dr. Gerhard Jag-schitz und Dr. Rainer Hubert.

3 Oral History-Interviews mit Opfern des Nationalsozialismus: <https://www.oesterreich-am-wort.at/sammlungen/sammlung/col/27/cd/show/sc/Collection/gc/27/>; Interviewprojekt Ottenschlag: <https://www.oesterreich-am-wort.at/sammlungen/sammlung/col/50/cd/show/sc/Collection/gc/350/>.

In dieser Situation mit einerseits verstreuten Oral History-Sammlungen und teilweise schon archivierten und öffentlich zugänglichen Sammlungen wurde 2008 das Projekt „MenschenLeben“ unter der wissenschaftlichen Leitung von Univ. Prof. Dr. Gerhard Jagschitz aufgesetzt. Anstoß für dieses ursprünglich für drei Jahre konzipierte und mittlerweile seit über acht Jahre laufende Projekt (mit Projektbüros in Wien, Salzburg und Graz) war die Beobachtung des Projektfinanziers, dass die Stimmen und Erzählungen „durchschnittlicher“ Mitbürger/innen in der Geschichtswissenschaft kaum entsprechende Beachtung finden und viele interessante Lebensgeschichten dadurch in Vergessenheit geraten. Tatsächlich widmet sich der Großteil der Oral History-Projekte einem bestimmten inhaltlichen Thema, einer bestimmten Personengruppe, einer bestimmten Zeitspanne oder einem bestimmten geografischen Bezug. Das Projekt

[...] MenschenLeben dokumentiert nicht Lebensläufe der Eliten, sondern jene der „Menschen von der Straße“, deren Lebensgeschichte bezeichnend für eine Gesellschaft, eine Kultur, ein Ereignis, einen Beruf oder eine Epoche ist. Es geht um Personen, die für eine soziale Zeiterscheinung stehen oder deren erzählte Lebensgeschichten einen Beitrag zum Verstehen einer Zeit leisten können. Im Projekt kommen nicht notwendigerweise nur Personen zu Wort, die ein spektakuläres oder aufregendes Leben geführt haben. Das Alltägliche interessiert, denn gerade das steht für eine Gesellschaft und ist typisch für eine bestimmte Zeit. Gesucht werden Menschen, die reflektieren – über ihr Leben, ihre Umgebung, ihre Zeit. Was zählt ist die Lebenserfahrung und die hat jede/jeder. (Hofinger/Jagschitz/Plasil/Rust 2013).

Das Projekt „MenschenLeben“ ist bestrebt, Lebensverläufe von Menschen, die in Österreich leben, in all ihren Facetten mittels Audio- und – je nach organisatorischer Verfügbarkeit – auch Videointerview zu dokumentieren. Wesentliches Merkmal dieses Oral History-Projektes ist es, dass es einem quasi archivarisches Prinzip verpflichtet ist, nämlich der Herstellung sowie Archivierung von Quellenmaterial für künftige Forschungen – ohne deren thematische Ausrichtung im Blickfeld zu haben bzw. diese zu kennen. Dies ist ein wichtiges (Alleinstellungs-)Merkmal des Projektes, denn die Mehrzahl der Oral-History-Projekte hat ein konkretes Forschungsvorhaben als Grundlage, eine bestimmte soziale Gruppe oder eine örtliche Eingrenzung. In diesem Projekt ist die einzige inhaltliche Klammer ein Österreichbezug der interviewten Person. Methodisch bedient man sich für diese Quellenzusammenstellung des lebensgeschichtlichen Interviews, in dem die interviewte Person das eigene Leben sowie dessen Verlauf selbstbestimmt erzählt. Das Projekt folgt soziologischen Konzepten der Interviewführung von Schütze (1983) und Rosenthal (1995) sowie Methoden des narrativen Interviews, wie sie Donald A. Ritchie (2003), der Leiter der Oral History Abteilung der Library of Congress, formuliert hat.

Idealtypisch gliedert sich ein im Rahmen des Projekts „MenschenLeben“ durchgeführtes Interview in drei Phasen, denen eine (meist telefonische) Kontaktaufnahme und ein persönliches Vorgespräch, in dem die rechtlichen Aspekte der weiteren Verwendung (Onlinezugang bzw. eingeschränkter Zugang im Archiv) mit der zu interviewenden Person besprochen werden, vorausgehen. Diese drei Phasen werden im Leitfaden zur Schulung der Interviewenden folgendermaßen beschrieben:

Phase 1: Die Erzählung (narrativer Teil)

Das Hauptinterview wird mittels einer bewusst allgemein gehaltenen Initialauforderung bzw. -frage eingeleitet, die auf eine ausführliche lebensgeschichtliche Erzählung abzielt. Diese erste Frage/Aufforderung kann in ihrer Formulierung variieren:

„Würden Sie mir bitte Ihre Lebensgeschichte erzählen?“

„Erzählen Sie mir bitte Ihre Lebensgeschichte!“

„Erzählen Sie mir bitte Ihr Leben!“

Das Wichtigste ist, dass die Interviewerin/der Interviewer diesen ersten Satz mit Überzeugung ausspricht, um eventuelle Unsicherheiten bei der zu interviewenden Person, mit welchem Thema und zu welchem Zeitpunkt ihres Lebens sie zu erzählen beginnen soll, von vornherein abzufedern. Mit dieser Einstiegsfrage wird der Erzählfluss der zu interviewenden Person angeregt und im Idealfall eine durchgängige, nicht von der Interviewerin/dem Interviewer unterbrochene oder beeinflusste Narration präsentiert. Den Menschen wird dabei die Möglichkeit gegeben, ihr Leben in einer von ihnen selbst gewählten Ausführlichkeit und mit von ihnen selbst gesetzten Schwerpunkten zu rekapitulieren. Sollte die Erzählung ins Stocken geraten oder die Interviewperson das eigene Leben sehr bruchstückhaft rekonstruieren, regt die Interviewerin/der Interviewer durch kurze empathische Impulsfragen zu einer erneuten und detailreichen Schilderung des Lebensverlaufs an.

Relativ häufig kommt es vor, dass Menschen nicht wissen, wo sie in der Beschreibung ihres Lebens beginnen sollen. Auf die Frage „Wo soll ich anfangen?“ erweist sich die kurze Antwort „Wo Sie möchten“ am effektivsten. Sollte noch immer kein Beginn gefunden werden oder die Frage „Was interessiert Sie?“ auftauchen, ist es gut zu sagen „Mich interessiert Ihr ganzes Leben, beginnen Sie einfach zu erzählen, wo Sie möchten!“ Wenn das noch kein ausreichender Impuls ist, kann man auch sagen: „Fangen Sie einfach am Anfang an!“, was natürlich eine Vorgabe in sich trägt.

Besonderes Augenmerk wird auf Brüche im Lebenslauf gelegt. Die interviewende Person unterbricht die Erzählung in der ersten Phase nicht, auch wenn sich längere Pausen während der Erzählung ergeben. Pausen sind im Erinnerungsprozess normal und notwendig und dürfen daher nicht unterbrochen werden. Erst wenn die interviewte Person nicht mehr weiter erzählt oder offensichtlich den Faden verloren hat, können unterstützende Worte wie „Sie waren gerade bei... Können Sie da weiter erzählen?“ oder „Was ist dann passiert?“ oder „Wie ging es dann weiter?“ eingesetzt werden.

Im Erzählen aufkommende und ausbrechende Emotionen sollen aufgegriffen und angesprochen werden mit Sätzen wie „Das bewegt Sie heute noch“ oder „Wollen Sie darüber mehr erzählen?“. Keinesfalls aber darf die Interviewpartnerin/der Interviewpartner genötigt oder gezwungen werden, traumatische, traurige, unaussprechliche Geschichten um jeden Preis und gegen ihren/seinen Willen zu erzählen. Menschenleben möchte den Menschen die Möglichkeit geben, ihr Leben zu erzählen, sie aber in keiner Weise nötigen oder vorführen.

Diese erste Phase des Interviews kann von wenigen Minuten bis mehrere Stunden dauern. In jenen Fällen, wo die erste Phase des Erzählens sehr kurz ist, muss mit allgemein gehaltenen Fragen der Erzählfluss angeregt werden.

*Die klassischen Themen in dieser ersten narrativen Phase sind:
Lebensgeschichte
Lebensverlauf
Lebensbewältigung
Entscheidende Lebenspunkte, Wegkreuzungen, Zufälle, Brüche*

Die Projektleitung ist sich bewusst, dass sich die Erzählungen von manchen Gesprächspartnerinnen und -partnern, die im Vorhinein äußerst inhaltvoll, spannend und ergiebig zu sein versprochen, im Verlauf des Gesprächs als einsilbig, wortkarg oder aufgrund mannigfaltiger Umweltfaktoren (Sympathie der Gesprächsbeteiligten, persönliche Tagesverfassung der interviewten Person, Termindruck, Wetter etc.) als nicht durchführbar erweisen. In diesen Fällen besprechen die Interviewerin/der Interviewer mit der/dem Büroverantwortlichen das weitere Vorgehen.

Phase 2: Nachfragen (vertiefend-reflexiver Teil)

An die freie Erzählung durch die interviewte Person schließt sich die zweite Phase an.

Sie dient der

- Konkretisierung und Vertiefung:

Die Interviewerin/der Interviewer thematisiert in der von der interviewten Person erzählten Chronologie Unklarheiten, die für sie/ihn in der Narration aufgetreten sind. Gleichzeitig können an dieser Stelle in der Hauptidee aufgetretene biografische Lücken durch Fragen geschlossen werden.

- Reflexion:

Die Interviewerin/der Interviewer regt die Person an, über das eben Berichtete, somit über das eigene Leben, kritisch zu reflektieren. Dabei ist in der Formulierung kritischer Fragen Einfühlungsvermögen und Fingerspitzengefühl gefragt, da der interviewten Person keinesfalls der Eindruck vermittelt werden darf, Menschenleben würde ihr Leben in seiner Wertigkeit in Frage stellen oder relativieren. Vielmehr wird in diesem Teil des Gesprächs eine Hinleitung zur kritischen Selbstreflexion und zur reflektierten Bewertung des eigenen Handelns geboten. Dieser Teil des Interviews bietet die Möglichkeit zu überlegen, was jemand im Leben hätte anders machen können, bei welcher Wegkreuzung die Person eine andere Richtung hätte einschlagen können etc. Auch Beziehungen zu Menschen im privaten und beruflichen Umfeld können Thema sein.

- Diskussion:

Wenngleich in den meisten Fällen eine grundsätzliche Empathie der Interviewerin/des Interviewers für die zu befragende Person vorausgesetzt wird, können doch aufgrund der Lebenserfahrung und der (politischen) Haltung gravierende Diskrepanzen und kaum überwindbare Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Gesprächsbeteiligten auftreten. Eine fakultative Phase des Interviews bietet beiden Seiten die Gelegenheit, diese Konfliktpunkte dezidiert anzusprechen und konstruktiv zu diskutieren.

Phase 3: Erinnerungsunterstützende Materialien (objektgeleiteter Teil)

Am Ende des Gesprächs wird die Interviewpartnerin/der Interviewpartner gebeten, gemeinsam über vorbereitete persönliche Dokumente, Erinnerungsstücke, Briefe und Ähnliches zu sprechen und sie dem Projekt zur weiteren Archivierung und Nutzung zur Verfügung zu stellen. Da diese Gegenstände oft erneut den Erzählfluss in Gang setzen, indem sie die Person in eine geänderte Gemütsverfassung versetzen, sie an bestimmte Situationen oder noch nicht erzählte Begebenheiten und Begegnungen erinnern, ist es unbedingt notwendig, das Aufnahmegerät für die gesamte Dauer der Phase 3 laufen zu lassen. (Hofinger/Jagschitz/Plasil/Rust 2013).

Die Länge der Interviews ist variabel und es gibt keine Vorgaben an die Interviewer/innen. Durchschnittlich dauern die Interviews zwischen zwei und vier Stunden – es finden sich auch Gespräche mit einer Länge von bis zu 12 Stunden, diese stellen allerdings die Ausnahme dar.

Die Auswahl der Interviewpartner/innen erfolgt nach einem Raster, der dem Grundprinzip folgt, dass mit dem Gesamtbestand an Interviews möglichst viele soziale Phänomene der österreichischen Gesellschaft abgebildet werden sollen. Um das zu erreichen, geht man von drei Schwerpunkten aus: (1) Berufsbezogenen Perspektive. Neben dem Versuch, möglichst viele unterschiedliche Berufsgruppen zu erfassen, wird ein Schwerpunkt auch auf spezielle Nischen gelegt bzw. auf aussterbende Berufe und Handwerke; (2) zeitbedingte gesellschaftliche Phänomene, wie etwa Migrationsbewegungen oder spezielle Ausprägungen von Jugendkult; (3) Orte und Schauplätze mit starkem historischen, demografischen oder kulturellen Wandel (z. B. Orte am ehemaligen „Eisernen Vorhang“).

Das Projekt ist bewusst nicht auf historische Ereignisse fokussiert, sondern geht von einer Gegenwartsperspektive aus. Die Interviewpartner/innen sind nicht nur ältere Menschen, sondern auch Jugendliche, etwa als Vertreter/innen bestimmter sozialer Szenen und Milieus.

Alle Interviewer/innen dieses Projektes durchlaufen eine mehrtägige Schulung, in der allgemein Zielsetzung und Methodik des Projekts ebenso vermittelt werden wie ganz konkret Interviewaufbau und -durchführung. Interviews werden nur von geschulten Personen durchgeführt, was einen Qualitätsanspruch und eine Vergleichbarkeit der Interviews – zumindest in Ansätzen – garantieren soll.

Alle Interviewten erhalten eine Kopie ihres Interviews. Dies dient nicht nur als persönliche Erinnerung an das Gespräch, sondern auch als Möglichkeit zur Überprüfung des Gesprächs bezüglich eventuell gewünschter rechtlicher Einschränkungen bei der Nutzung im Archiv. Es werden grundsätzlich alle Interviews in der originalen nicht geschnittenen Form archiviert. Die Interviewpartner/innen haben das Recht, darüber zu entscheiden, in welcher Form das Interview für die Forschung bzw. eine öffentliche Nutzung (etwa für journalistische Zwecke) zur Verfügung steht. Die Bandbreite reicht hier von einer Sperre für einen gewissen Zeitraum, über Nutzung nur vor Ort im Archiv bis zu Ausschnitten im Internet bzw. das gesamte Gespräch im Internet. Die Möglichkeiten der Zugänglichkeit sind keine Kriterien bei der Auswahl der Gesprächspartner/innen. Die Perspektive des Archivs ist eine Langzeitperspektive. Eine erst in einigen Jahrzehnten mögliche Nutzung ist deshalb gleichwertig mit einem Dokument, das sofort für die Forschung zur Verfügung steht.

Bis Ende 2017 wurden rund 1.500 Interviews geführt und archiviert. Bei einem Großteil handelt es sich um Audiointerviews, die als wav-Datei (96 kHz und 24bit) langzeitarchiviert werden, Videointerviews, die als ffv1-Datei langzeitarchiviert werden, sind aus projektökonomischen Gründen die Ausnahme.

Die formalen Metadaten und eine umfangreiche Stichwortsammlung zu den Interviews sind im Katalog der Österreichischen Mediathek erfasst und online zugänglich (mit Ausnahme der gesperrten Interviews). Jene Interviews, für die eine Zustimmung zur Online-Nutzung vorliegt, sind über die Plattform „Österreich am Wort“⁴ zugänglich. Bei diesen stehen neben dem Interview auch weitere ergänzende Dokumente wie ein ausführlicher Gesprächsverlauf zur Verfügung.

Ein vollständiges Interviewtranskript ist in diesem Projekt aus zeitökonomischen Gründen nicht möglich. Der Fokus liegt mehr auf der Erstellung eines möglichst großen Quellenbestandes an Interviews als auf der Feinerschließung einzelner Interviews sowie deren umfangreichen inhaltlichen Aufarbeitung. In diesem Projekt wäre eine automatisierte Spracherkennung und die daraus resultierende Erstellung eines Transkripts eine ideale Ergänzung und Unterstützung bei der inhaltlichen Erschließung. Die Österreichische Mediathek hat vor einigen Jahren in einem Projekt diesbezüglich Erfahrungen gesammelt. Diese Erfahrungen und jüngste Tests haben gezeigt, dass die Technologie für diesen Zweck (noch) nicht eingesetzt werden kann. Besonders die österreichische Dialektfärbung scheint noch Probleme bei der automatisierten Spracherkennung zu machen. Grundsätzlich sei aber angemerkt, dass der Einsatz automatisierter Spracherkennung ein wünschenswertes Werkzeug wäre, um diese Bestände besser zugänglich zu machen bzw. einen rascheren und zielgerichteten Zugriff auf gesuchte Aussagen zu ermöglichen.

3. „Nationalfonds/Zukunftsfonds“

Anders als das Projekt „MenschenLeben“, widmet sich das Projekt „Nationalfonds/Zukunftsfonds“ nicht dem Erstellen einer Quelle und deren Archivierung, sondern dem Sammeln von Quellen.

In Österreich bestehen zwei von der öffentlichen Hand finanzierte Fonds, die sich, neben anderen Aufgaben, mit der Förderung von (wissenschaftlichen) Projekten zur Erforschung des Nationalsozialismus und seiner Opfer befassen. Zu einen der *Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus*. Dieser „wurde 1995 gegründet, um die besondere Verantwortung der Republik Österreich gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus zum Ausdruck zu bringen. Der Nationalfonds kann auch Projekte unterstützen, die Opfern des Nationalsozialismus zugutekommen, der wissenschaftlichen Erforschung des Nationalsozialismus und des Schicksals seiner Opfer dienen, an das nationalsozialistische Unrecht erinnern oder das Andenken an die Opfer wahren.“⁵ Zum zweiten der *Zukunftsfonds der Republik Österreich*, der seine Aufgaben folgendermaßen beschreibt: „Förderung von Projekten und Initiativen, die den Interessen und dem Gedenken der Opfer des nationalsozialistischen Regimes, der Erinnerung an die Bedrohung durch totalitäre Systeme und Gewaltherrschaft sowie der

4 <https://www.oesterreich-am-wort.at/sammlungen/sammlung/col/25/cd/show/sc/Collection/gc/207/>.

5 <https://www.nationalfonds.org/startseite.html>.

internationalen Zusammenarbeit dienen und zu einer Förderung der Achtung der Menschenrechte und der gegenseitigen Toleranz sowie der Stärkung des europäischen Bewusstseins beitragen.“⁶

Ein wesentlicher Teil der wissenschaftlichen und pädagogischen Projekte, die von beiden Fonds gefördert werden, ist dem Gespräch mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gewidmet, die in der NS-Zeit verfolgt wurden. Viele dieser Interviews wurden mittels Audio- oder Videoaufnahmen dokumentiert, auch wenn die Herstellung von Audio- bzw. Videoquellen nicht primäres Projektziel war. Die Dokumentationen wurden wissenschaftlich ausgewertet und/oder transkribiert, aber nicht fachgerecht archiviert.

Nur in wenigen Projekten war die langfristige Archivierung sowie die Möglichkeit, dass künftige Forschungsvorhaben auf diese Quellen zurückgreifen und sie in ihre Arbeit integrieren können, bereits Teil der Projektkonzeption. Der Großteil der Interviewaufnahmen befindet sich derzeit noch bei den Projektdurchführenden. Das Wissen um die Notwendigkeit einer fachgerechten Archivierung – das bedeutet in den meisten Fällen Digitalisierung – oder auch die Bereitschaft, andere Forscher/innen mit dem eigenen Quellenmaterial weitere Forschungsvorhaben umsetzen zu lassen, ist je nach Projekt unterschiedlich.

Zur Behebung dieses Missstandes wurde das Projekt „Sammlung Nationalfonds/Zukunftsfonds. Interviews mit Verfolgten des NS-Regimes“ eingerichtet. Projektziel war die Übernahme von audiovisuellen Quellen, die im Rahmen von geförderten Projekten dieser beiden Fonds entstanden sind, deren fachgerechte Archivierung, Digitalisierung, formale und inhaltliche Aufarbeitung und Erschließung (Aufnahme in die Katalogdatenbank der Österreichischen Mediathek), und – je nach rechtlichen bzw. ethischen Möglichkeiten – deren Veröffentlichung im Internet.

In der Österreichischen Mediathek wurde dieses Projekt, bedingt durch die Förderstruktur, in mehreren Tranchen durchgeführt. Der durch den Nationalfonds der Republik Österreich geförderte Projektteil konnte 2017 abgeschlossen werden. Hier liegen somit auch schon die Projektergebnisse vor.

Insgesamt wurden 153 Projektleiter/innen von Projekten, in denen Audio- und Videomaterial entstanden ist, angeschrieben und ihnen die Option der Übergabe und kostenlosen Langzeitarchivierung ihrer Materialien angeboten. Bis Ende des ersten Projektteils wurde das Rohmaterial aus 35 Projekten übergeben. Bei 18 dieser 35 Projekte wurden auch die Rechte, die Aufnahmen im Internet zugänglich zu machen, eingeräumt. 32 Projektleiter/innen konnten das Material aus rechtlichen Gründen nicht an die Österreichische Mediathek übergeben, und neun lehnten das Angebot der Langzeitarchivierung in der Österreichischen Mediathek ab. Zehn Projektleiter/innen signalisierten Interesse an dieser Möglichkeit, fanden jedoch innerhalb des Zeitrahmens keine Möglichkeit der Übergabe, und 67 Projektleiter/innen antworteten nicht auf die (mehrmaligen) Anschreiben.

Zusammenfassend bedeutet dies, dass bei 23 Prozent der möglichen Projekte auch tatsächlich eine Materialübergabe stattgefunden hat und für 12 Prozent der möglichen Projekte ein Internetzugriff auf das Material eingeräumt wurde. Diese Zahlen zeigen, dass Interesse an einer fachgerechten Archivierung von Forschungsinhalten sowie deren Bereitstellung für weitere Forschungsprojekte vorhanden ist, gleichzeitig aber von

6 <http://www.zukunftsfonds-austria.at/index.php?i=59>.

Projektleiter/innen der Zugang zu ihrem eigenen Material im Archiv und vor allem online stark eingeschränkt wird – ein gewisser Widerspruch! Einerseits wird gerade von Forschenden der Wunsch an Gedächtnisinstitutionen herangetragen, möglichst viel Quellenmaterial ohne Einschränkungen (online) zugänglich zu machen, andererseits besteht die Tendenz, den Umgang anderer mit dem eigenen Material zu restringieren.

Trotz Einschränkungen ist durch dieses Projekt eine wesentliche Anzahl an Quellen – vor allem Oral History-Interviews – in das Archiv der Österreichischen Mediathek eingegangen: mehr als 2.200 Träger mit über 3.300 Stunden Material, davon annähernd 1.900 Stunden Audiomaterial und annähernd 1.400 Stunden Videomaterial. Dieses Material, das ohne gezielte Sammlungsaktivitäten keiner fachgerechten Archivierung zugeführt worden wäre, wurde für die Langzeitarchivierung übernommen, digitalisiert, inhaltlich erschlossen und eine Auswahl steht online zur Verfügung.⁷

4. Fazit

Die drei vorgestellten Projekte stehen einerseits gemeinsam für die Quellengattung lebensgeschichtlicher bzw. autobiographischer Aufzeichnungen, unterscheiden sich aber in der methodischen Herangehensweise des Archivs im Umgang mit diesen Quellen.

1. Die Herstellung von Quellen, mit dem Ziel, diese für künftige Forschungsvorhaben zur Verfügung zu stellen: Projekt „MenschenLeben“.
2. Das Sammeln von Quellen, die im Kontext wissenschaftlicher Forschung entstanden sind und die teilweise (meist in schriftlicher Form) schon veröffentlicht wurden: Projekt „Nationalfonds/Zukunftsfonds“.
3. Das Sammeln von Quellen, die im privaten Kontext entstanden sind und die nicht für eine Veröffentlichung produziert wurden: Projekt „Wiener Video Rekorder“

Aus der Perspektive des Archivs sind zum Abschluss vor allem die Gemeinsamkeiten hervorzuheben, die diese Projekte verbindet und in den Gesamtkomplex Archiv integriert:

Das Schließen von Sammlungslücken:

Wenn das Sammeln ein aktiver Vorgang im Archiv ist – und nicht weitgehend passiv wie in vielen klassischen Papierarchiven –, werden Sammlungsstrategien entwickelt bzw. Sammlungsdesiderate festgestellt. Um diese Lücken zu schließen, gibt es unterschiedliche Strategien. Konkret in den oben vorgestellten Projekten eine gezielte Sammlung sowie das aktive Herstellen von Quellen durch ein Archiv.

Digitalisierung und digitale Langzeitarchivierung:

Im Bereich audiovisueller Archive ist Digitalisierung mittlerweile zu einem Standard in Bezug auf dauerhafte Erhaltung der Inhalte geworden und steht außer Frage. Offen ist in der derzeitigen Situation die Perspektive einer digitalen Langzeitarchivierung und dies aus mehreren Gründen. Je mehr Bestände digital vorliegen, desto größer werden die digitalen Langzeitspeicher und damit auch die laufenden Kosten für deren Erhal-

7 <https://www.oesterreich-am-wort.at/sammlungen/sammlung/col/49/cd/show/sc/Collection/gc/260/>.

tung. Da viele Forschungsvorhaben – auch an Gedächtnisinstitutionen – projektfinanziert sind, ist in vielen Fällen nicht klar, wer die Kosten für die Langzeitarchivierung tragen soll und tragen kann. Dazu kommt, dass, langfristige gesehen, (Format-)Migrationen nötig sein werden und es hier aktuell noch keine bzw. kaum praktische Erfahrungen im Bereich der Gedächtnisinstitutionen gibt.

Zugang für die Forschung:

Mit der Etablierung der Digital Humanities findet auch ein Umbruch in der Forschungslandschaft statt. Audiovisuelle Quellen werden aktuell noch wenig berücksichtigt, was in erster Linie an den rechtlichen Einschränkungen liegt, die mit diesem Material verbunden sind, aber auch daran, dass die Auswertung in diesem Bereich zusätzlicher Arbeitsschritte bedarf, die mit all der methodischen Problematik auch einen Wechsel des Quellentypus bedeuten. Audiomining bedeutet aktuell zumeist noch weg von der audiovisuellen Quelle hin zur schriftlichen Quelle.

Den Zugang betreffend, zeigt sich auch die Tendenz, dass jene Quellen, die online verfügbar sind, wesentlich intensiver von Forschenden wahrgenommen werden als jene, die sich (zu einem guten Teil mittlerweile auch schon digital) im Archiv befinden. Dass Online- und Offline-Quellenbestände nicht deckungsgleich sind und die Konzentration auf Online-Quellen zu verzerrten Ergebnissen führt, haben in unterschiedlicher Weise die drei vorgestellten Projekte gezeigt. Vor allem bei einer aktiven Sammlungsstrategie sollte diese bei verallgemeinernden Aussagen auf Basis eines Quellenbestandes mit einbezogen werden.

LITERATUR

- Hofinger, Johannes, Gerhard Jagschitz, Tina Plasil und Angelika Rust (2013): Interviewleitfaden für das Projekt „Menschenleben“, unveröffentlichtes Manuskript, Wien.
- Ritchie, Donald A.: *Doing Oral History. A Practical Guide*, 2. Auflage, Oxford University Press: Oxford/New York 2003.
- Rosenthal, Gabriele: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung*, Campus: Frankfurt am Main/New York 1995.
- Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview, in: *Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik*, 13 (1983), 283-293.

Zusammenfassung

Der Beitrag widmet sich am Beispiel der Österreichischen Mediathek Medienarchiven als Gedächtnisorte und greift drei unterschiedliche Projekte auf, die sich alle dem Sammeln sowie dem Herstellen von privaten Quellen widmen. Das Sammlungsprojekt „Wiener Videorekorder“ hatte das Sammeln von Privatvideos zum Ziel, um hier eine Lücke im Archivbestand zu schließen. Das Projekt „MenschenLeben“ widmet sich der Produktion von Oral History-Interviews, um diese für künftige wissenschaftliche Forschung zur Verfügung zu stellen; und das Projekt „Nationalfonds/Zukunftsfonds“ widmet sich dem Sammeln und der Erhaltung von Interviews, die im Rahmen wissenschaftlicher Projekte entstanden sind. Der Beitrag beleuchtet die unterschiedlichen Ansätze dieser drei Projekte sowie die Rolle und die Strategien von Medienarchive in der Erhaltung und Zugänglichkeit dieser Quellen.

Biographische Dokumentationen im Film

Über die Abbildung von Menschen

Loretta Walz

Als Filmemacherin im Themenbereich Geschichte und Biographie arbeite ich mit biographischem Interviewmaterial, meist mit selbstgeführten lebensgeschichtlichen Interviews, aber auch mit Sammlungen meiner jeweiligen Auftraggeber oder mit Interviewbeständen aus unterschiedlichsten Archiven. Für Dokumentarfilme, Ausstellungsfilm und für die Interviewbearbeitung für das Online-Videoarchiv *Die Frauen von Ravensbrück* spielt nicht nur die inhaltliche, sondern auch die filmische Auswertung der Interviews eine wichtige Rolle. Denn die Glaubwürdigkeit von sprechenden Personen im Film hängt ganz wesentlich auch von ihrer Abbildung ab. Die Qualität von Bild- und Tonaufzeichnung hat einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Überzeugungskraft einer Aussage. Interviews oder Sequenzen aus Interviews, die öffentlich genutzt werden, müssen daher auch auf ihre filmische Wirkung hin beurteilt werden. Nicht allein die technische Qualität ist dabei entscheidend, sondern viel mehr, wie eine Person abgebildet wurde und wie sie in der Präsentation auf andere wirkt.

In den meisten Sammlungen von biographischen Interviews gibt es unterschiedlichste Qualitäten, abhängig vom technischen Standard zum Zeitpunkt ihrer Entstehung, von den finanziellen Möglichkeiten, der verwendeten Aufnahmetechnik, den Fachkenntnissen des Aufnahmeteams sowie von der jeweiligen Strömung oder auch „Mode“ (wie z.B. der schwarze Hintergrund in ZDF-Dokumentationen), was die Abbildung von Zeitzeugen angeht. Und nicht immer wurden die Interviews von professionellen Kamera- und Tonleuten aufgezeichnet.

Fast alle großen Sammlungen von Videointerviews mit Zeugen der Geschichte haben Leitfäden entwickelt, wie ein Interview zu führen ist. Auf die Ausbildung der Interviewer wurde größten Wert gelegt, auch technische Standards wurden vereinbart und nur manchmal – eher selten – auch Vorgaben für die filmische Gestaltung festgelegt. Meist ging es aber bei diesen Vorgaben eher um die Einheitlichkeit oder Vergleichbarkeit des zu schaffenden Bestands und nicht um filmische Gestaltung. Die Frage, ob zum Beispiel alle Interviewpartner/innen vor dem gleichen neutralen Hintergrund gefilmt werden sollen oder in ihren Wohnungen im privaten Umfeld, spielte sicherlich eine größere Rolle als Überlegungen zu verwendeten Mikrofonen, Licht, Einstellungsgröße, Kameraposition, Perspektive und Brennweite.

Selbst für filmische Interviews erfolgt die Auswertung meist noch immer anhand von Transkriptionen, für deren Erstellung es feste Vorgaben gibt. Für das „Lesen“ der filmischen Qualität von Interviews gibt es jedoch kaum Regeln und noch weniger Handwerkszeug. Zwar gibt es die Methoden der Filmanalyse, doch diese geht davon

aus, dass ein fertiger, bearbeiteter Film vorliegt, in dem jede Szene, jedes Bild, jeder Schnitt, der Ton und das Licht genau so gewollt und montiert sind. Bei der Analyse von Rohmaterial und speziell von Sammlungen langer gefilmter Interviews lassen sich diese Methoden nur bedingt anwenden. Denn oftmals bestimmten äußere Kriterien die Qualität der Aufzeichnung: mangelnde finanzielle Mittel für professionelle Technik oder ausgebildete Kamera- und Tonleute, fehlende Räumlichkeiten mit ausreichend Platz und Ruhe, schwierige Lichtverhältnisse und fehlende technische Ausstattung, um annähernd gute Bedingungen für die Aufzeichnung von Bild und Ton zu schaffen.

Während man bei einem Film davon ausgeht, dass alles, was im Bild zu sehen und im Ton zu hören ist, auch so gewollt war, ist die filmische Auswertung von Aufnahmen, die mangels Ausstattung und in Unkenntnis filmischer Gestaltungsmittel entstanden sind, weitaus schwieriger.

Bildgestaltung

Bei einer Interviewaufnahme sollte vorher genau überlegt werden, wie die zu interviewende Person abgebildet wird, wo im Raum und worauf sie sitzen kann (ohne z.B. im Polster zu versinken), aus welcher Richtung das Licht einfällt und wie es sich gegebenenfalls im Lauf des Interviews verändern wird. Hebt sich die Person vom Hintergrund ab? Ist Ablenkendes im Bild?

In der filmischen Auswertung geht es darum, die Absicht der Macher/innen zu dekodieren. Wurden die Interviewpartner/innen in Szene gesetzt oder haben diese sich gar selbst inszeniert? Wenn hinter der Abbildung kein Konzept zu erkennen ist, wird die qualitative Beurteilung einer Aufnahme erschwert.

Die Filmbilder zu „lesen“ heißt auch, die Situation im Raum – am Set – anhand der Aufzeichnung zu entschlüsseln: Wie viele Personen sind anwesend und wo befinden sie sich im Raum? Ist der Interviewer, die Interviewerin mit der Kamera alleine? Gibt es ein Team? Wo steht die Kamera? Welche Brennweite, welcher Bildausschnitt, welche Perspektive wurde gewählt? Woher kommt das Licht? Wohin geht der Blick des Interviewten? Hat er oder sie ein zugewandtes Gegenüber? Gibt es Blickkontakt? Welche Absicht steht hinter der Auswahl des Drehorts? Vermittelt der Hintergrund einen Eindruck der Persönlichkeit, zeigt er den Arbeitsplatz, oder gibt er einen Einblick in die Lebensumstände des Interviewpartners? Ist alles im Bild bewusst gewählt, echt und authentisch? Ist es glaubwürdig, klischeehaft oder gar entwürdigend? Mit filmischen Mitteln lässt sich auch erreichen, dass ein Täter sympathisch und ein Opfer noch einmal zum Opfer wird.

Wenn das Bild dem Zuschauer Rätsel aufgibt, wird die Konzentration auf die sprechende Person abgelenkt. So fragt man sich im folgenden Bild, zu wem das nackte Knie am linken Bildrand gehört?¹ War es Absicht oder Unachtsamkeit, dass die Beine im Bild sind? Auch der übervolle Tisch lenkt die Aufmerksamkeit auf sich. Die Interviewte sitzt im Sofa tiefer als die Interviewerin. Im Gegenlicht sind die Gesichter dunkel.

¹ Leider sind die Abbildungen in der Printversion nur schwarz-weiß zu sehen, so dass Leserinnen und Leser nicht alle Kommentare am Bild überprüfen können.



Interview mit Gertrud Keen, 1989²

Auch im folgenden Bild sitzt der Interviewpartner im Sofa tiefer als die Interviewerin, die nur teilweise am Rand des Bildes zu sehen ist. Das Sofa steht direkt an der Wand, von der sich der Interviewpartner nur wenig abhebt. Das Licht von vorne wirft starke Schatten.



Interview mit Wolfgang Szepansky, 1989

² Wenn keine andere Quelle angegeben ist, handelt es sich um von mir geführte Interviews und eigenes Bildmaterial.

Eine Zeit lang wurden lebensgeschichtliche Interviews gerne einheitlich vor einem schwarzen oder grauen Hintergrund aufgenommen. Wohl um jegliche Ablenkung im Bild zu vermeiden, um die volle Konzentration auf die interviewte Person zu lenken. Im folgenden Bild ist der in diesem Fall faltig graue Hintergrund problematisch, weil unschön. Die Person hebt sich kaum vom Hintergrund ab, weil sie viel zu dicht vor der Wand sitzt. Licht kommt nur von vorne und lässt Stirn und Brille des Interviewpartners glänzen. Er sitzt gegenüber der Kamera leicht nach rechts versetzt.



Interview mit Walter Slawski, 2012

(Quelle: Sammlung der Gedenkstätte Mittelbau Dora)

Ein positives Beispiel ist das Bild von Anna Muller, die sich deutlich vom Hintergrund abhebt; die Schärfe liegt auf der Person. Sie wirkt plastisch durch das Licht, das von hinten auf die linke Schulter und den Hinterkopf fällt.



Interview mit Anna Muller, Oktober 2012 (Kamera: Ulrich Rydzewski)

Es ist wichtig, dass Interviewpartner die Darstellung von sich selbst mögen. Die erzählte Lebensgeschichte ist eine Art Vermächtnis über den Tod hinaus. Zumal wenn die Aufnahme ins digitale Archiv wandert und dort noch lange erhalten bleiben soll. Anna Muller, die in einem zum Altenheim umgebauten Schloss wohnt, war hoch erfreut, dass ihr Interview im Spiegelsaal des Schlosses aufgezeichnet wurde – eine Idee des Heimleiters.

Im folgenden Bild wird Josy Fellens in seinem Wohnzimmer interviewt. Das Bild vermittelt einen Eindruck seiner Lebenssituation. Josy Fellens sitzt rechts im Bild und spricht nach links. Die Kamera ist auf Augenhöhe ihm gegenüber. Die Interviewerin sitzt links neben der Kamera. Das Bild erscheint in sich harmonisch.



Interview mit Josy Fellens, Dezember 2009 (Kamera: Ulrich Rydzewski)

Bilder von Menschen

Mit den folgenden Interviewbildern aus unterschiedlichen Quellen lässt sich beispielhaft zeigen, wie Bilder „gelesen“ werden können und welche Kriterien für die Beurteilung eine Rolle spielen. Mit kritischen Anmerkungen zu einzelnen Bildern möchte ich keinesfalls die Arbeit von Kolleginnen und Kollegen herabsetzen. Ich möchte vielmehr dafür sensibilisieren, dass die Bildgestaltung einen erheblichen Einfluss auf die Wahrnehmung von Personen und auch für die Beurteilung des Gesagten haben kann. Zur Veranschaulichung habe ich aus manchen Interviews extreme Einzelbilder ausgewählt.

Zunächst möchte ich drei Personen vorstellen, die ich für das Forschungsprojekt PARTIZIP 2 der Universität Luxemburg zwischen 2012 und 2014 interviewt habe. Insgesamt wurden für das Projekt mehr als einhundert Interviews mit Zeuginnen und Zeugen des Zweiten Weltkriegs in Luxemburg und der Großregion geführt. Das Drehteam bestand immer aus einem Kameramann, einem Tontechniker und mir als Interviewerin. Manchmal war noch eine weitere Person für die Übersetzung dabei.

Georges Vuillermoz, Jos Benoît und Alfons Niederweis wurden während der deutschen Besatzung Luxemburgs zwangsweise in die deutsche Wehrmacht rekrutiert. Nach dem Krieg gehörten sie zum Bund der luxemburgischen Zwangsrekrutierten „Fédération des Enrôle de force“. Der Verband hat einen Internetauftritt, in dem über YouTube lebensgeschichtliche Oral History-Interviews bereitgestellt werden.



Interview mit Georges Vuillermoz, Februar 2012 (Kamera: Ulrich Rydzewski)

Georges Vuillermoz, geboren 1925, ist ein luxemburgischer Geistlicher, der in Rom studierte, in Kirchenrecht promoviert wurde und zuletzt Seelsorger des Großherzogs und Ehrenkaplan am Hof der luxemburgischen Großherzogin war. Ich habe Georges Vuillermoz als äußerst klug und weise kennengelernt. Er beobachtete aufmerksam, scherzte viel und äußerte sich zu manchen Themen seiner Lebensgeschichte selbstkritisch und ironisch. Für die Erzählung seiner Lebensgeschichte wählten wir sein privates Arbeitszimmer; er sollte in seiner ganzen Würde abgebildet werden. Er sitzt links im Bild und schaut nach rechts. Ich sitze rechts neben der Kamera, die ihm direkt gegenüber auf Augenhöhe steht.

Das folgende Bild zeigt Georges Vuillermoz im Interview der „Fédération des Enrôlés de force“, wie es auf YouTube zu sehen ist. Ein solches Bild entsteht, wenn Kamera und Interviewer sich nicht gegenüber „sitzen“. Der Interviewte wendet den Körper leicht nach rechts, spricht aber nach links oben in Richtung der Kamera zu einer stehenden Person. Das Kameraobjektiv befindet sich auf Höhe der Schultern des Interviewten. Die Untersicht oder Froschperspektive verstärkt den Blick auf die Küchenoberflächen und die darunter angebrachte Lampe, während das von vorne beleuchtete Gesicht unnatürlich hell und rosa strahlt.



Interview mit Georges Vuillermoz, Oktober 2012

(Quelle: www.Ons-Jongen-a-Meedercher.lu)

Die nächsten beiden Bilder zeigen Jos Benoît, Jahrgang 1923. In meinem Interview sieht man ihn in „seinem“ Museum für die Zwangsrekrutierten in Düdelingen. Noch mit 90 Jahren leitete er das Museum. Nach dem Krieg arbeitete er in der luxemburgischen Gendarmerie und stieg bis zu seiner Pensionierung zum Chef des Zolls von Düdelingen auf. Ich erlebte ihn als eigenwillig, scharfsinnig und unermüdlich in Bewegung. Seine Lebensgeschichte sollte er im Ambiente seines Lebenswerks erzählen.



Interview mit Jos Benoît, März 2012 (Kamera: Ulrich Rydzewski)

Die Kamera steht ihm gegenüber auf Augenhöhe, die Interviewerin sitzt rechts neben der Kamera. Das Interview auf YouTube zeigt ihn deutlich unvorteilhafter. Kaum zu glauben, dass es sich um dieselbe Person handelt.



Interview mit Jos Benoît, 2012 (Quelle: www.Ons-Jongen-a-Meedercher.lu)

Hier sehe ich einen alten Mann, abgebildet in einer – aus meiner Sicht – lieblosen Filmaufnahme, die nichts von dem agilen Mann zeigt, den ich kennengelernt habe. Er sitzt links im Bild und spricht nach links, dem Eindruck nach aus dem Bild heraus. Durch die Untersicht wirken die Bücher und Ordner im Regal mächtiger als die Person.

Auch im folgenden Beispiel sorgen die Bilder für eine sehr unterschiedliche Wahrnehmung der Person.



*Interview mit Alphonse Niederweis, Juni 2012
(Quelle: www.Ons-Jongen-a-Meedercher.lu)*

Alphonse Niederweis, Jahrgang 1922, ist blind und wird nie sehen können, wie er im Interview auf YouTube hier in seiner Wohnung abgebildet wurde. Den Drehort für unser Interview im Juni 2012 haben seine Kinder und Enkel mit viel Umsicht vorbereitet. Der 90-jährige Alphonse Niederweis sitzt in seinem Garten, in dem auch die Blumen gepflückt wurden. Und durch das zarte Licht von rechts bekommt das Bild eine ganz besondere Aura.



Interview mit Alphonse Niederweis, Juni 2012 (Kamera: Ulrich Rydzewski)

Auch Alphonse Niederweis war Zwangsrekrutierter und musste für die deutsche Wehrmacht an der Ostfront kämpfen. Ein stolzer Mann, der u.a. Kriegsgeheimnisse der Deutschen an die Engländer verraten hat und zur Roten Armee übergelaufen ist. Würde und Stolz sollten sich im Bild spiegeln.

Auf der Internetseite der „Fédération des Enrôlés de force“ finden sich zahllose weitere Interviews mit Zeitzeugen des Zweiten Weltkriegs, die allein schon durch die schräge Kamera mit Untersicht kein würdiges Bild der interviewten Person zeigen.

Das Lesen der Bilder

Alle bisher gezeigten Filmbilder sind mit Sicherheit nach 2000, eher sogar noch nach 2006 aufgezeichnet worden. Dafür spricht das Bildformat. Bis Mitte der 1990er Jahre wurden Videobilder fast ausschließlich im Format 4:3 aufgenommen. Das Format 16:9 wurde zunächst nur für große internationale Fernsehproduktionen genutzt. Erst mit der Fußballweltmeisterschaft 2006 begann im deutschen Fernsehen die Umstellung auf das Breitbildformat 16:9, das seit 2007 Standard im deutschsprachigen Raum ist.



Bildformat 4:3

Interview mit Hanna Burdowna, 2001 (Kamera: Thomas Walther)



Bildformat 16:9

Interview mit Gaston Schmit, 2012 (Kamera: Ulrich Rydzewski)

Eine große Bedeutung haben im Film – und für die Wahrnehmung einer gefilmten Person – Farbe und Licht. Licht erzeugt die Grundstimmung des Bildes und beeinflusst maßgeblich die subjektive Wahrnehmung einer Person. Eine wärmere Lichtstimmung erzeugt eher Nähe, ein kühles Ambiente schafft Distanz. Die Wirkung einer Person kann durch das verwendete Licht mehr oder weniger ausdrucksvoll gestaltet und beeinflusst werden. Die Nutzung von natürlichen Lichtquellen im Raum ohne zusätzliche Beleuchtung schafft nicht automatisch Authentizität. Vielmehr können die Nichtbeachtung der Farbtemperatur von unterschiedlichen Lichtquellen – wie z. B. Tageslicht oder Kunstlicht – und unkorrekte Einstellungen an der Kamera zu ungewollten und unangenehmen Farbstichen führen. Auch die Richtung des Lichteinfalls spielt für die Wahrnehmung eine Rolle. Beim Betrachten sucht das Auge im Bild

automatisch die Quelle des Lichts, und wenn diese „unlogisch“ ist, weil beispielsweise links im Bild ein Fenster zu sehen ist, das Licht aber von rechts kommt, entsteht eine Irritation, die ablenkt. Wenn sich, wie beim Bild von Gaston Schmit, hinter dem Interviewten ein Fenster befindet, wäre es irritierend, wenn mehr Licht von vorne käme und die Lichtstreifen auf Schulter und Kopf fehlen würden.



Interview mit Anna Kren, 2001 (Kamera: Thomas Walther)

In diesem Bild von Anna Kren wurde das Licht genutzt, um einen Akzent zu setzen und den Bildhintergrund – eine weiße Wand – zu gestalten. Der Lichteinfall von rechts hinten lässt die Person im eigentlich tristen Raum plastisch erscheinen.

Fotografen, Kameralleute und Filmemacher möchten Menschen möglichst so präsentieren, wie sie sie wahrnehmen – vielleicht auch wie sie sie wahrnehmen wollen. Sie möchten das Besondere der Person im Bild hervorheben und die Persönlichkeit in den Mittelpunkt rücken. Bei Anise Postel-Vinay entsteht durch die Bildgestaltung eine Harmonie von Person und Raum.



Interview mit Anise Postel-Vinay, 1993 (Kamera: Rolf Schnieders)

Die Abbildung von Menschen soll sie uns nahebringen, soll neugierig machen und dazu anregen, der Person zuzuhören und mehr über sie erfahren zu wollen. Hier ist es nicht nur die Nahaufnahme, sondern ganz wesentlich das Augenlicht, das die Person präsentiert. Der Lichtpunkt in den Augen schafft Nähe und Brillanz. Ohne Lichtpunkt wirkt die Person leblos.



Interview mit Elena Tarasowa, 2001 (Kamera: Thomas Walther)

Eine Person „in Szene“ zu setzen, das Bild zu inszenieren, wird oft als nicht authentisch angesehen. Aber gerade vom folgenden Bild von Zofia Zielinska geht eine starke Wirkung aus, weil Hintergrund, Licht, Farben und Person eine harmonische Einheit zu bilden scheinen.



Interview mit Zofia Zielinska, 2001 (Kamera: Thomas Walther)

Bei Brillenträgern ist es besonders schwer, Spiegelungen zu vermeiden und das Augenlicht zu erhalten. Ohne Augenlicht kommt die Person aber weniger nah.



Interview mit Inger Gulbrandsen, 2001 (Kamera Lars Maibaum)

Die Beispiele zeigen: Licht, Augenlicht und Farbgestaltung können Personen zu einem starken Ausdruck verhelfen.

Authentisch oder nachlässig?

Die Abbildung von Menschen ist oft ein Spagat zwischen Glaubwürdigkeit und Klischee. Gerade bei Interviews mit KZ-Überlebenden und Opfern von Gewalt wirkt die achtlose Abbildung doppelt schwer. Es ist ein Unterschied, ob erlittenes Leid in Würde oder Mitleid erregend vorgetragen wird. Wenn Erinnerungen an Demütigungen in der Öffentlichkeit gezeigt werden, muss der Darstellung besondere Sorgfalt gelten. Die eigene Lebensgeschichte vor einer Kamera für die Nachwelt zu erzählen ist für viele Interviewpartner/innen ein großes Ereignis im Leben. Und für besondere Ereignisse, zum Beispiel Hochzeit oder Taufe, ist es üblich, diese von professionellen Fotografen dokumentieren zu lassen. Bei der Auswertung von Interviews geht es nicht nur um die filmische Qualität, sondern auch um die subjektive Wirkung der Bilder.

In der digitalisierten Medienwelt verschwimmen die Maßstäbe. Auf YouTube konkurriert die aufwändig produzierte Aufnahme mit Amateuraufnahmen und Handy-Videos, aber auch mit experimentellen Formaten, mit Randerzählungen und Fake-News. Weil alles auf demselben Kanal gezeigt wird, sind die Unterscheide schwer zu erkennen. Es braucht Handwerkszeug, um lange biographische Interviews aus heterogenen Sammlungen in filmischer Hinsicht und quellenkritisch analysieren zu können. Neben neuen Formen der Veröffentlichung und Archivierung müssen Begriffe und Methoden entwickelt werden, um die Bildsprache und ihre Wirkung zu entschlüsseln. Kriterien für die Bewertung von Bild- und Tonqualität, für Interview- und Kameraführung müssten entwickelt werden. Auch sollte die Analyse eine Einschätzung dafür liefern, in welcher Weise und in welchem Kontext die Interviews genutzt werden können.

Am Schluss möchte ich nochmals um Verständnis für meine Auswahl von – in manchen Fällen extremen – Bildern bitten. Meine kritischen Anmerkungen sollen nicht verletzen, sondern dafür sensibilisieren, welche – vielleicht auch ungewollte – Wirkung die Abbildung von Menschen haben kann.

Nachbetrachtung

Menschen reagieren unterschiedlich, wenn es um ihre öffentliche Darstellung geht. Mit der Flut von Handybildern, Filmen und Fotos im Internet und vor allem in den sozialen Netzwerken entsteht vermehrt eine Sensibilisierung für die Abbildung der eigenen Person. Ob man sich auf dem Bild gefällt, vorteilhaft abgebildet ist, Grimassen schneidend oder Bier trinkend gezeigt wird, ob das Bild diskreditiert und es z.B. der Arbeitgeber besser nie zu sehen bekommen sollte, all das bestimmt das subjektive Qualitätsurteil.

Inwiefern spielt diese Beurteilung eine Rolle, wenn Zeitzeugeninterviews im Film, in Ausstellungen, in Archiven und in Online-Portalen gezeigt werden, so wie es inzwischen immer häufiger der Fall ist? Vielleicht würde die eine oder andere interviewte Person, wenn sie wüsste, wie sie öffentlich gezeigt wird, damit nicht unbedingt einverstanden sein? Denn meist erfolgt die Auswahl einer Filmsequenz anhand des Gesagten und ungeachtet dessen, wie die Person abgebildet ist und wie das Bild auf andere wirken könnte.

Zusammenfassung

Für die Auswertung von Zeitzeugeninterviews, die für einen Film, eine Ausstellung oder eine Präsentation genutzt werden sollen, braucht es neben der inhaltlichen auch die filmische Beurteilung. Denn jedes Interview, das mit einer Kamera aufgezeichnet wurde, ist eine Inszenierung. Entweder haben die Macher (Kameramann/frau Interviewer/in) das Bild arrangiert, oder die Interviewten haben sich selbst „in Szene gesetzt“. Loretta Walz beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der Abbildung von Menschen im Interview und wie die gefilmten Bilder „gelesen“ werden können.

Die zweite Generation der Grünen

Ein Gruppenportrait

Christoph Becker-Schaum und Anastasia Surkov

Die Gründung der Grünen liegt vierzig Jahre zurück. Zwanzig Jahre sind vergangen, seit sie zusammen mit der SPD erstmals in die Bundesregierung eingetreten sind. Diese Jubiläen bieten gute Gelegenheit, über die Verortung der Grünen in der Zeitgeschichte nachzudenken. Unser Beitrag betrachtet die Zeitspanne von 1986 bis 1996, die der rot-grünen Koalition vorausgeht, und nimmt die acht jüngsten Abgeordneten der Bundestagsfraktion von 1994, die die ersten Vertreter einer neuen Grünen-Generation waren, mit den Methoden der Oral History in den Blick. Die so gewonnene Quellenbasis ermöglicht uns, die politischen Akteure mit ihren Motiven und Entscheidungen in den Mittelpunkt zu stellen und zugleich die inneren Mechanismen der grünen Partei lebendig werden zu lassen.

1. Einleitung

Wenn Parteien Gegenstand der Forschung werden, stehen Programme, Wahlerfolge und Mitgliedschaften im Mittelpunkt. Diese Fokussierung auf abstrakte politische Strukturen blendet die Rolle von Personen aus. Was für die Erforschung der Parteien der Weimarer Republik gang und gäbe ist, Parteien auf ein viel größeres Spektrum kultureller und gesellschaftlicher Fragen abzuklopfen, gilt für die Parteien nach 1945 bei weitem noch nicht (vgl. Bracher 1971; Lipset/Rokkan 1967; Mergel 2002; Frevert 2005). Die umfassende gesellschaftliche Bedeutung der Parteien erschließt sich nämlich erst, wenn man die Menschen, die dort agieren, in den Mittelpunkt stellt. Die abstrakt aussehenden politischen Strukturen und Positionen einer Partei leben durch die Personen, die sie gestalten. Sollte man aber über Prägungen, Motive und Handlungsspielräume der Parteimitglieder und Politiker mehr erfahren wollen, macht man in Archiven häufig die Erfahrung, dass die Persönlichkeiten hinter den politischen Statements verschwinden. HistorikerInnen interessieren sich aber für beides: „Was war der Fall? Und wie ist es dazu gekommen?“ (Koselleck 2000: 43).

In der Zeitgeschichtsforschung greifen HistorikerInnen in Situationen, in denen die Quellen zu den Personen schweigen, nicht selten zur Methode der Oral History. Die entsprechenden Probleme betreffen auch die Überlieferung zur Geschichte der Grünen. Sie haben schließlich dazu geführt, dass das Archiv Grünes Gedächtnis in den letzten zehn Jahren zahlreiche Interviews mit PolitikerInnen der Grünen geführt hat, wobei der inhaltliche Schwerpunkt auf der Gründungsphase der Partei lag (vgl. Heinrich-Böll-Stiftung 2018: 7-11). Es ließ sich generell die Erfahrung machen, dass man aus den Interviews viele interessante Informationen über die PolitikerInnen als Personen erhält, die das Aktenstudium nicht bereithält (vgl. Becker-Schaum 2018 a: 27 ff.). Inzwischen

hat sich das öffentliche Interesse von den Anfängen der Grünen auf die Frage nach ihrer Regierungsfähigkeit und der Praxis der rot-grünen Koalitionsregierung von 1998 bis 2005 verschoben (vgl. Raschke 2001; Wolfrum 2013). Damit rückte erstmals die Bundestagsfraktion von 1994 bis 1998 in den Fokus des Interesses, die sich hinsichtlich ihrer personellen Zusammensetzung deutlich von den drei Vorgängerfraktionen unterschied, nicht zuletzt wegen der Wahlniederlage von 1990, in deren Folge die Westgrünen aus dem Bundestag ausschieden. Die Bundestagsgruppe Bündnis 90/Die Grünen setzte sich in der Wahlperiode von 1990 bis 1994 aus acht Abgeordneten aus der ehemaligen DDR zusammen. Diese neue Perspektive führte zu der allgemeineren Frage, ob und wie sich die personelle Erneuerung der Grünen in der Phase vor ihrem Eintritt in die Regierung vollzogen hat. Dafür wurde im Archiv Grünes Gedächtnis 2017 ein Oral History-Projekt zu der Bundestagsfraktion von 1994 bis 1998 entworfen, das die Autorin und der Autor dieses Aufsatzes durchgeführt haben. Es handelt sich hier also um unsere Erstauswertung dieses Interviewprojektes.

Für dieses Projekt haben wir eine Gruppe von Bundestagsabgeordneten ausgewählt, die zum Zeitpunkt der Bundestagswahl 1994 nicht älter als 35 Jahre alt waren. Sie stehen für einen Generationswandel innerhalb der Partei. Das Besondere an dieser Gruppe ist außer ihres jungen Alters auch die steile Karriere, die sie als grüne Politiker gemacht haben. Viele von ihnen haben schon sehr bald führende Rollen in der Fraktion und Bundesregierung eingenommen. Es handelt sich um acht bzw. neun Personen: Volker Beck (geb. 1960, von 2002 bis 2013 Erster Parlamentarischer Geschäftsführer), Matthias Berninger (geb. 1971, von 2001 bis 2005 Staatssekretär im Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz), Andrea Fischer (geb. 1960, von 1998 bis 2001 Gesundheitsministerin), Antje Hermenau (geb. 1964, von 2004 bis 2014 Fraktionsvorsitzende im Sächsischen Landtag), Steffi Lemke (geb. 1968, von 2002 bis 2013 Politische Geschäftsführerin), Kerstin Müller (geb. 1963, von 2002 bis 2005 Staatsministerin im Auswärtigen Amt), Simone Probst (geb. 1967, von 1998 bis 2005 Parlamentarische Staatssekretärin im Umweltministerium) und Ursula Schönberger (geb. 1962). Der neunte aus dieser Gruppe ist Cem Özdemir (geb. 1965), dessen voller Terminkalender als Spitzenkandidat bei der Bundestagswahl und Mitglied des Verhandlungsteams bei den anschließenden Sondierungsgesprächen einen Interviewtermin leider verhindert hat.

Unser Interesse galt also den „Neuen“ in der Bundestagsfraktion. Die 1994 gebildete Fraktion bestand aus insgesamt 49 Personen, von denen 15 zwischen 1983 und 1994 dem Bundestag bereits mindestens einmal angehört hatten. Die übrigen zwei Drittel, zu denen auch unsere InterviewpartnerInnen gehörten, hatten noch keine Erfahrung als Bundestagsabgeordnete gemacht. Unser Fokus auf Angehörige der jungen Generation der Abgeordneten folgt der Annahme, dass sie in die ideologischen Kämpfe der Vergangenheit nicht eingebunden waren und ihnen die Verankerung in den Bewegungen, die für eine „Parteikarriere“ bei den Grünen in den 1980er Jahren so wichtig war, fehlte, sie dafür aber bestimmte neue Eigenschaften besaßen, die ihnen für ihre politische Karriere in den 1990er Jahren von Vorteil waren. Diese Annahme unterscheidet also zwischen den 25 älteren Bundestagsabgeordneten, die 1994 ebenfalls erstmals ein Bundestagsmandat erhalten hatten und insofern auch neue Bundestagsabgeordnete waren, und den neun jüngsten Abgeordneten. Diese Unterscheidung ist durch eine Untersuchung über die sogenannte Anti-Parteien-Partei begründet, die zeigen konnte, dass

das Rotationsprinzip und anders begründete Wechsel zwar regelmäßig für neue Gesichter in den Parlamenten gesorgt hatten, dabei der Typus des grünen Bewegungspolitikers beiderlei Geschlechts in den 1980er Jahren jedoch meistens derselbe blieb (Becker-Schaum 2018 b: 247 ff.). Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass nicht auch ältere Abgeordnete einen neuen Politikstil in die Fraktion einbringen konnten – und umgekehrt.

In den 1980er Jahren war die Rolle in den neuen sozialen Bewegungen entscheidend, um als KandidatIn auf die Wahlliste zu kommen. Bis zur Bundestagswahl 1983 waren fast alle KandidatInnen Exponenten der Anti-Atombewegung. Bis zum Ende 1980er Jahre kamen VertreterInnen der Frauenbewegung, der Dritte-Welt-Bewegung und insbesondere der Friedensbewegung hinzu. Die Bewegungsdynamik führte somit zu einem regelmäßigen Wechsel und weitgehendem Austausch in der Zusammensetzung der Fraktion (Becker-Schaum 2018 b). Allerdings kam die Bewegungsdynamik schon vor dem Ende der alten Bundesrepublik zum Erliegen (Rucht 1997: 384-390), als mit der Unterzeichnung des Washingtoner Vertrages über die Abrüstung nuklearer Mittelstreckenraketen und der Einstellung der Baumaßnahmen für den Schnellen Brüter in Kalkar und die Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf die Proteste der Friedensbewegung und der Anti-Atom-Bewegung schnell zurückgingen.

Die ersten Jahre nach der Wiedervereinigung brachten für die Grünen eine Reihe gravierender Veränderungen. Im Dezember 1990 verloren die Westgrünen ihre Fraktion im Bundestag. Gleichzeitig schloss sich ihnen die Grüne Partei in der DDR an. Im Frühjahr 1991 verließ der radikalökologische Flügel die Partei, die sich 1993 mit dem Bündnis 90 vereinigte. Dieser Parteiwandel spiegelt sich in der neuen Bundestagsfraktion von 1994 und ihrer Zusammensetzung wider. Die Bundestagsabgeordneten sind die durch die Wahl auf den Parteitag legitimierten Repräsentanten ihrer Partei und können als Elite der Partei angesehen werden. Dementsprechend sind die Spitzenplätze auf der Landesliste heiß umkämpft.

Bis 1994 verstanden sich die Grünen per se als Vertretung der Jugend und hatten aus diesem Grund weder Konzepte noch Strategien, um die Jugend für sich zu gewinnen. In dem Maße, wie dieser Nimbus verloren ging, entwickelte sich eine Sensibilität für den Parteienachwuchs. Im Februar 1994, in zeitlicher Nähe zu den Listenaufstellungen zur Bundestagswahl, erfolgte auf dem Parteitag in Mannheim der Beschluss zur Gründung eines Grünen Jugendverbandes. Vorangegangen waren mehrere Versuche von Jugendlichen, sich als eine eigenständige Gruppe innerhalb der Grünen zu organisieren und als solche wahrgenommen zu werden, was in den Medien und Sozialwissenschaften häufig mit dem Begriff der Generation erfasst wird.

Seit Karl Mannheims Aufsatz *Das Problem der Generationen* (Mannheim 1970) boomt der Begriff und findet als soziologischer Grundbegriff immer mehr Verwendung, während die Konzepte Schicht und Klasse zur Erfassung des gesellschaftlichen Wandels und der Komplexität der Moderne in den Hintergrund treten. Die Generationenforschung verspricht die Bereitstellung eines Instrumentariums, das besser als die scheinbar statischen Begriffe Schicht und Klasse in der Lage ist, den Wandel der modernen Gesellschaft zu erfassen. Dabei werden Jugend und Generation zunehmend synonym behandelt (vgl. Bude 2005). Die Generationenforschung geht davon aus, dass Denken, Fühlen und Handeln eines Kollektivs durch gleiche altersspezifische Prägung und Erfahrung bestimmt wird. Diese Forschung ist darauf angelegt, die Frage zu beant-

worten, ob eine bestimmte altersspezifische Gruppe eine Generation darstellt (vgl. Jureit/Wildt 2005). Wir dagegen gehen von der Annahme aus, dass die Mitglieder unserer Erhebungsgruppe durch ihr junges Alter und die Neutralität gegenüber innerparteilichen Strukturen und Handlungsmustern eine neue Generation darstellen. Alle unsere InterviewpartnerInnen sind in den 1960er Jahren geboren (bis auf Matthias Berninger, der 1971 geboren ist) und würden nach gängigen Vorstellungen als Kinder der 68er oder Angehörige der Wendegeneration gelten. Solche Beschreibungen können aber dem offenen Charakter eines Oral-History-Projektes entgegenlaufen und das Analysefeld zu stark einengen. Anhand ihres Selbstverständnisses, ihrer Strategien und ihrer Handlungen auf dem Weg zum Bundestagsmandat wollen wir uns diesen jungen PolitikerInnen annähern.

Nicht unwichtig ist dabei zu beachten, dass sich unsere InterviewpartnerInnen nie als VertreterInnen einer Generation wahrgenommen haben. Lediglich Matthias Berninger wird bis heute beinahe einstimmig als Repräsentant einer „Jugendgeneration“ bezeichnet. Dieses Bild des damals jüngsten Abgeordneten wurde vor allem durch die Presse verbreitet und entfaltet seine Wirkung bis heute.

Unser Anliegen zielt also darauf, die von uns ausgewählte Gruppe der acht jüngsten Bundestagsabgeordneten von 1994 aus ihrer autobiographischen Erzählung zu verstehen und zu erfassen. Was macht diese acht jungen Abgeordneten als Gruppe aus? Was ist das verbindende Element, und was bringen sie mit ihrem Lebenslauf und Karriereverlauf „Neues“ in die Fraktion mit? Welcher neuere Persönlichkeitstypus eines Politikers oder einer Politikerin kristallisiert sich in den 1990er Jahren heraus? Welche Entscheidungen und Netzwerkverbindungen haben diese acht dazu geführt, sich bei den Grünen zu engagieren und sich letztendlich für den Bundestag aufstellen zu lassen? Dabei sollen die persönlichen Wege und Wahrnehmungen beleuchtet werden. Außerdem interessiert uns, welche Haltungen sie als PolitikerInnen eingenommen haben. Insgesamt sind es gerade Fragen nach dem Wie der politischen Praxis, auf die wir Antworten gesucht haben.

Ein Ereignis, welches in der Bundestagsfraktion und der Partei zwischen 1994 und 1998 besonders kontrovers diskutiert worden ist, war der Bosnienkrieg. Entlang des Bosnienkrieges wurde die grüne Debatte um Krieg und Frieden neu aufgerollt, die wir beispielhaft für ein Politikfeld aus der Sicht der acht jungen Abgeordneten nachvollziehen.

2. Quellen und Forschungsstand

Von Januar bis September 2017 haben wir acht Interviews durchgeführt. Vier Interviews fanden in den Wohnungen der Politiker in Dresden, Salzgitter, Tel Aviv und Dessau statt, drei in der Wohnung des Archivmitarbeiters in Berlin und eins in den Räumen der Heinrich-Böll-Stiftung. Wir haben uns für die Methode des lebensgeschichtlichen Interviews entschieden. Dabei steht die Person mit ihrem gesamten Lebenslauf im Mittelpunkt. Das Interview zielt darauf ab, die interviewte Person in den Modus des freien Erzählens zu versetzen (vgl. Wierling 2003; Maubach 2013). So sind acht erzählende Quellen entstanden, die künftigen ForscherInnen für weitere Untersuchungen im Archiv Grünes Gedächtnis zur Verfügung stehen. Die Quellen können somit auch für andere Fragestellungen genutzt werden. Mit den InterviewpartnerInnen

wurde vor dem Interview eine Vereinbarung getroffen, wonach die Audioaufzeichnung, das Transkript und der Vermerk zum Interview nach Abstand eines Jahres (also seit Ende 2018) für die Forschung offen sind und im Archiv Grünes Gedächtnis genutzt werden können.

Selbstverständlich sind lebensgeschichtliche Interviews eine nicht unproblematische und mit Spezifika behaftete Quelle. Es handelt sich immer um eine Selbstdarstellung, die eine nachträgliche Rekonstruktion einer Biographie beinhaltet. Trotz dieser Einschränkungen haben lebensgeschichtliche Interviews einen besonderen Quellenwert und können unter Berücksichtigung der üblichen quellenkritischen Methoden gelesen und gedeutet werden (vgl. Dejung 2008: 104-108; Wierling 2003: 94-105).

Die bekannteste wissenschaftliche Literatur zu den Grünen ist in den frühen 1990er Jahren entstanden, nachdem die westdeutschen Grünen im Bundestag nicht mehr vertreten waren. Das leitende Interesse dabei war, die Niederlage der Grünen zu erklären. In der Parteienforschung wurden vor allem drei Wege beschritten. Erstens wurden die innerparteilichen Strukturen als Fehlkonstruktion analysiert (vgl. Raschke 1993). Zweitens ist darauf hingewiesen worden, dass die Anti-Atomkraft-Bewegung wie die Friedensbewegung an Mobilisierungskraft für die Grünen verloren hatten und damit die Bewegungsbasis wegbrach (vgl. Stöss 1987). Drittens wurde festgestellt, dass der Wertewandel, der hinter dem Aufstieg der Grünen vermutet worden war, nicht länger von den Grünen als Alleinstellungsmerkmal reklamiert werden konnte, sondern einen breiteren Konsens in der Bevölkerung gefunden hatte (vgl. Müller-Rommel/Poguntke 1992; Poguntke 1993). In den Folgejahren beschäftigte sich die Parteienforschung überwiegend mit der Frage, welche Stellung Bündnis 90/Die Grünen im Parteiensystem der wiedervereinigten Bundesrepublik hatte (vgl. Niedermayer 2006: 126 ff.; Probst 2013).

Im Zuge der Historisierung der 1970er Jahre veröffentlichten Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael die folgenreiche Studie *Nach dem Boom* (Doering-Manteuffel/Raphael 2010), in deren Folge die Grünen in den Fokus der zeithistorischen Forschung rückten. So entstanden die Dissertationen von Silke Mende (2011) zu den Gründungsgrünen, von Saskia Richter (2010) zu Petra Kelly, von Birgit Metzger (2015) über das Waldsterben und von Stephen Milder (2017) über die Antiatombewegung in Wyhl. Ein anderer Forschungsstrang der zeithistorischen Forschung ist die Darstellung der Grünen im Kontext des Kalten Krieges (Miedema 2015; Wentker 2014; Giesecke/Bahr 2016). Mittlerweile haben namhafte Historiker die Grünen nicht nur im Kontext der Ökologiebewegung (Radkau 2011; Uekötter 2011), sondern auch als Gegenstand der allgemeinen Zeitgeschichte (Bösch 2019) in ihren Arbeiten behandelt.

Dieser Überblick über die politikwissenschaftliche und historische Forschung zeigt deutlich die weißen Flecken. Die historische Forschung zu den Grünen steht noch relativ am Anfang. Dabei ist die Geschichte der vereinigten Partei Bündnis 90/Die Grünen noch gar nicht behandelt worden. Dies ist umso bedauerlicher, als das Agieren der grünen PolitikerInnen von ihren Erfahrungen in der rot-grünen Regierungskoalition bis heute geprägt ist.

Nach einer turbulenten Gründungsphase wurden die Grünen in den 1990er Jahren eine etablierte Partei. Das in der ersten Hälfte der 1990er Jahre entwickelte Selbstverständnis als ökologische Reformpartei bestimmt ihr politisches Handeln bis heute. Damals wurden die Parteistrukturen reformiert, wurde beim Zusammenschluss mit dem

Bündnis 90 ein neues Grundsatzprogramm¹ verabschiedet und gelangten mit der Bundestagswahl von 1994 Personen an die Spitze der Partei, die den Kurs der Partei lange bestimmten. Wichtige Grundlagen für die heutige Ausrichtung der Partei wurden somit in den frühen 1990er Jahren gelegt. Diese Konstellation bestimmte unser Interesse an dieser Phase der Parteigeschichte.

Die Auswertung der acht Interviews folgt den Phasen, die unsere Interviewten auf dem Weg in die Bundestagsfraktion zurückgelegt haben. Wie genau der Weg von der Kandidatur bis zur Übernahme der politischen Ämter in der Fraktion verlief, wird im Folgenden nachgezeichnet. Wir rekonstruieren Schritt für Schritt aus den Erzählungen, wie sich unsere Protagonisten im Wahljahr 1993/94 verhalten haben, welche Netzwerke sie zur Verfügung hatten, welche Hürden sie überwinden mussten, welche Entscheidungen sie getroffen haben, um sich in der neuen Umgebung zu etablieren. Zuvor fragen wir, was junge Leute damals bewogen hat, sich bei den Grünen zu engagieren. Im ersten Abschnitt beschäftigen wir uns also mit den Motiven für den Parteieintritt, die aus der Rückschau zum ersten Schritt zu einer politischen Karriere wurden. Im letzten Abschnitt schildern wir an einem zentralen Thema der Zeit, dem Bosnienkrieg, wie sie sich als Politiker verhalten haben.

3. Warum Grüne?

So einfach kann eine erfolgreiche Politikerkarriere starten: Simone Probst, spätere Parlamentarische Staatssekretärin beim Umweltministerium, wurde auf einer Party im Sommer 1989 angesprochen, ob sie sich nicht vorstellen könnte, für die Grünen im Kreistag zu kandidieren. „Hilfe! Wir brauchen Frauen!“ (Probst: 10).² Ihr Interesse war geweckt, und sie ging zu der nächsten Sitzung des Kreisverbandes der Grünen in Paderborn, wo das Wahlprogramm für die Kommunalwahl besprochen wurde.

Und da war die Frage: Es ging um Fahrradfahren auf dem Bürgersteig. - Ich habe gefragt, ob das denn so wichtig sein kann als Wahlprogramm. Jedenfalls war ich mit zwei Wortmeldungen im Kreisverband schon hoch aktiv. Genau. Und dann bin ich auch drei Monate vor der Wahl bei den Grünen eingetreten [...] (Probst: 11).

Nach ihrem Eintritt fand drei Monate später die Kommunalwahl statt. Die Grünen schickten sechs Vertreter in den Paderborner Kreistag, und die 22-jährige Simone Probst als frischgebackene Grüne wurde Fraktionsvorsitzende.

Simone Probst und ihre jüngere Schwester wuchsen mit einer alleinerziehenden Mutter, die als Industriekauffrau arbeitete, in Gifhorn auf. Ganz zufällig war Simone Probsts Eintritt bei den Grünen nicht. Früh stand für sie fest, dass sie Physikerin werden wollte. Ihr Berufswunsch wurde durch die Katastrophe von Tschernobyl noch verstärkt,

1 Das Grundsatzprogramm von 1993 war bis 2002 gültig und kann nachgelesen werden unter: https://www.boell.de/sites/default/files/assets/boell.de/images/download_de/publikationen/1993_002_Politische_Grundsatzprogramme_Buendnis90DieGrünen.pdf.

2 Alle acht Interviews wurden transkribiert. Die Tondateien und Transkripte können im Archiv Grünes Gedächtnis eingesehen und genutzt werden. Die Seitenangabe bezieht sich auf das Transkript.

und sie entwickelte, nach ihren eigenen Worten, eine kritische Haltung zur Atomenergie. Hier liegt der Anfang ihrer Politisierung, die sie schließlich in den Bundestag geführt hat.

Welche Wege führten die anderen InterviewpartnerInnen zu einer Mitgliedschaft bei den Grünen? In eine Partei einzutreten ist eine politische Entscheidung, der eine erste Politisierung vorgelagert ist. Unsere InterviewpartnerInnen waren, soweit sie im Westen sozialisiert worden waren, vor allem aus Bewegungen zu den Grünen gekommen, daneben auch aus anderen politischen Organisationen, im Falle unseres Samples aus der trotzkistischen Gruppe Internationaler Marxisten (GIM), wohingegen die Befragten aus dem Osten im Kontext von Diktatur und Revolution in der DDR politisiert worden waren.

Der Einstieg in die Grünen über ein Engagement in den sozialen Bewegungen ist der Weg, der vor allem mit den Grünen als einer Bewegungspartei in Verbindung gebracht wird. Auch Volker Beck und Ursula Schönberger haben ihren Einstieg in die Politik so gefunden. Bereits mit 17 Jahren machte Ursula Schönberger, aus einem Handwerker-Elternhaus stammend, in München bei der Deutschen Friedensgesellschaft/Vereinigte Kriegsdienstgegner mit und nahm an zahlreichen Demonstrationen teil. Die Anti-Atom-Bewegung rückte zunehmend ins Zentrum ihrer politischen Aktivitäten und ist bis heute mit der Mitarbeit beim „Schacht Konrad“ der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit geblieben. Im November 1985 zog sie während ihres Politikstudiums nach Braunschweig und trat dort ein Jahr später den Grünen bei. Die kritische Haltung einer Bewegung gegenüber den Grünen als Partei hielt sie durchaus aufrecht. Aber, so Schönberger, da man keine anderen Ansprechpartner für die eigenen Belange sah, „ging man halt zu den Grünen“ (Schönberger: 11), wenn man etwas politisch bewirken wollte.

Na ja, ich wollte ja nicht ein Amt haben, sondern ich wollte ja Atomausstiegspolitik machen und fand, dass es wichtig ist, die Mittel des Bundestages zu nutzen, um für dieses Ziel weiterzukommen. Deswegen bin ich ja nicht zuerst kommunal, dann Land und dann Bund – abgesehen davon, dass es bei den Grünen eh nicht die Ochsentour wie bei der SPD gibt. Ich wollte nicht Politikerin werden, sondern Politik machen (Schönberger: 15).

Als Bewegungsvertreterin bei den Grünen wurden aber ihre Hoffnungen, „mittels Parteimöglichkeiten etwas für den Ausstieg aus der Atomenergie zu tun“ (Schönberger: 8), relativ schnell enttäuscht. Nach vier Jahren kandidierte sie nicht mehr, sondern wechselte als wissenschaftliche Mitarbeiterin in das Büro ihrer Parteifreundin, Annelie Buntentbach. Später trat Ursula Schönberger wegen des außenpolitischen Kurses der rot-grünen Bundesregierung aus der Partei aus.

Auch Volker Beck, der als „Vertriebenen- und Flüchtlingskind“ (Beck: 1) in Stuttgart geboren wurde, hat um 1980 herum eigene Erfahrungen in der Friedensbewegung gesammelt. Er war in der Selbstorganisation der Zivildienstleistenden (SOZ) aktiv und machte dabei ambivalente Erfahrungen. Positiv sind seine Erinnerungen an die kulturellen und politischen Aktivitäten der SOZ. In schlechter Erinnerung ist ihm die Kontrolle der „Druckerpressen“ durch die Parteipolitiker, insbesondere der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP), geblieben. Beck konnte als ältester unserer Interviewpartner über die unmittelbare Gründungsphase der Grünen berichten.

Das schaue ich mir mal näher an. Es muss um die Zeit gewesen sein, wo es schon die gemeinsame Liste gegeben hat, aber die gemeinsame Partei noch nicht. Die GAZ³ galt ja als größte Vorläuferorganisation – die schaust du dir mal an. Da waren lauter so Lebensschützer- und Tierschützerstände. Dann dachte ich: Okay, das ist nicht meins [...] (Beck: 8).

Beigetreten ist er erst 1985 mit seiner zunehmenden Verankerung in der Schwulenbewegung und der parallel gewachsenen Vorstellung, dass die Grünen damals für Minderheiten eintraten. 1987 wurde er Schwulenreferent der Bundestagsfraktion. Von diesem Zeitpunkt an bezeichnete er sich als Berufspolitiker. Als roter Faden zieht sich somit sein Engagement in der Schwulenbewegung durch. Nach dem gescheiterten Versuch, 1990 in den Bundestag einzuziehen, wurde Volker Beck 1991 Mitglied des Vorstandes des Schwulenverbands in Deutschland (SVD). Von 1994 bis 2017 war er ununterbrochen Bundestagsabgeordneter, so lange wie kein anderer der acht Interviewpartner.

Zu der grünen Geschichte der 1980er Jahre gehört die Tatsache, dass mehrere kommunistische Gruppierungen, Minderheitengruppen und die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) versuchten, die Grünen zu unterwandern bzw. Einfluss auf den Kurs der jungen Partei auszuüben (vgl. Raschke 1993: 295-304; Klecha 2015: 160-227; Klecha 2017; Gieseke/Bahr 2016). Das bekannteste Beispiel war in der Gründungsphase der Kommunistische Bund, dessen Mitglieder sowohl in den Bundesvorstand wie auch in die Bundestagsfraktion gelangten. Weniger bekannt ist die Rolle der Gruppe Internationale Marxisten (GIM), die deutsche Mitgliedsorganisation der Vierten trotzkistischen Internationalen (vgl. Brandt/Steinke 1984). Andrea Fischer und Kerstin Müller gehörten der GIM an. Beide traten 1986 etwa gleichzeitig in Köln und in Berlin den Grünen bei.

Andrea Fischer, in Dortmund geboren und als Einzelkind aufgewachsen, Vater Journalist, Mutter Hausfrau, begann 1978 eine Druckerlehre und war seitdem Mitglied der Gewerkschaft IG Druck und Papier und als Mädchenvertreterin in deren Bundesvorstand. In diesen Strukturen festigten sich ihre politischen Orientierungen, und gleichzeitig kristallisierte sich ihr Interesse an der Sozialpolitik heraus, welches sie sowohl im Studium als auch als Politikerin verfolgt hat. Geradlinig war ihr Weg zu den Grünen allerdings nicht. Sie beschreibt diesen Weg folgendermaßen:

Ich bin in viel schlechtere Gesellschaft gekommen. Ich hatte ja vorher noch ein Intermezzo gehabt, dass ich nämlich bei der Vierten Internationalen war, bei der GIM. Und im Nachhinein würde ich heute sagen: Es ist eher der satirische Teil von meinem Leben [...]. Das Gute daran war: Sie waren keine Stalinisten, sondern wirklich klare Antistalinisten. Das kann man sagen. Deswegen muss man sich nicht nur schämen dafür. Aber ansonsten war das, glaube ich, eine völlig weltfremde Truppe [...] (Fischer: 13).

Der Entscheidung, den Grünen beizutreten, lag ein kollektiver Beschluss der GIM zugrunde, der sich aus der strategischen und eingeübten Praxis der Unterwanderung ergab.

3 Die Grüne Aktion Zukunft (GAZ) wurde von Herbert Gruhl nach seinem Austritt aus der CDU im Juli 1978 gegründet.

Und dann hatten Trotzlisten ja eine langjährig geübte Praxis des sogenannten Entrismus. Das heißt, man geht dann zum Beispiel in eine sozialdemokratische Partei [...]. Und damals dachten wir halt, wir sollten das bei den Grünen tun (Fischer: 14).

Zwar ist Andrea Fischer den Grünen mit der Absicht beigetreten, die Partei zu verändern, übte aber zunächst keinen spürbaren Einfluss aus. Im Grunde verfolgte sie bis zur Wende in den Arbeitsgruppen ihre sozialpolitischen Themen wie vorher und parallel in ihrem wirtschaftswissenschaftlichen Studium:

Ich war ja bislang immer noch mit so einem halben Herzen nicht so richtig dabei. Und als dann die Niederlage 1990 kam, dachte ich mir: Da musst du jetzt was tun (Fischer: 15).

Damit begann ihr aktives Engagement bei den Grünen. Für zwei Jahre wurde sie in das zweithöchste Gremium der Bundespartei, den Länderrat, delegiert.

Kerstin Müller stammt aus dem Rheinland. Der Vater war Betriebsingenieur, die Mutter Krankengymnastin, sie hat einen jüngeren Bruder. Von 1983 bis 1990 studierte sie Rechtswissenschaft in Köln. Aus ihrem linken Selbstverständnis heraus fühlte sie sich in der konservativen Universitätsumgebung einschließlich der Fachschaft nicht wohl und engagierte sich lieber in der Frauenbewegung und im Kölner Flüchtlingsrat. Ihre politische Heimat wurde die GIM, die sie als Gruppe folgendermaßen beschreibt:

Da gab es eine Gruppe – die Trotzlisten haben ja immer [Entrismus] gemacht. Sind in andere Organisationen rein und haben dann da ... Manche haben gesagt: Es nannte sich unterwandern. Aber es war eigentlich klar, dass die GIM sich auflösen würde. Ein Teil hat mit den alten Kommunisten fusioniert; ein Teil, eigentlich der pragmatischere, der reformerische Teil, der ist in die Grünen gegangen. Ich bin da sozusagen mit denen zusammen in die Grünen gegangen (Müller: 8).

Nach einem Auslandsjahr wurde Kerstin Müller direkt in den Vorstand des Kreisverbandes Köln gewählt. Nach zwei Jahren als Sprecherin des Kreisverbandes stieg sie an die Spitze des Landesverbandes auf und war von 1990 bis 1994 Landesvorsitzende in Nordrhein-Westfalen. Vom Beginn ihrer Mitgliedschaft bei der GIM über ihre Rolle auf der Kreis- und Landesverbandsebene bis in die Bundestagsfraktion blieb Kerstin Müller eine ausgewiesene Vertreterin der Parteilinken.

Mit Antje Hermenau und Steffi Lemke haben wir in unserem Sample zwei Politikerinnen, die in der DDR aufgewachsen sind. Ihr Eintritt bei den Grünen erfolgte im Kontext des Zerfalls der DDR und der Gründung neuer Parteien. Beide sind der Grünen Partei in der DDR beigetreten und nicht einer der anderen Organisationen der Bürgerbewegung, weil für beide der Umweltaspekt und die damit verbundene Gesundheitsfrage entscheidend waren. Beide waren weder in Kirchenkreisen noch in den Massenorganisationen der DDR aktiv gewesen.

Antje Hermenau – aus Leipzig, Vater Metallarbeiter, Mutter Industrieschneiderin, zwei Geschwister – arbeitete nach ihrem Studium seit August 1989 als Lehrerin für Deutsch und Englisch in einer Leipziger Schule. Den anschwellenden Protest und die

Montagsdemonstrationen in Leipzig erlebte sie aus nächster Nähe. Die durch die politischen Umbrüche eröffneten Räume nutzte sie bewusst und schaute sich die zahlreichen Parteigründungen an. Diese Annäherung beschreibt sie als „Privatstudium“:

David, mein Mann, und ich sind los und haben uns alle Neugründungen angeguckt. Ich sage: Keine Blockpartei! Das hätte ich früher schon haben können. Über die Kommunisten brauchen wir gar nicht reden. [...] Dann haben wir uns alle Neugründungen angeguckt: Demokratischer Aufbruch, Demokratie Jetzt. Frauenverband habe ich mir geschenkt. Aber Friede und Menschenrechte, Grüne. SPD haben wir auch geguckt. Bin ich gleich wieder abgedreht, [...] ich bin bei den Grünen hingengeblieben. Das waren ja nur Gespräche unter Menschen. Leipzig war in einer desolaten ökologischen Situation. War völlig versifft. Ein Viertel meiner Kinder in der Schulklasse hatte chronische Bronchitis und Neurodermitis. War schrecklich. War richtig schlimm. Ich habe bis heute einen chronischen Lungenschaden. Das ist einfach so. [...] Deswegen bin ich bei den Grünen gelandet (Hermenau: 21 f).

Nach der „Ablösung der Diktatur“, wie sie es bezeichnet, war sie auf der Suche nach einer politischen Heimat. Dabei waren neben den menschlichen Faktoren vor allem der Gesundheits- und Umweltaspekt entscheidend.

Ich war aber bei den Grünen, weil ich eben die Umweltsituation in Leipzig einfach scheiße fand. Punkt. Und eine andere Partei hat das nicht angeboten. So banal ist es (Hermenau: 23).

Steffi Lemke stammte ebenfalls aus der DDR. Sie wuchs in Dessau mit zwei Geschwistern auf. Die Mutter war Lehrerin, der Vater Diplom-Ingenieur in einem Hydrierwerk. Ihre „gewisse bleibende Systemopposition“ ist durch die persönliche Erfahrung mit der willkürlichen Nichtzulassung zum Abitur, die ihren angestrebten Lebensweg verbaut hatte, begründet. Sie erlebte somit das System voller „Schwachstellen, Absurditäten, Irrationalitäten“ (Lemke: 6). Ihre Beteiligung an Projekten der Interessengemeinschaft Stadtgestaltung (IGS) und der Ökologiegruppe unter dem Dach des Kulturbundes in Dessau bildeten erste Berührungen mit der „oppositionellen“ Politik. In Kontakt mit diesen Gruppen kam sie auf der Abendschule, wo sie das Abitur nachholte. Später als Studentin an der Humboldt-Universität in Berlin erlebte sie unmittelbar die Gründung der Grünen in der DDR. Als in Dessau der dortige Stadtverband gegründet wurde, trat sie sofort in die Partei ein.

An den Eintrittsdaten unserer Befragten fällt auf, dass vier von ihnen 1985/86 und die anderen vier 1989/90 den Grünen beitraten. Die Jahre 1985/86 fallen noch in die Zeit der ersten Eintrittswelle. Bis 1987 stieg die Mitgliederzahl auf 42.419 und erreichte damit den ersten Höhepunkt.⁴ Eine vergleichbare Attraktivität der Grünen lässt sich für

4 Vgl. Oskar Niedermayer, Mitgliederentwicklung der Parteien, Bundeszentrale für Politische Bildung, 07.10.2017.

<http://www.bpb.de/politik/grundfragen/parteien-in-deutschland/zahlen-und-fakten/138672/mitgliederentwicklung> (17.4.2018).

1990 nicht feststellen, vielmehr waren die Mitgliederzahlen rückläufig. Diese übergreifenden Stimmungen spiegeln sich auch in den Motivationen unserer InterviewpartnerInnen.

Aus unserer Erhebungsgruppe ist Matthias Berninger als letzter den Grünen beigetreten, und zwar als direkte Reaktion auf die Niederlage bei der Bundestagswahl 1990:

Aber bin wirklich erst beigetreten an dem Abend, als wir die erste gesamtdeutsche Wahl hatten, die ja dank der grünen Verfassungsklage nicht gesamtdeutsch war, was uns dann auch gleich wieder auf die Füße gefallen ist. Und als der grüne Sessel aus dem Raum der Bonner Runde rausgeschoben wurde, hab ich mir gedacht: Nee, das will ich aber nicht und bin an dem Abend eingetreten (Berninger: 4).

Zu diesem Zeitpunkt war er 19 Jahre alt und kam aus einer SPD-dominierten Gegend in Nordhessen, wo die Großeltern noch Bauern gewesen waren, "beschauliche dörfliche Verhältnisse" (Berninger: 1). Der Vater war Fabrikarbeiter, die Mutter Hausfrau mit einem Sohn und zwei Töchtern. Die Familie war entschieden sozialdemokratisch.

Mein Großvater war langjähriger Sozialdemokrat, meine Onkels. Mein Vater war Gewerkschafter und Betriebsrat, war auch in der SPD. Aber ich konnte in Nordhessen diese... Jeder Besenstiel wurde gewählt, wenn er ein Sozialdemokrat war – so ein bisschen wie die CSU in Bayern zu der Zeit. Das ist mir immer sehr zuwider gewesen (Berninger: 8).

Seine Motivation, bei den Grünen mitzugestalten, erwuchs, wie er es selbst formulierte, aus einem Bedürfnis nach Abgrenzung.

4. Von der Entscheidung zur Kandidatur bis zum Einzug in den Bundestag

So erfolgreich die politische Karriere der von uns Befragten aus heutiger Perspektive auch war, so wenig hatten sie ihres Weges in den Bundestag gewiss sein können. Die meisten kandidierten nicht auf einem sicheren Listenplatz und konnten nicht mit Sicherheit von einem Einzug in den Bundestag ausgehen. Trotzdem verlangte ihnen die Zeit von der Entscheidung zur Kandidatur bis zur erfolgreichen Wahl und Mitgliedschaft in der Fraktion viel Einsatz und Kraft ab. Von Herbst 1993 bis Herbst 1994 gab es eine Reihe von Schlüsselsituationen, die wir im Folgenden anhand von prägnanten Beispielen aus den Interviews erzählen, wobei nur einige der Befragten zu Wort kommen, tatsächlich aber alle diese Schlüsselmomente meistern mussten. Nach einer persönlichen Entscheidung, die häufig von bestimmten Personen aus der Partei angestoßen wurde, mussten unsere InterviewpartnerInnen um Rückhalt in ihrem Landesverband werben, also in ihren Netzwerken, in den Kreisverbänden und den Facharbeitskreisen. Üblicherweise mussten sie sich als KandidatIn für ein Direktmandat aufstellen lassen, bevor sie die entscheidende Hürde bei der Listenaufstellung nehmen konnten. Schließlich folgte der Wahlkampf, der schwerpunktmäßig regional und nur für einige wenige (wie Volker Beck) auch bundesweit geführt wurde. In Bonn angekommen, erlebten sie nicht selten einen Realitätsschock. Der angestrebte Ort innerhalb der Fraktion musste

noch zu einem vertrauten gemacht werden, und auch der Kampf um die Ausschussmitgliedschaften war nicht einfach und gleichzeitig entscheidend, weil er die thematischen Schwerpunkte der Arbeit für die nächsten Jahre bestimmte.

4.1 Entscheidung für die Kandidatur

Im Vergleich zu den 1980er Jahren, als die Kandidaturen für den Bundestag einem bestimmten Muster, vor allem der thematischen Verankerung in den Arbeitskreisen, folgten, weisen die Entscheidungen und Wege unserer ProtagonistInnen kein erkennbares Muster auf. Die Motive ebenso wie die Situationen in der jeweiligen Umgebung, den Landesverbänden, waren sehr unterschiedlich. Volker Beck hatte bereits 1990 kandidiert, als die Westgrünen insgesamt gescheitert waren. Er sah seine Bewerbung 1994 als zweiten Versuch, in den Bundestag zu kommen:

Dann habe ich gedacht: Dann probiere ich es 1994 eben noch mal. Und wenn es dann nicht klappt, dann musst du dir endgültig eine andere Perspektive für Broterwerb wieder jenseits der Politik suchen, vielleicht das Studium zu Ende machen und was Vernünftiges tun. Aber dann hat es ja mit Ach und Krach geklappt (Beck: 21).

Alle anderen kandidierten 1994 erstmals, wobei Antje Hermenau in den Jahren von 1990 bis 1994 Erfahrungen als Landtagsabgeordnete in Sachsen gesammelt hatte. Sie hätte gern ihre parlamentarische Karriere als sächsische Schulpolitikerin fortgesetzt und die praktische Umsetzung des neuen Schulgesetzes mitbegleitet, doch gab es um genau diese Position in der Person von Gundula Röstel Konkurrenz im Landesverband, weshalb sich Antje Hermenau zum Wechsel in die Bundespolitik entschied. Allerdings war sie unsicher, ob sie sich diese neue Herausforderung zutrauen konnte. Bei Wolfgang Nowak, SPD-Politiker und Staatssekretär im Sächsischen Kultusministerium, holte sie sich deshalb Rat. Sie erinnert sich, dass sie ihm die Frage stellte: „Sie meinen, ich könnte in den Bundestag? Ich bin doch bestimmt zu blöd dafür“ (Hermenau: 28). Doch Nowak machte ihr Mut.

Im Übrigen muss man berücksichtigen, dass unsere InterviewpartnerInnen sehr jung waren. Nur Volker Beck, Andrea Fischer und Antje Hermenau waren im eigentlichen Sinne bereits berufstätig. Die anderen hatten gerade ihr Studium bzw. ihr Referendariat abgeschlossen. Die Entscheidung zur Kandidatur fiel somit in die Phase der beruflichen Orientierung. Bei Kerstin Müller zum Beispiel lag die Aufstellung der Landesliste NRW zwei Monate vor dem zweiten juristischen Examen. Dabei hatte sie ihrer Erinnerung nach ihr Studium abschließen und sich als Anwältin niederlassen wollen, als sie sich doch für eine Kandidatur für den Bundestag entschied.

Bei Simone Probst fiel die Entscheidung für die Kandidatur aus einem Konflikt im Kontext der beruflichen Selbstfindung. Als sie eine Promotionsstelle als Physikerin an der Universität Paderborn anstrebte und ihr der Professor riet, als Frau in der Didaktik zu promovieren, fühlte sie sich diskriminiert und war empört:

Und da war ich so stinksauer – so stinksauer! [...] Jetzt kandidiere ich für den Bundestag. Das war meine Entscheidung. Aus Trotz (Probst: 9).

Matthias Berninger war noch Student, als er für die Landesliste kandidierte. Bei ihm fielen Wahlkampf und Abschluss des Studiums zusammen. Als jüngster Abgeordneter im Bundestag war er häufig mit dem Vorwurf konfrontiert: „Der hat ja nie was Richtiges gemacht, der hat ja nie einen ordentlichen Beruf gemacht“ (Berninger: 3). Sechs Wochen nach der konstituierenden Sitzung, in der Fraktionssitzung am 29. November 1994, gratulierte Joschka Fischer Matthias Berninger zu seinem Studienabschluss: „Zu Beginn der Sitzung gratuliert die Fraktion Matthias Berninger ganz herzlich zu seinem gestern erfolgreich abgeschlossenen Berufsabschluss.“⁵

Auch Steffi Lemke hatte 1993 gerade ihr Studium der Agrarwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin abgeschlossen, als sie sich entschied, eine politische Karriere anzustreben und für den Bundestag zu kandidieren. Dabei kam ihr zugute, dass wegen der Regierungsbeteiligung der Bündnisgrünen in Sachsen-Anhalt alle Spitzenpolitiker des Landesverbandes gebunden waren und Steffi Lemke als Newcomerin der Weg zum Listenplatz eins offenstand.

Ursula Schönberger, die seit der Gründung 1987 bei der Schacht-Konrad-Initiative mitgearbeitet hatte, machte 1991 ihren Magister in Politikwissenschaft. In den Jahren 1992/93 war sie gänzlich von der Einwendungskampagne gegen die Genehmigung von Schacht Konrad absorbiert. Auch bei den Grünen trat sie für ihr Thema auf. Sicherlich entfaltete Ursula Schönbergers Präsenz bei den Parteitag der niedersächsischen Grünen eine Wirkung im Landesverband und sorgte dafür, dass ihr Name mit dem Thema verbunden wurde:

Ich war dann ja immer auf den Landesdelegiertenkonferenzen auch oft mit einem Infostand im Vorraum, um dann über Atomthemen zu informieren. Das ist immer sehr wohlwollend aufgenommen worden (Schönberger: 14).

Ihre Kandidatur war sozusagen die Fortsetzung der Kampagne, um für die Anti-Atom-Bürgerinitiativen Politik im Bundestag zu machen.

Allen unseren GesprächspartnerInnen war die besondere Situation, in der sie sich 1993/94 befanden, durchaus bewusst. Korrekterweise muss man hier zwischen den alten und den neuen Bundesländern strikt unterscheiden. Die acht Bundestagsabgeordneten dieser Legislaturperiode stammten alle aus dem Osten, aber deren Chancen, mit einem ähnlichen Ergebnis wie 1990 wiedergewählt zu werden, standen aufgrund der allgemeinen Stimmung denkbar schlecht. Marianne Birthler beispielsweise, die eine der prominentesten Sprecherinnen der Bürgerbewegung und Bundesvorsitzende von Bündnis 90/Die Grünen war, verfehlte als Spitzenkandidatin in Brandenburg das Bundestagsmandat (vgl. Birthler 2014: 278-292). Im Westen dagegen gab es aufgrund der Niederlage von 1990 keine Mandatsinhaber, sondern nur mehr oder weniger prominente Grüne. Entsprechend groß waren die Chancen für neue Gesichter. Tatsächlich kamen von den 34 1994 erstmals in den Bundestag gewählten Bündnisgrünen 32 aus dem Westen. Für die jungen Grünen aus dem Westen stand also das Fenster der Opportunity weit offen. Und da sie sich auch biographisch an einem Scheideweg befanden, wurde ihr Versuch, Bundestagsabgeordnete zu werden, als eine einmalige Chance begriffen, die vermutlich nie wiederkommen würde.

5 Fraktionsrundbrief 5/1994, Archiv Grünes Gedächtnis (AGG), B.II.3, Sign. 57.

4.2 Listenaufstellung

Die Listenparteitage zur Bundestagswahl sind Höhepunkte der innerparteilichen Willensbildung. Hier wird entschieden, welche KandidatInnen die Landesverbände aufstellen. Im Vergleich zu anderen Parteien gibt es bei den Grünen keine vom Vorstand vorgefertigte KandidatInnenliste. Allenfalls existieren informelle Vorgaben und Einflussnahmen. Daraus ergibt sich, dass um einzelne Plätze eine Vielzahl an KandidatInnen antritt. Für NeueinsteigerInnen wie unsere InterviewpartnerInnen bietet dieses Verfahren vor allem Chancen, wie Matthias Berninger eindrucksvoll im Interview schilderte. Bei dem hessischen Listenparteitag im März 1994 traten acht Kandidaten um den Listenplatz 4 an, von denen Hubert Kleinert der prominenteste war, der auch von Joschka Fischer unterstützt wurde. Matthias Berninger war in der Rolle des Herausforderers. In Abgrenzung zum ehemaligen Parlamentarischen Geschäftsführer der Bundestagsfraktion betonte Berninger in der Bewerbungsrede sein jugendliches Alter und wies darauf hin, dass er 1983 beim Einzug der Grünen in den Bundestag zwar erst in der sechsten Klasse gewesen sei, aber jetzt die Zeit für die Jugend gekommen sei, um mit dem „Umbau unserer Gesellschaft noch in diesem Jahrtausend zu beginnen“ (vgl. AGG, C Hessen I.1, Sign. 114).

Die Begegnung mit informellen Strukturen, die die Listenaufstellung im Hintergrund beeinflussen, schildern mehrere unserer InterviewpartnerInnen. Simone Probst berichtete:

Der Michael Vesper rief mich an und sagte, das Gerücht wäre jetzt in den Kreisverband Bielefeld gekommen, ich würde kandidieren wollen. So ungefähr. Dann habe ich gesagt: Ja, klar! Gar nicht wissend, dass das alles doch immer sonst austariert (war). Da war Annelie Buntenbach und so. Aber mit so einer Unbefangenheit konnte auch keiner was dagegen machen, weil, du hast ja da auch noch keine Mechanismen, parteimäßig, wie du sonst Listen auskugelst (Probst: 12 f).

Den Anruf von Michael Vesper empfand Simone Probst damals als eine freundschaftliche Geste. Erst viel später habe sie den Kontext des Anrufs durchschaut, dass nämlich Michael Vesper als Bielefelder mit einer starken Stellung im Landesverband Nordrhein-Westfalen ein spezifisches Interesse an der Zusammensetzung der Landesliste hatte. Simone Probst als Paderbornerin stand am ehesten in Konkurrenz zu Annelie Buntenbach aus Bielefeld. In der Tat schnitt Annelie Buntenbach bei der Listenaufstellung viel schlechter ab als Simone Probst. Obwohl sie bereits ab dem dritten Listenplatz kandidiert hatte, landete sie mit Platz elf auf dem letzten Listenplatz, der für den Einzug in den Bundestag qualifizierte.⁶ Im Interview bezog sich Simone Probst außerdem darauf, dass die Listenaufstellung nicht durch Mandatsverteidiger vorbestimmt war, da es seit vier Jahren keine Bundestagsfraktion gab. Die Situation sei so offen gewesen, wie bei keiner späteren Bundestagswahl. Im Nachhinein fand Simone Probst ihr Auftreten naiv, aber gleichzeitig brachte ihr diese Unbefangenheit einen Vorteil.

⁶ Vgl. Liste der gewählten Kandidaten für die Bundestagsreserveliste auf dem Landesparteitag vom 30.01.1994, AGG, C NRW I.1., vorl. Sign. 1398.

Volker Beck beschrieb dagegen die Risiken des offenen Verfahrens und schilderte die verlustreichen Duelle, die er sich mit seinem „Dauergegenkandidaten“ Roland Appel lieferte:

Davor war es immer eine Rangelei, weil Roland Appel, der kurioserweise auf derselben Seite steht, immer mit mir gemeinsam auf denselben Platz kandidiert hat und er als damals Landtagsabgeordneter natürlich im Landesverband viel beheimateter war als ich. Ich hatte in der Zeit auch nicht viel in der Partei gemacht, sondern eher auf diese inhaltliche Arbeit gesetzt. Wir fischten ein bisschen im linken Bereich im selben Milieu und haben deshalb eigentlich immer dafür gesorgt, dass andere Kandidaten durchkamen, aber keiner von uns die Chance hatte. Er hatte dann auf 10 aufgegeben und ich wurde dann auch gewählt (Beck: 21 f).

Nach den Wahlergebnissen von 1994 schickte Nordrhein-Westfalen insgesamt elf Mitglieder des Landesverbandes in den Bundestag. Volker Beck hatte also den letzten für ihn möglichen Männerplatz gewonnen. Zum Zeitpunkt der Listenaufstellung konnte er nicht davon ausgehen, einen sicheren Listenplatz erreicht zu haben. Insgesamt waren nur drei der acht Interviewten auf sichere Plätze gewählt worden: Steffi Lemke auf Platz eins in Sachsen-Anhalt, Kerstin Müller auf Platz drei in NRW und Simone Probst auf Platz sieben in NRW. Die anderen starteten auf einem unsicheren Listenplatz in den Wahlkampf und waren auf ein gutes Wahlergebnis angewiesen, so dass für sie besonders viel von einem erfolgreichen Wahlkampf abhing.

4.3 Der Wahlkampf

Wegen seines hohen Bekanntheitsgrades und als einer der führenden Sprecher der Schwulenbewegung trat Volker Beck im Wahlkampf bundesweit auf. Als ein gefragter Redner wurden seine Wahlkampfauftritte in der Bundesgeschäftsstelle koordiniert. Im Einzelnen konnte er sich aber an den Wahlkampf 1994 nur schwer erinnern. In seinem Wahlkreis in Köln fand parallel zur Bundestagswahl auch die Kommunalwahl statt. Der Ankerpunkt in seinen Erinnerungen an den Wahlkampf ist das Plakat, das ihn zusammen mit Volker Bulla, der für den Kölner Stadtrat kandidierte, zeigte:

Das war: Volker und Volker stehen auf Männer. Köln steht hinter beiden. – Und das haben wir wirklich an alle Bauzäune und sonst was geklebt. Haben auch zum Vergnügen meines Ortsverbandes damals bei Michael Schneider, der früher mal Kollege war und inzwischen Saunabesitzer geworden ist, in der Schwulen-Sauna dann die Wahlkampfabschlussparty gemacht. Da wurde dann auf dem Pool eine Bühne aufgebaut, da trat eine Transe aus Köln auf. Und ansonsten war ich damals durch diese Aktion Standesamt einfach bekannt. War bundesweit herumgefahren und habe die schwule Community für die Grünen mobilisiert. Das weiß ich noch (Beck: 25 f).

Volker Beck warb als Vertreter des Schwulenverbandes also auch in den Jahren vor der Bundestagswahl 1994 für die Rechte der Schwulen. Sein Wahlkampf unterschied sich nicht wesentlich von den Kampagnen der Schwulenbewegung und sorgte genauso für Aufmerksamkeit wie die Aktion Standesamt im August 1992, bei der in zahlreichen

deutschen Städten etwa 250 schwul-lesbische Paare ihr Aufgebot bei den Standesämtern bestellen wollten (Bruns 1997).

Simone Probst erinnert sich daran, dass der Weg zu der Kandidatur sehr aufwendig war. Bevor der Landesparteitag sie auf Platz sieben der Landesliste gewählt hatte, fanden fünf Regionalkonferenzen statt, bei denen sich die KandidatInnen aus NRW in einer inhaltlichen Diskussion behaupten mussten. Die Unterstützung durch die Kreisverbände und Fraktionen in den Kommunen in Ostwestfalen war etwas, auf das Simone Probst während des Wahlkampfes zurückgreifen konnte. Sie erinnert sich besonders an die Ideen und die Begeisterung der Grünen auf der lokalen Ebene. Dieses kommunale Engagement war in dem 1994er Wahlkampf besonders wichtig, weil es keine Bundestagsfraktion mit Regionalbüros gab, die normalerweise die organisatorische und politische Unterstützung für den Wahlkampf leisten.

Das habe ich auch so in Erinnerung, dass einfach immer die aus den kommunalen Mandatsträgern – gerade 94, wo es ja nichts aus dem Bundestag gab, das war ja eigentlich die Stützen – den Wahlkampf mitgemacht haben (Probst: 16).

Auf eine vergleichbare Infrastruktur von Orts- und Kreisverbänden wie in Nordrhein-Westfalen konnte Antje Hermenau in Sachsen nicht zurückgreifen, und sie hatte auch keinen sicheren Listenplatz wie Simone Probst. Hinzu kam, dass der Wahlkampf des Landesverbandes Sachsen ganz auf den Spitzenkandidaten Werner Schulz zugeschnitten war. Antje Hermenau war nicht nur in den Hochburgen Leipzig und Dresden, sondern im gesamten Sachsen im Straßenwahlkampf und redete direkt mit den Leuten vor Ort. Markant erinnert sie sich, wie sie eine Woche vor der Wahl noch auf eigene Kosten einen Werbespot im Radio Lausitz geschaltet hatte, wie sie als Antje Rush-Hermenau bekannt war und schließlich als „zweite Sachse“ in den Bundestags reingerutscht sei (Hermenau: 67).

Für Kerstin Müller als amtierende Landesvorsitzende in Nordrhein-Westfalen begann der Wahlkampf 1994 als Europawahlkampf. Im Mai und Juni wurde sie mehrfach von den Kreisverbänden als Rednerin eingeladen (vgl. AGG, C NRW I.1, vorl. Sign. 1269). Außerdem war sie häufig Teilnehmerin an den wöchentlichen Sitzungen der bundesweiten Wahlkampfkoordination, die zusammen mit der vom Bundesvorstand ausgewählten Agentur über Großveranstaltungen, Wahlkampfspots, Plakate und andere Materialien entschied (vgl. AGG, C NRW I.1, vorl. Sign. 1182). Durch die Teilnahme an der Wahlkampfkoordination war Kerstin Müller bestens informiert und vernetzt und konnte vieles für den Wahlkampf des eigenen Landesverbandes verwenden. Als Wahlkampfrednerin war sie in ganz Nordrhein-Westfalen präsent.

Im Allgemeinen konnten sich unsere InterviewpartnerInnen nur schlecht an den Wahlkampf 1994 erinnern. So viel wurde aber aus den Erzählungen klar, dass sie im Wesentlichen den Wahlkampf in ihrem Bundesland bzw. regional (z.B. Nordhessen oder Ostwestfalen) führten. Mit dem Abstand von mehr als 20 Jahren und nach vielfachen nachfolgenden Wahlkämpfen beschrieben sie übereinstimmend ihre Naivität und Unerfahrenheit in diesem für sie so entscheidenden Wahlkampf. Steffi Lemke sagte dazu:

Ich weiß es nicht mehr. Aber das hatte zu dem Zeitpunkt nicht wirklich eine Bedeutung, wenn du das auch noch nie gemacht hast vorher, du gehst da ja mit

einer Naivität ran an solche Geschichten – noch dazu, wie gesagt, in dem Alter (Lemke: 30).

Bundestagswahlkämpfe haben eine festgelegte zeitliche Abfolge. Die heiße Phase beginnt gewöhnlich direkt nach den Sommerferien. Das war auch 1994 trotz des Europawahlkampfes im Frühjahr der Fall. In Hessen zum Beispiel hatte Matthias Berninger laut seiner Planung nach einer dreitägigen Fahrradtour durch den Werra-Meißner-Kreis im September und Oktober fast täglich Wahlkampftermine. Häufig trat er neben den Spitzenkandidaten Joschka Fischer und Antje Vollmer auf. Mindestens genauso häufig absolvierte er Veranstaltungen mit der Grünen Jugend (vgl. AGG, C Hessen I.1, Sign. 474). An einen gemeinsamen Wahlkampfauftritt mit Matthias Berninger erinnerte sich Steffi Lemke, die sie als eine „ganz aberwitzige Wahlkampfveranstaltung“ in der Altmark beschrieb. Bei der gemeinsamen Zugfahrt hätten sich beide über ihre Wege in die Partei ausgetauscht. Trotz des ähnlich jungen Alters und der Mitgliedschaft in derselben Partei trennten beide doch Welten, bemerkte Steffi Lemke:

[...] wo ich im Zug dann das erste Mal mitbekommen habe, dass man in der gleichen Partei sein kann und doch sehr, sehr unterschiedlich sein kann [...]
(Lemke: 30).

Matthias Berninger entsprach gar nicht den Erwartungen an einen Westgrünen, die sie mit Protest gegen Atomkraftwerke und Friedenspolitik verbunden sah. Sein Weg in die Partei über Abfallpolitik bzw. Müllverbrennung und die Wahlniederlage von 1990 war ihr damals vollkommen fremd.

Während des Wahlkampfes konnten unsere InterviewpartnerInnen auf unterschiedliche Netzwerke zurückgreifen. Für den Wahlkampf machte es unmittelbar einen Unterschied, ob man als Sprecher der Grünen Jugend Hessen (Matthias Berninger), als Landesvorsitzende in Nordrhein-Westfalen (Kerstin Müller), als Spitzenkandidatin in Sachsen-Anhalt und in den bundesweit organisierten Ost-Frauen-Wahlkampf eingebunden (Steffi Lemke), als Repräsentanten der Schwulen- bzw. Anti-Atom-Bewegung (Volker Beck und Ursula Schönberger) oder grüner Kommunalpolitik (Simone Probst) auftrat.

4.4 Die Wahl

Die Bundestagswahl 1994 war in mehrerer Hinsicht außergewöhnlich. Noch nie war eine Bundesregierung abgewählt worden, aber die seit 1982 amtierende Regierungskoalition aus CDU/CSU und FDP konnte Meinungsumfragen im vierten Quartal 1993 zufolge „nur [noch] 42,7 Prozent der Wählerstimmen“ auf sich vereinigen, während 52,6 Prozent für SPD, Bündnis 90/Die Grünen und die PDS stimmen wollten.⁷ Die Mehrheit der Bundesbürger erwartete deshalb einen Machtwechsel. Tatsächlich konnte sich Helmut Kohl am Ende doch gegen seinen Herausforderer Rudolf Scharping behaupten, wenn auch nur „hauchdünn“, mit einem Vorsprung von 0,3 Prozent der Zweitstimmen (vgl. Stöss 1997: 20).

⁷ Vgl. Erhebung des Allensbach-Instituts, zitiert bei Stöss 1997: 19.

Dabei war das allgemeine politische Klima vor allem durch das Ausbleiben des von Helmut Kohl versprochenen Wirtschaftsaufschwungs mit dramatischen Arbeitslosenzahlen in den neuen Bundesländern und durch eine „bis dahin unbekannte Welle rassistischer Gewalt“ geprägt, die „1993 mit rund 10.000 Gesetzesverletzungen ihren Höhepunkt erreichte“ (Vgl. Stöss 1997: 20). Diese Situation tangierte den Osten und den Westen der Bundesrepublik sehr unterschiedlich, was sich im Wahlergebnis umso stärker niederschlug, als es im Osten noch keine langfristigen Parteibindungen gab. Das Ergebnis wies deshalb eine prägnante „regionale Strukturierung des Wahlverhaltens“ auf mit einem deutschlandweiten Ost-West-Gefälle sowie innerhalb des Westens mit einem zusätzlichen Nord-Süd-Gefälle (vgl. Forschungsgruppe Wahlen u.a. 1998: 55).

Ausschlaggebend dafür, dass Helmut Kohl bis zur Wahl den Rückstand der Union aufholen konnte, war die positive „Einschätzung der Wirtschaftsentwicklung“, man muss hinzufügen: im Westen (Weßels 1998: 260). In der Folge konnten die Grünen im Westen an Stimmungen und Lagen aus den 1980er Jahren anknüpfen und die Niederlage vom 2. Dezember 1990 wettmachen, während dem Bündnis 90 im Osten der Wind ins Gesicht blies. Bündnis 90 und Die Grünen hatten sich erst ein Jahr vor der Bundestagswahl vereinigt. Aber nach wie vor agierten sie im Westen und im Osten höchst unterschiedlich.

Am Wahlabend des 16. Oktober 1994 hatten die Grünen im Westen in allen alten Bundesländern die Fünf-Prozent-Hürde genommen und in den drei Stadtstaaten sogar zweistellige Ergebnisse erzielt. Insgesamt hatte Bündnis 90/Die Grünen im Westen ein Ergebnis von 7,9 Prozent erreicht, im Osten aber nur 4,3 Prozent. Die Ergebnisse in den neuen Bundesländern lagen dabei zwischen 4,9 Prozent in Thüringen und 2,9 Prozent in Brandenburg.

Die Wählerschaft der Grünen hatte mehrere Charakteristika. Waren die Grünen in den 1980er Jahren häufiger von Männern als von Frauen gewählt worden, ist dieses Verhältnis seit der 1994er Wahl umgekehrt und zwar im Osten wie im Westen. Auch wählten hier wie dort vor allem junge Wähler die Grünen, aber mit einem markanten Unterschied. Grüne Listen hatten im Westen seit den späten 1970er Jahren zur Wahl gestanden, im Osten seit 1990. Dementsprechend lag die Altersgrenze, jenseits derer die Grünen Schwierigkeiten hatten, ihre Wähler zu erreichen, im Osten um zehn Jahre niedriger als im Westen. In Zahlen ausgedrückt, erreichten die Grünen im Westen in den Wählergruppen von 18 bis 24 Jahren 14,9 Prozent, von 25 bis 34 Jahren 14,1 Prozent und von 35 bis 44 Jahren 12,2 Prozent der Stimmen, im Osten dagegen 10,4, 6,4 und 3,9 Prozent in den entsprechenden Altersgruppen. Die kritische Grenze lag hier also bei 34 Jahren (vgl. Forschungsgruppe Wahlen 1998: 59). Im Übrigen hatten die WählerInnen der Grünen vergleichsweise hohe Bildungsabschlüsse und wohnten überdurchschnittlich oft in großen Städten. Bei der Wahl am 16. Oktober 1994 erzielte Bündnis 90/Die Grünen 44 Mandate im Westen, aber nur fünf im Osten, und zwar zwei in Sachsen und je eins in Thüringen und Sachsen-Anhalt. Das fünfte Mandat holte Gerd Poppe in Berlin. Neben Steffi Lemke und Antje Hermenau kamen mit Werner Schulz, Gerd Poppe und Vera Lengsfeld drei prominente Vertreter der Bürgerbewegung von 1989 aus dem Osten. Alle drei hatten bereits in der Wahlperiode von 1990 bis 1994 der Bundestagsgruppe Bündnis 90/Die Grünen angehört.

Zwar nahm Steffi Lemke am Treffen der aussichtsreichen Bundestagskandidaten am 10. Juni 1994 teil,⁸ aber nach dem schwierigen Wahlkampf in Sachsen-Anhalt und als nach langen Stunden des Auszählens das Wahlergebnis immer noch nicht feststand, sei sie in der festen Überzeugung zu Bett gegangen, nicht in den Bundestag gewählt worden zu sein. Im Interview beschrieb sie, wie sie am nächsten Morgen einen Anruf von Friedrich Heilmann, seit 1990 Mitglied des Bundesvorstandes und einer der Koordinatoren der Linken bei den Grünen, erhielt. Von ihm habe sie erfahren, dass sie Bundestagsabgeordnete geworden sei, und sei zum Linken-Treffen in einer Bonner Kneipe am selben Abend eingeladen worden. Hektisch habe sie daraufhin ihre Tasche gepackt und sich auf eine lange Zugfahrt von Dessau nach Bonn begeben (Lemke: 33 f).

4.5 Ankunft in Bonn

Den längsten Anfahrtsweg nach Bonn hatte Antje Hermenau, die am 17. Oktober 1994 aus Dresden anreiste.

Ich bin dann mit meinem kleinen Fiat Tipo erstmal hingefahren, nachdem ich nun gewählt war, und habe mich da durchgequält durch den halben Westen – es war ganz interessant – und kam dann südlich rein über Godesberg. Das erste war ja diese Trutzburg von der CDU, damit du wieder gleich weißt, wem Bonn gehört. Dieses riesengroße Hochhaus, wo groß CDU draufstand, wenn du reinkommst von Süden (Hermenau: 31).

In Bonn mussten alle zum Hochhaus am Tulpenfeld, in dem die grüne Bundestagsfraktion seit 1983 ihren Sitz hatte. 1994 residierte dort die Bundestagsgruppe Bündnis 90/Die Grünen. Nach ihrer Ankunft suchte Antje Hermenau das Sekretariat der Fraktionsgeschäftsführung auf und stellte sich der Büroleiterin vor:

Mein Name ist Antje Hermenau. Ich komme aus Dresden. Ich bin gewählt in den Bundestag, Fraktion Bündnis 90/Die Grünen. Ich wollte mich gerne vorstellen. Wie heißen Sie? – Guckt die mich an: Ich bin die Angela. – Ich sage: Haben Sie auch einen anderen Namen? Guten Tag, Frau Bandemer. Habe mich noch mal vorgestellt. – Wir duzen uns hier alle. – Ich sage: Ich kenne Sie nicht. – Die war aber total nett. Die war super nett (Hermenau: 31).

Angela von Bandemer war die erste Person, die für Antje Hermenau den Apparat des Bundestages und der Fraktion repräsentierte, an den sie sich langsam herantastete. Im Interview betonte sie, dass sie den Westen damals noch gar nicht kannte. Während ihrer ersten Wahlperiode habe sie lernen müssen, wie der Westen funktioniert. Sie habe die „kulturellen Konnotationen“ verstehen und „die sprachliche Bi-Kulturalität“ beherrschen müssen (Hermenau: 34).

Die Fraktionsgeschäftsführung hatte für alle auswärtigen Abgeordneten, so auch für Antje Hermenau, Hotelzimmer reserviert, wo sie sich auf die Fraktionssitzung am nächsten Tag vorbereiten und überlegen musste, für welche Ausschüsse sie sich bewerben wollte und schließlich wie sie Mitarbeiter finden würde.

⁸ Vgl. Ergebnisprotokoll des Acht-Prozent-Treffens mit Übersicht der aussichtsreichen Bundestagskandidaten, in: AGG, B.II.3, Sign. 59.

4.6 Konstituierende Fraktionssitzung und Wahl des Fraktionsvorstandes

Die neue Fraktion aus 49 Abgeordneten konstituierte sich am Dienstag und Mittwoch, dem 18. und 19. Oktober 1994 in Rhöndorf. Am Vorabend fanden separate Treffen des linken und des rechten Parteiflügels statt. Zudem tagte vor der Fraktionsversammlung eine Frauenversammlung der gewählten weiblichen Abgeordneten, die den Beschluss fasste, dass sich die Fraktion ein Frauenstatut geben sollte.

Die grüne Bundestagsfraktion von 1994 war weiblicher und jünger als die anderen Fraktionen im Bundestag. Sie setzte sich aus 29 Frauen und 20 Männern zusammen, somit einer Frauenquote von 59,2 Prozent, während die Frauenquote für den gesamten Bundestag bei 26,2 Prozent lag. Das Durchschnittsalter der Fraktionsmitglieder betrug 41,7 Jahre. Damit waren die grünen Abgeordneten durchschnittlich acht Jahre jünger als die übrigen Abgeordneten. Der älteste Grüne mit 62 Jahren war Helmut Lippelt und der jüngste mit 23 Jahren Matthias Berninger.⁹ In den folgenden Wahlperioden wurden die Mitglieder der grünen Fraktion zunehmend älter. 2017 lag das Durchschnittsalter bei 47 Jahren und damit nur noch zwei Jahre unter dem Gesamtdurchschnitt. Die Frauenquote blieb dagegen stabil; 2017 lag sie bei 58,2 Prozent. Die Stabilität der Frauenquote beruht auf ihrer satzungsmäßigen Verankerung, die Teil des grünen Selbstverständnisses ist und bis heute ihre Wirkung entfaltet. Dagegen fehlt eine ähnlich wirksame Struktur zu Unterstützung des Nachwuchses.

Am ersten Sitzungstag der Fraktion gab es eine allgemeine Aussprache zum Wahlergebnis mit besonderer Problematisierung des schlechten Abschneidens in den neuen Bundesländern. Außerdem wurde die Satzung diskutiert, aber noch nicht verabschiedet. Am nächsten Tag fanden von morgens bis abends die Wahlen zum Vorstand und zu Ausschussbesetzungen statt.¹⁰

Seit dem Parteitag von Neumünster 1991 war es eine ungeschriebene Regel und ein Ausdruck des grünen Demokratieverständnisses, dass in den Führungsgremien der Partei und Fraktion Männer wie Frauen, Ost und West und vor allem Realos und Parteilinke gleichberechtigt vertreten sein sollten. Die erste Fraktion, bei der dieser Anspruch wirksam wurde, war die hier behandelte Fraktion der 13. Wahlperiode. Dabei erwies sich bald, dass das scheinbar flexible Modell der Postenbesetzung an seine Grenzen stößt, wenn eine der drei Personen gesetzt ist und die Auswahl der anderen von ihr abhängt. 1994 war Joschka Fischer als Anführer des Realoflügels und Stellvertretender Ministerpräsident einer rot-grünen Landesregierung in Hessen gesetzt (vgl. Koelbl 1999). Somit war die Männer- und Wessi-Position im Fraktionsvorstand durch ihn belegt. Joschka Fischer war bei Veranstaltungen in der ganzen Republik präsent gewesen und hatte den grünen Wahlkampf dominiert. Innerhalb der Fraktion war er unumstritten und wurde ohne Gegenstimmen mit 46 Ja-Stimmen zum Fraktionsvorsitzenden gewählt.

Die Suche nach der zweiten, weiblichen Fraktionsvorsitzenden gestaltete sich schwierig. Die fünf Vertreterinnen aus dem Osten kamen für den Posten nicht in Frage.

9 Deutscher Bundestag, Parlamentsarchiv und Datenbank MdB-Stamm, DHB Kapitel 3.2. Durchschnittsalter: https://www.bundestag.de/blob/272474/4a216913aff5f5c25c41572257a57e4a/kapitel_03_02_durchschnittsalter-pdf-data.pdf (20.4.2018).

10 Vgl. Protokoll der konstituierenden Sitzung am 18./19.10.1994, in: AGG, B.II.3, vorl. Sign. 2339.

Nach einem langen Hin und Her schlug der linke Flügel Kerstin Müller vor. Im Interview erzählte Kerstin, dass sie das Amt der Fraktionsvorsitzenden „nicht auf dem Plan“ gehabt habe:

Und dann hatten die Linken wiederum ein Problem: Sie brauchten nämlich nach dem damaligen Proporz eine linke Frau. Dann war da aber niemand, also niemand, der bundesweit bekannt war oder so. Dann war die Idee: Man hat die Nickels, und die macht das. [...] Die Realos konnten sich das natürlich vorstellen. Und dann sind die Linken aber aufgewacht, haben gesagt: Nein, das geht nicht. Dann haben wir zwei Realos in der ersten Fraktion. Die wird sehr dominant sein. Die wird die Partei dominieren – das geht auf gar keinen Fall. Und dann haben sie mich gefragt. ‚Sie‘ ist in dem Fall Trittin. Der war ja Parteivorsitzender damals. War er Parteivorsitzender?¹¹ [...] Trittin hat mich dann in dieser Nacht im Grunde überredet. Das war ein sehr, sehr langes Gespräch. Ich habe gesagt: Neben Fischer? – Das war mir schon klar. Ich meine, ich war total unerfahren. [...] Und dann war ich da noch unsicher. Dann kam Rezzo Schlauch zu mir. Dann kam Joschka Fischer zu mir. Es hat sozusagen viele Nachtgespräche gegeben. Dann haben die Realos beschlossen, dass, wenn ich das machen möchte, sie mich unterstützen. Dann war die Nickels super sauer, weil ihre eigenen Realos sie nicht mehr unterstützt haben. Es gab also praktisch einen Flügel-Deal (Müller: 30 f)

Bei der Wahl am 19. Oktober 1994 bekam Kerstin Müller 28 Ja-Stimmen bei 12 Nein-Stimmen und 7 Enthaltungen. Unumstritten war sie für das Amt also nicht. Das Ergebnis spiegelt wider, dass nicht alle Abgeordneten in die Parteiflügel eingebunden waren.

Das nächstwichtigste Amt der Fraktion ist das des Parlamentarischen Geschäftsführers. Mit der Wahl von Werner Schulz, der dieses Amt bereits in der Bundestagsgruppe von 1990 bis 1994 bekleidet hatte, war die „Ostquote“ erfüllt. Die Fraktionsspitze wurde durch die Wahl von Simone Probst und Margareta Wolf zu Stellvertretenden Parlamentarischen Geschäftsführerinnen vervollständigt. Im Interview erinnerte sich Simone Probst an die Wahl:

Genau, und dann war ich im Vorstand. Wenn sich die Gelegenheit bietet, ist es auch eine schöne Aufgabe, im Fraktionsvorstand was zu machen. Also bin ich sozusagen rausgegangen als gewähltes Mitglied. Aber als ich in die Sitzung reinkam, wusste ich gar nicht, was ein Fraktionsvorstand ist (Probst: 25)

Eigentlich wollte Simone Probst als studierte Physikerin für den Wissenschaftsausschuss kandidieren. Als sie gefragt wurde, ob sie sich nicht gegen Gila Altmann als Parlamentarische Geschäftsführerin bewerben wolle, stellte sie sich zur Wahl und wurde mit 34 Ja-Stimmen gewählt, ohne genau zu wissen, was in diesem Amt auf sie zukommen würde.

Am Ende der Vorstandswahl hatten unter den Bedingungen von 1994 zwei der neun jüngsten Abgeordneten – und damit zwei von acht Personen, die wir interviewt haben

¹¹ Jürgen Trittin wurde zusammen mit Krista Sager erst im Dezember 1994 in Köln zum Parteivorsitzenden gewählt.

– eine Position im Fraktionsvorstand erlangt. Die wichtigsten Bedingungen dafür waren, dass es außer Werner Schulz keine Amtsinhaber aus der vorherigen Wahlperiode gab, so dass das Ämterkarussell neu in Gang gesetzt werden musste. Außerdem bestimmte die Personalie Fischer und der Zwang, dass alle Gruppen ausgewogen repräsentiert sein mussten, die Wahl.

4.7 Verteilung der Ausschüsse und erste Pressekonferenz

Das Protokoll der Fraktionssitzung zeigt, wo die thematischen Interessen der Abgeordneten lagen und welche Ausschussmitgliedschaften besonders begehrt und umkämpft waren. Tatsächlich gab es in den wenigsten Fällen mehr KandidatInnen, als Plätze zu vergeben waren. Die beliebtesten Ausschüsse, bei denen über konkurrierende Bewerbungen abgestimmt werden musste, waren der Auswärtige Ausschuss, der Innenausschuss, der Ausschuss für Frauen und Jugend und vor allem der Ausschuss für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit. Bei allen anderen Ausschussbesetzungen wurden die KandidatInnen ohne Gegenstimmen bestätigt. Das besondere Interesse für die vier genannten Ausschüsse erklärt sich aus der Parteigeschichte. Umwelt- und Atompolitik, Frauenrechte, Frieden und Menschenrechte waren die Aktionsfelder der sozialen Bewegungen, aus denen die Grünen hervorgegangen sind und die nach wie vor ihre politische Agenda mitbestimmen.¹²

Diejenigen, die Ausschüsse bekommen haben, die sie gewollt hatten, sind Volker Beck mit dem Rechtsausschuss, Andrea Fischer mit dem Ausschuss für Arbeit und Sozialordnung und Simone Probst, die außer der Stelle als Parlamentarische Geschäftsführerin auch die stellvertretende Mitgliedschaft im Wissenschaftsausschuss bekam. Antje Hermenau und Steffi Lemke liebäugelten mit Ausschüssen, bei denen sie im Voraus erkannten, dass sie sich mit ihren Wünschen nicht durchsetzen würden. Sie wichen auf andere Ausschüsse aus und wurden dort ohne GegenkandidatInnen gewählt. Wegen ihres besonderen Interesses für Umweltpolitik wäre Steffi Lemke gerne in den Umweltausschuss gegangen, es gab aber bereits sechs Bewerbungen, weshalb sie für den Ausschuss für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten kandidierte.

Als sächsische Bildungspolitikerin wollte Antje Hermenau in dem Bereich weiter arbeiten, bewarb sich aber auf Zuraten vom Mitarbeiter von Werner Schulz um den Platz im Haushaltsausschuss. Im Interview erzählte sie, dass sie sich MitarbeiterInnen gesucht habe, die über die Verfahren im Haushaltsausschuss Bescheid wussten. Für Aufregung innerhalb der Fraktion sorgte die Tatsache, dass sie ehemalige Mitarbeiter einer FDP-Abgeordneten aus Sachsen-Anhalt eingestellt hatte (Hermenau: 33). Mit diesem Mitarbeiterteam war Antje Hermenau genauso schnell zufrieden wie mit ihrer Entscheidung für den Haushaltsausschuss. Sie machte sich einen Namen als Haushaltspolitikerin und füllte diese Rolle auch während der rot-grünen Koalition aus.

Ursula Schönberger und Matthias Berninger bewarben sich beide für den Umweltausschuss, bekamen ihn aber nicht. Ursula Schönberger wick in den Wirtschaftsausschuss aus und betrieb aus dieser Position die Anti-Atom-Politik, die sie sich vorgenommen hatte. Sie berichtete, dass Michael Hustedt vor allem energiewirtschaftspolitische Themen im Umweltausschuss aufgegriffen habe und sie sich deshalb ausschließlich auf den Atomausstieg und Atommüll konzentrieren konnte.

¹² Vgl. Protokoll der konstituierenden Sitzung am 18./19.10.1994, in: AGG, B.II.3, vorl. Sign. 2339.

Es war dann schon relativ unangefochten, dass ich die Antiatompolitik der Fraktion mache – immer in einem leichten Spannungsverhältnis mit Joschka. Ich kann mich erinnern: Die erste Rede zu dem ersten Castor-Transport durfte ich nicht halten, weil ich mich geweigert habe, eine Antigewalterklärung in meine Bundestagsrede einfließen zu lassen (Schönberger: 17).

Matthias Berninger wollte im Umweltausschuss gerne Abfallpolitik treiben, die den Schwerpunkt seines politischen Interesses bildete. Als jüngster Bundestagsabgeordneter fühlte er sich von seinen FraktionskollegInnen nicht ernst genommen und in eine falsche Schublade eingeordnet. Er landete im Sportausschuss und im Ausschuss für Frauen und Jugend.

Am Ende des Tages endete ich in diesem Arbeitskreis Gesundheit, Soziales, Frauen und Jugend und war der jugendpolitische Sprecher. Saß dann da und dachte mir: Was machst du denn jetzt da? Das ist ja irgendwie jenseits von allem [...]. Da wollte ich nicht hin, nein. Ansonsten war das alles okay (Berninger: 26 f).

Kerstin Müller nahm das Ringen um die Ausschüsse aus der Perspektive der gewählten Fraktionsvorsitzenden wahr, die sich nicht um eine solche Position bewerben musste:

Du kannst ja nicht 20 Öko-Sprecher haben. Natürlich war das ein Schwerpunkt. Natürlich gibt's immer bei den Grünen einen Überhang an Umwelt, Klima, Verkehr usw. usf. Da müssen dann einige sich andere Felder suchen – was weiß ich? In den Wirtschaftsausschuss und von da aus das machen. Oder dann hieß es: Der ist Jurist. Der muss jetzt mal den Rechtsausschuss machen. Da brauchen wir auch jemanden. Und der Haushaltsausschuss: Wer macht Haushalt? Da gab's ja Leute, die aus Landesverbänden, Landtagsfraktionen kamen. Die wussten: Das ist so ein wichtiger Ausschuss, da wollen wir rein. Das ist ein Generalistenausschuss. Das wird dann step by step... Es ist immer mühsam, es ist aber immer mühsam [...]. Es gibt zwar vorher schon Gespräche und Vermutungen. Aber im Grunde kann man das alles in die Tüte hauen. Das wird tatsächlich dann entschieden. Und dann gibt es immer wieder dezisive Momente und so. Wer kriegt was? Wer hat das schlechte Los gezogen? Wer hat das gute Los gezogen? Der Vorstand ist meistens gemeinsam froh, wenn man da Lösungen findet (Müller: 35).

Nach zwei Tagen der konstituierenden Fraktionssitzung stellte die neue Fraktionsspitze am 20. Oktober 1994 sich und die inhaltliche Ausrichtung der zukünftigen Fraktionsarbeit der Bundespressekonferenz vor. Anders als für Joschka Fischer und Werner Schulz war es für Kerstin Müller die erste Pressekonferenz dieser Art und damit die erste Bewährungsprobe als frisch gewählte Fraktionsvorsitzende. Im Interview schilderte sie ihre Empfindungen, dass sie ihren ganzen Mut zusammennehmen musste, um der tückischen Herausforderung gerecht zu werden.

Das war so vom zwölf-Meter-Turm ins Becken ohne Wasser rein gesprungen. Wie der Sprung vom zwölf-Meter-Turm, so ungefähr. Oder zehn Meter. War also ziemlich hoch (Müller: 31).

Gespeist wurde ihre Besorgnis aus dem Bewusstsein, dass dies ihr erster öffentlicher Auftritt als Bundestagsabgeordnete war, die vorher keine parlamentarischen Erfahrungen gesammelt hatte, auch nicht auf kommunaler oder Landesebene. Und nun war sie Fraktionsvorsitzende. Das Problematische daran war, dass es sich grünetypisch um eine Doppelspitze handelte. Es war ihr durchaus bewusst, dass Fischer kein einfacher Partner sein würde und dass sie sich in dieser Rolle noch würde durchsetzen müssen. Nun gab es bei ihrem ersten gemeinsamen Auftritt keinerlei Absprachen. Bei der Pressekonzferenz hatte sie den Eindruck, dass alle Augen auf sie gerichtet waren und auf jedem Gesicht die Frage stand: „Wer ist die junge Frau neben Fischer?“ Kerstin Müller mit der Fremdwahrnehmung, jung, weiblich und unbekannt zu sein, konfrontiert, musste sich den Fragen der Journalisten stellen und sich behaupten. Bis heute findet sie, dass sie es damals gut gemacht hat. In dieser Situation habe sie ihren „politischen Instinkt“ gespürt und damit eine innere Bestätigung für den weiteren Weg als Politikerin erlangt. Sie war mit ihrer Entscheidung für den Fraktionsvorsitz im Reinen und kandidierte 1998 erneut erfolgreich als Vorsitzende (Müller: 31 ff).

Schaut man sich die Berichterstattung über die Konstituierung der Fraktion an, dominieren die Konflikte um die Kandidatur und Wahl von Antje Vollmer ins Präsidium des Deutschen Bundestages. Lediglich die *taz* veröffentlichte neben dem allgemeinen Bericht „Das zweite erste Mal“ über die Personalentscheidungen der Fraktion ein Portrait der Fraktionssprecherin.¹³ Insgesamt brachten die JournalistInnen in ihren Artikeln über die neue Fraktion breite Skepsis gegenüber Kerstin Müller zum Ausdruck. *Die Zeit* sah Kerstin Müller als Lückenbüßerin: „Da aber der prominenten Bürgerrechtlerin Marianne Birthler der Einzug in den Bundestag missglückte, fehlt es an bekannten Kandidatinnen. Schließlich wurde Kerstin Müller aus Nordrhein-Westfalen zusammen mit Fischer an die Spitze der Fraktion gewählt.“¹⁴ *Die Welt* sah in der Personalie bereits ein Abrücken von traditionellen grünen Prinzipien: „Während die Grünen früher stets Wert auf kollektive Führung legten, ist Fischer jetzt klar die Nummer eins; an seiner Seite die 30-jährige Kerstin Müller aus Köln vom linken Flügel.“¹⁵ Der *Bonner General-Anzeiger* war die einzige Zeitung, die Kerstins Wahl als „Blitz-Karriere“ betitelt: „Gerade in den Bundestag gewählt und schon Sprecherin der drittstärksten Fraktion – diese Karriere von Kerstin Müller ist wohl nur bei den Grünen möglich.“¹⁶ Nur der *Kölner Stadtanzeiger* berichtete über die Inhalte, die die Fraktionsspitze vorgestellt hatte, und ließ Kerstin Müller mit ihren Ausführungen zur Sozialpolitik der Fraktion bzw. zum Abbau der Massenarbeitslosigkeit und zur doppelten Staatsbürgerschaft zu Wort kommen. Weiteres Thema war die Rolle der Grünen als Opposition und ihr Verhältnis zu FDP und PDS.¹⁷

13 Vgl. Das zweite erste Mal, *taz* vom 20.10.1994; Kerstin Müller, *taz* vom 21.10.1994.

14 Zucht statt Jute, *Die Zeit* vom 21.10.1994.

15 Grüne Spontis wandeln sich zu Polit-Profis, *Die Welt* vom 21.10.1994.

16 Eine grüne Blitz-Karriere, *General-Anzeiger* vom 20.10.1994.

17 Vgl. Bündnis 90/Die Grünen wollen unnachsichtige Oppositionsarbeit, *Kölner Stadtanzeiger* vom 21.10.1994.

4.8 Arbeit der Fraktion

Die neue Fraktion markierte einen Neuanfang auch im Verhältnis zwischen Partei und Fraktion. Ohnehin bestand dafür die Notwendigkeit, da die acht Bundestagsabgeordneten von 1990 bis 1994 aus den neuen Bundesländern keine Anbindung an die westdeutschen Grünen hatten.

Die neue Fraktion knüpfte nicht an das spannungsgeladene Verhältnis zwischen Partei und Fraktion der 1980er Jahre an. Damals war die Partei wegen des parteiinternen Strömungsstreits kein zuverlässiger Partner im politischen Tagesgeschäft. Zwei Vorstellungen stießen aufeinander: ein links-basisdemokratisches Selbstverständnis, dementsprechend die Fraktion die Parteibeschlüsse auszuführen habe, und ein parlamentarisches Selbstbewusstsein, wonach die Abgeordneten durch die Wahl legitimiert waren und eigenverantwortlich Entscheidungen über den Kurs der Fraktion fällten. Die Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Selbstverständnissen wurde in aller Öffentlichkeit geführt und kulminierte 1988, als der Bundesvorstand eine Anzeige in der *Frankfurter Rundschau* schalten ließ, die von etwa 300 Mitgliedern der Partei unterzeichnet war und die lautete: „Die grüne Bundestagsfraktion vertritt die Parteibasis nicht mehr!“ Gegenstand der Kontroverse war das Mindeststrafmaß bei Vergewaltigung in der Ehe (vgl. Becker-Schaum 2006).¹⁸

Die Behandlung der Deutschen Einheit verdeutlicht beispielhaft die unterschiedlichen Sichtweisen von Fraktion und Partei. Die Sitzungsprotokolle der Fraktion weisen aus, dass sich die Abgeordneten intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt haben (vgl. Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien/Archiv Grünes Gedächtnis der Heinrich-Böll-Stiftung 2015). Dagegen ging der Bundestagswahlkampf der Partei Die Grünen mit seiner zentralen Parole „Alle reden von Deutschland. Wir reden vom Wetter“ an der politischen Realität vorbei, was einer der Gründe für die Niederlage bei der Bundestagswahl war.

Ein solches Auseinanderdriften von Partei und Fraktion sollte sich 1994 keinesfalls wiederholen. Die Fraktion gab sich eine Geschäftsordnung, in der sie sich auf einen kooperativen Stil bzw. auf die Zusammenarbeit mit der Parteiführung verpflichtete. Der Entwurf enthielt im Paragraphen „Zusammenarbeit mit dem Bundesvorstand“ einen entsprechenden Passus, der bereits in der konstituierenden Sitzung vorlag und ohne Änderungen beschlossen wurde: „Mindestens einmal im Monat wird der Bundesvorstand zu einer gemeinsamen Besprechung mit dem Fraktionsvorstand eingeladen“ (AGG, B.II.3, vorl. Sign. 2339). Eine entsprechende Regelung hat es in den früheren Wahlperioden nicht gegeben, und die fallweise vereinbarten Termine waren meistens kurzfristig abgesagt worden.

Simone Probst, die als Mitglied des Fraktionsvorstandes an allen Gremiensitzungen der Fraktion – Fraktionsversammlung, Geschäftsführender Fraktionsvorstand, Erweiterter Fraktionsvorstand (mit den fünf Koordinatoren der Arbeitskreise) – und an den gemeinsamen Sitzungen von Bundes- und Fraktionsvorstand teilnahm, hatte einen guten Überblick über die tatsächliche Arbeitsverteilung zwischen den Gremien.

¹⁸ Vgl. Die grüne Bundestagsfraktion vertritt die Parteibasis nicht mehr!, *Frankfurter Rundschau* vom 27.05.1988.

Das wichtigste Gremium war, glaube ich, aber eher der Fraktionsvorstand, der sich vor den Sitzungen mit dem Parteivorstand getroffen hat. Da sind die wesentlichen Entscheidungen getroffen (worden) (Probst: 26).

Der Fraktionsvorstand bündelte die strategischen und operativen Entscheidungen. Im Rahmen der gemeinsamen Sitzungen mit dem Bundesvorstand wurden parlamentarische Strategien wie auch Themen von allgemeinem Parteiinteresse, zum Beispiel die Stiftungsreform oder die doppelte Staatsbürgerschaft, besprochen. Laut den Protokollen tagten der Bundes- und Fraktionsvorstand im ersten halben Jahr deutlich häufiger gemeinsam als die in der Satzung festgelegte Mindestzahl. Simone Probst erinnerte sich, dass es „richtig gute Diskussionen“ waren. Durch die enge Verzahnung mit der Partei und die engen Abstimmungen konnte der geschäftsführende Fraktionsvorstand in den eigenen Sitzungen die operativen Geschäfte, die häufig mit viel zeitlichem Aufwand verbunden waren, erledigen, ohne dass dies zu Lasten der inhaltlichen Fraktionsarbeit ging (Probst: 28).

Simone Probst beobachtete, wie die beiden Vorsitzenden ihre Führungsaufgabe unterschiedlich wahrnahmen:

Müssen die Leute immer gleich sein? Ich fand, dass Kerstin ein viel stärkeres Gewicht in die Fraktion hatte, also jetzt auch, um Politik mitzubestimmen, auch viel kommunikativer [...] (Probst: 26).

Kerstin Müller deutete die Fraktionssprecherin als eine moderierende und integrierende Rolle. Im Interview sagte sie, dass ihr die Arbeit an der Fraktionsspitze Spaß gemacht habe, vor allem weil sie auf ihr Verhandlungsgeschick und ihre kommunikativen Stärken zurückgreifen konnte:

Ich kann Kompromisse finden und dann auch sehen: Das ist positiv grün, das ist nicht. Das ist die Grenze, soweit können wir gehen. Soweit können wir nicht gehen. Dafür habe ich, glaube ich, ein sehr gutes Gespür – vielleicht, weil ich immer so nah an der Partei dran war und deshalb auch wusste: Da sind Grenzen und da nicht (Müller: 35).

Dabei war ihr durchaus bewusst, dass ihr integrativer Kurs nicht gut geeignet war, von den Medien wahrgenommen zu werden, und sie viel Kraft in die innerfraktionelle Kommunikation und in die Abstimmung mit den linken Kreisen steckte, was nach außen nicht sichtbar wurde (Müller: 37).

Simone Probsts Beobachtungen aus der Vorstandsarbeit und Kerstin Müllers Selbstwahrnehmung kontrastieren mit dem Bild, das die Medien zeichneten. Hier schlug die viel stärkere Medienpräsenz von Joschka Fischer durch. Außerdem berichtete die Presse ausgiebig über Konflikte bei den Grünen, insbesondere als sich die beiden Fraktionssprecher im Streit um den richtigen Kurs im Bosnienkrieg offene Briefe schrieben.

5. Bosnienkrieg

Kein anderes Thema hat die grüne Bundestagsfraktion so sehr beschäftigt, wie die Auseinandersetzung um eine mögliche deutsche Beteiligung an den Einsätzen der NATO

in Bosnien. Der Ausgangspunkt war, dass die Europäische Gemeinschaft Anfang 1992 die Unabhängigkeit von Slowenien und Kroatien anerkannt und Bosnien-Herzegowina eine ähnliche Anerkennung in Aussicht gestellt hatte, wenn es ein entsprechendes Referendum durchführen würde. Nach einem erfolgreichen Referendum rief Alija Izetbegovic den unabhängigen neuen Staat Bosnien-Herzegowina aus. Die serbische Volksgruppe leistete von Beginn an bewaffneten Widerstand. Der sich daraufhin entwickelnde Bosnienkrieg dauerte von 1992 bis 1995 und wurde durch das Friedensabkommen von Dayton beendet.

Die Aktualität des Krieges rief bei der Bundestagsgruppe Bündnis 90/Die Grünen aus den neuen Bundesländern und bei der Partei Die Grünen im Westen konträre Reaktionen hervor. Die Abgeordneten Vera Wollenberger, Gerd Poppe und die Bundestagsgruppe forderten in einem Antrag im Bundestag, dass eine Blauhelmtruppe unter der Beteiligung der Bundeswehr den Schutz der bosnischen Zivilbevölkerung sichern solle,¹⁹ während sich Die Grünen in der Tradition der Friedensbewegung der 1980er Jahre gegen jegliche Bundeswehreinätze außerhalb des NATO-Gebietes stellten. Nachdem im Januar 1993 Parteitage von Bündnis 90 und den Grünen die Fusion zu einer gemeinsamen Partei beschlossen hatten, diskutierten sie auf einem der ersten gemeinsamen Parteitage im Oktober 1993 in Bonn ihre friedenspolitischen Grundsätze. Dabei setzten sich im Wesentlichen die Grünen aus dem Westen mit ihren pazifistischen Positionen durch. Der Bonner Beschluss „Gewaltfreiheit und Menschenrechte“ war für die neue Bundestagsfraktion an sich bindend:

Bündnis 90/Die Grünen stehen politisch in der Tradition von Pazifismus, Antimilitarismus, Antifaschismus, internationaler Solidarität und des Einsatzes für die universelle Geltung der Menschenrechte. Aus der Verpflichtung auf diese Werte und aus der Verantwortung gegenüber den Lehren der deutschen Geschichte treten Bündnis 90/Die Grünen für eine konsequente Entmilitarisierung der internationalen Politik ein. [...] Wir sind überzeugt, dass die Durchsetzung einer ökologisch-solidarischen Weltfriedensordnung nur mit dem Einsatz ziviler Mittel erreicht werden kann (Beschluss vom 9.10.1993, in: AGG, B.I.3, vorl. Sign. 75).

Dieser Beschluss ist in das Wahlprogramm von 1994 eingeflossen, mit dem unsere InterviewpartnerInnen Wahlkampf gemacht haben. Insbesondere wendete sich das Wahlprogramm mit deutlichen Worten gegen die Militarisierung der Außenpolitik von Kohl und Genscher.

Die UNO hatte eine Reihe von bosnischen Städten zu Schutzzonen für die Zivilbevölkerung erklärt und dort Blauhelmsruppen stationiert. Diese Städte wurden von den serbischen Truppen belagert. Im Sommer 1995 spitzte sich die Lage der Schutzzonen immer mehr zu. Das Konzept der Friedenssicherung durch Blauhelmsruppen erwies sich als wirkungslos. Einige Städte wurden erobert und die Bevölkerung vertrieben, Frauen wurden massenhaft vergewaltigt, Männer und Jungen ermordet.

19 Antrag der Bundestagsgruppe „Für eine Zivilisierung internationaler Beziehungen – Politik nicht-militärischer Konfliktlösung“, Drucksache 12/3014 vom 02.07.1992.
<http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/12/030/1203014.pdf> (21.4.2018).

Eine der Reaktionen der NATO und der Europäischen Gemeinschaft war die Aufstellung einer Schnellen Eingreiftruppe. Der diesbezügliche Antrag der Bundesregierung wurde im Bundestag am 30. Juni 1995 in einer Plenardebatte diskutiert und beschlossen. Dazu brachte die Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen einen Entschließungsantrag ein, der die Beteiligung der Bundeswehr an dieser Eingreiftruppe ablehnte und ganz auf Initiativen zu einer friedlichen Konfliktlösung setzte (vgl. Protokoll der Fraktionssitzung vom 27.06.1995, AGG, B.II.3, vorl. Sign. 4230). Aber die Wortmeldungen der einzelnen Abgeordneten in der Plenardebatte zeigen, dass die Haltung in der Fraktion keineswegs einheitlich war. Alle drei Mitglieder des Auswärtigen Ausschusses und damit die prominentesten Vertreter der Außenpolitik der Fraktion, Schoppe, Lippelt und Poppe, stimmten dem Antrag der Bundesregierung zu. Antje Hermenau, die sich als einzige von unseren InterviewpartnerInnen zu Wort gemeldet hatte, führte aus:

Vielleicht ist es meine Schwäche, nicht mitanzusehen zu können, dass die Bosnier wegen der Entscheidungsunfähigkeit des UN-Sicherheitsrates geopfert werden sollen. Deshalb lehne ich den Entschließungsantrag der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN in dieser Konsequenz ab. Dem Antrag der Bundesregierung kann ich nicht zustimmen, weil er eine so deutliche Klausel zur Rückzugssicherung der UN-Truppen enthält und ich diese Verknüpfung der Hilfe mit der Androhung, sich ansonsten zurückzuziehen, nicht mittragen kann.²⁰

Die Debatte im Bundestag offenbarte die Zerrissenheit innerhalb der Fraktion, woraufhin die Wortführer in Fraktion und Partei sich in Artikeln und offenen Briefen zu Wort meldeten. Joschka Fischer eröffnete am 30. Juli 1995 die Debatte mit einem offenen Brief an die Bundestagsfraktion und die Partei. Seine Analyse des Bosnienkrieges betonte die Unzulänglichkeit der Beschlusslage zum Krieg:

Wir werden gegenwärtig mit einer Gewaltentwicklung in Bosnien konfrontiert, die unsere bisherigen Lösungsansätze massiv in Frage stellt (Fischer: 1995).

Er forderte, dass in dieser für das eigene Selbstverständnis so fundamentalen Frage nicht die Fraktion und der Bundesvorstand allein entscheiden sollten, sondern ein Parteitag einberufen werden sollte.

Joschka Fischers Äußerungen lösten eine Welle von Antworten aus. Die bekannteste Entgegnung ist der offene Brief von den ausgewiesenen Vertretern der Parteilinken, angeführt von Kerstin Müller. Der offene Brief vom 31. Oktober 1995 richtete sich an die Parteibasis und bereitete die Diskussion beim Parteitag einen Monat später vor. Die Autoren forderten Joschka Fischer auf, „die authentischen grünen Positionen gegen den Anpassungsdruck des Mainstream offensiv zu vertreten“. Inhaltlich bekräftigten die AutorInnen die pazifistische Grundlinie der Partei und warfen Joschka Fischer vor, militärische Lösungen zu einer Option grüner Außenpolitik zu machen.²¹

20 Deutscher Bundestag, Stenographischer Bericht der 48. Sitzung, 30.06.1995, S. 4033 (A). <http://dip21.bundestag.de/dip21/btp/13/13048.pdf> (18.3.2018).

21 Kerstin Müller, Claudia Roth, Jürgen Trittin, Ludger Volmer: Wohin führt die Forderung nach einer militärischen Interventionspflicht gegen Völkermord? Ein offener Brief an die Mitglieder von Bündnis

Beim Bremer Parteitag Anfang Dezember 1995, auf dem die Haltung der Partei zum Bosnienkrieg entschieden werden sollte, gab es eine größere Anzahl von Anträgen, von denen vor allem drei die Debatte dominierten. Ein Antrag von Ludger Volmer und anderen, der den Parteibeschluss von 1993 fortschrieb, dann ein Antrag von Lühr Henken und anderen aus dem Umfeld der Bundesarbeitsgemeinschaft Frieden und Internationales, der auf die Konfliktprävention abstellte, und schließlich der Antrag von Hubert Kleinert und anderen, der für die Möglichkeit der bewaffneten Einsätze im Fall von schweren Menschenrechtsverletzungen plädierte. Nach einer langen Debatte fand der Antrag von Ludger Volmer zwar eine Mehrheit, aber wie die Mehrheit zustande kam, machte den Beschluss mehr als problematisch. In der Endabstimmung hatten nur 268 Delegierte dem Antrag zugestimmt. Der Großteil der knapp 700 Delegierten hatte an dieser Abstimmung nicht mehr teilgenommen.²² Die Bundestagsfraktion jedenfalls fühlte sich diesem Beschluss nicht verpflichtet. Gegen die ursprüngliche Intention wurde die Haltung der Partei in dieser Frage damit nicht geklärt; stattdessen hatten die Bundestagsabgeordneten freie Hand, wie sie sich bezüglich des nächsten Bundeswehreinsatzes entscheiden würden. Ein paar Tage nach dem Parteitag fand im Bundestag die Abstimmung zum Beitrag der Bundesrepublik zur Sicherung des Friedens von Dayton statt. Auch dazu lag den Delegierten in Bremen ein Antrag „Ja zum Friedensschluss von Dayton – Nein zur Politik von Kohl, Kinkel und Rühle“ vor. Der diesbezügliche Beschluss, der von einer großen Mehrheit der Delegierten angenommen wurde, begrüßte den Friedensschluss, lehnte jedoch den von der Bundesregierung vorgesehen Einsatz der Bundeswehr, insbesondere den Einsatz von Kampfflugzeugen und Bodentruppen ab. Als es am 6. Dezember 1995 zur Abstimmung im Bundestag kam, zeigte sich die Fraktion genauso gespalten, wie es der Bremer Parteitag in der Grundsatzentscheidung gewesen war.²³ 22 bündnisgrüne Abgeordnete stimmten für den Regierungsantrag, 22 stimmten dagegen, und fünf enthielten sich. Von unseren InterviewpartnerInnen hatten zwei (Berninger und Hermenau) mit der Regierung, die anderen sechs gegen sie gestimmt.²⁴

Der Bundestag stimmte mit einer sehr großen Mehrheit für den Regierungsantrag. In der Folge fand die Stationierung der NATO-Kontingente einschließlich der Bundeswehr in Bosnien-Herzegowina statt. Mitglieder der grünen Bundestagsfraktion nahmen im Laufe des Jahres 1996 an verschiedenen Delegationsreisen nach Bosnien-Herzegowina teil. Kerstin Müller war an zwei Reisen beteiligt. Die erste vom 8. bis 14. März 1996 war eine Delegationsreise der Partei- und Fraktionsführung.²⁵ An der zweiten Reise vom 20. bis 25. Oktober 1996 nahmen außer ihr Winfried Nachtwei, Gerd Poppe, Marieluise Beck und Werner Schulz teil. Auf dieser Reise kamen sie mit Vertretern der

90/Die Grünen, vom 31.10.1995, in: AGG, A – Kerstin Müller, vorl. Sign. 198. Siehe hier auch die Entwurfsfassungen des Briefes.

22 Vgl. Protokoll der Bundesversammlung in Bremen am 1.-3.12.1995, in: AGG, B.I.10, vorl. Sign. 606.

23 Vgl. das Protokoll der Fraktionssitzung vom 5.12.1995 mit der Vorbereitung auf die Abstimmung im Bundestag, in AGG, B.II.3, vorl. Sign. 2340.

24 Deutscher Bundestag, Stenographischer Bericht der 76. Sitzung, 06.12.1995, S. 6670 (B). <http://dip21.bundestag.de/dip21/btp/13/13076.pdf> (20.3.2018).

25 Teilnehmende Bundestagsabgeordnete waren Kerstin Müller, Amke Dietert-Scheuer und Helmut Lippelt. Gegenstand der Delegationsreise war die Situation der Flüchtlinge innerhalb des Kriegsgebiets und die Unmöglichkeit der ins Ausland Geflüchteten zurückzukehren. Siehe dazu: AGG, A – Kerstin Müller, vorl. Sign. 219.

Verwaltung, der Zivilgesellschaft, der Opfer, aber auch mit Vertretern des Militärs einschließlich der Bundeswehrangehörigen zusammen. Dadurch wurde die generelle Kriegsdebatte auf die Suche nach konkreten und operativen Lösungen im Bosnien gelenkt und damit entideologisiert.²⁶

Kerstin Müller konnte sich im Interview an zahlreiche Details der Reise erinnern, die für sie die entscheidende Wegmarke ihrer friedenspolitischer Haltung war. Die Begegnung mit den Opfern stimmte sie nachdenklich. Sie wurde mit der Frage konfrontiert, wie sie als Grüne solche Gräueltaten zulassen konnten. Sie selbst hatte gegen den Kriegseinsatz gestimmt und fragte sich nun:

Stimmt ja eigentlich! Ich kann's eigentlich auch nicht erklären. Wie erkläre ich es? Wie ist es vereinbar? Warum haben wir das nicht gemacht? Weil man das der Partei nicht erklären kann, was es bedeutet, dass Faschisten tausende von Leuten umbringen. Was Konzentrationslager im 20. Jahrhundert sind und Massenvergewaltigung. Das sieht man zwar, aber das ist ja weit weg (Müller; 46 f.).

Als Kerstin Müller im Oktober 1996 auf die Reise ging, war sie innerlich noch immer gegen den Bosnieninsatz gestimmt. Nach der Rückkehr teilte sie ihre Betroffenheit, zugleich die der gesamten Delegation, in einem Artikel mit:

Eine der für mich beeindruckendsten Begegnungen war die mit Bischof Franjo Komarica in Banja Luka. Er fragte uns: „Warum habt ihr uns allein gelassen mit diesen Verbrechern? Gelten Werte wie Humanismus überhaupt noch etwa in Europa, wenn ihr uns diesen Faschisten überlaßt?“²⁷

Die Erfahrungen während der Reise waren derart tiefgehend, dass sie einen Denkprozess in Gang setzten und Kerstin Müller ihre abstrakt-pazifistische Haltung schließlich änderte.

Das Besondere an der Bosniendebatte war, dass alle Abgeordneten, und natürlich auch alle von uns interviewten, ihre persönliche Überzeugung in dieser Frage hatten, egal ob sie außenpolitische/r oder sportpolitische/r SprecherIn waren. Die Frage von Krieg und Frieden ist eine Grundentscheidung jeder Politik. Innerhalb der Grünen wurde seit der Wende 1989/90 diese Debatte intensiv geführt, und in der Wahlperiode von 1994 bis 1998 erreichte sie mit der Bosniendebatte einen ersten Höhepunkt. Die nachfolgende Regierungszeit mit der Entscheidung zum Kosovokrieg und dem Krieg gegen den Terror brachte einen weiteren Höhepunkt der Auseinandersetzung um das pazifistische Selbstverständnis.

Alle von uns interviewten Abgeordneten hatten eine lebhaftere Erinnerung an die Debatte über den Bosnienkrieg. Simone Probst erinnerte sich, dass es sich niemand in der Fraktion mit der Haltung zum Militäreinsatz leicht gemacht hatte. Trotzdem nahm sie die Diskussion innerhalb der Fraktion produktiv wahr:

²⁶ Vgl. Jahresbilanz des Arbeitskreises V – Außenpolitik, Menschenrechte, Abrüstung, in: AGG, A – Waltraud Schoppe, vorl. Sign. 157.

²⁷ Kerstin Müller: Wie weiter in Bosnien?, in: AGG, A – Kerstin Müller, vorl. Sign. 152.

Da fand ich die Diskussion in der Fraktion immer total gut. Auf dem Parteitag war irgendwie auch wieder so hin und her. Ich glaub, es hat sich wirklich keiner irgendwie das damit leicht gemacht (Probst: 48).

Ganz entgegengesetzt ist die Erinnerung von Steffi Lemke, die von der Debattenführung stark irritiert war:

Also keine guten Diskussionen, keine zielführenden oder fruchtbringenden Diskussionen über die Frage, unter welchen Umständen militärische Gewalt möglicherweise von uns legitimiert werden sollte. Das waren Debatten, die sind verbissen und konfrontativ geführt worden auf eine Art und Weise, wie eigentlich auch gar keine Annäherung stattfinden konnte (Lemke: 39).

Beide Erinnerungen stehen für die tiefe Gespaltenheit der Fraktion, die eine einfache Mehrheitsentscheidung nahezu ausschloss. Vielmehr handelte sich um einen langwierigen Prozess, in dessen Verlauf tiefe Gräben in der Fraktion aufrissen und der schmerzhaftesten Spuren bei den Beteiligten hinterließ. Diese innerparteiliche Auseinandersetzung dauerte bis zur Afghanistanentscheidung über den Krieg gegen den Terror im Jahr 2002.

Nach wie vor ist die radikalpazifistische Überzeugung eine Position, die man üblicherweise mit den Grünen verbindet, die aber angesichts des Bosnienkrieges ihre Eindeutigkeit und schließlich ihre Dominanz eingebüßt hat. Innerhalb unserer Gruppe sind Steffi Lemke und Ursula Schönberger Vertreterinnen des Pazifismus. In den Abstimmungen votierten sie konsequent gegen jeden Einsatz der Bundeswehr. Auch Matthias Berninger fand die pazifistischen Argumente ursprünglich überzeugend, machte aber an der Bosniendebatte einen inneren Prozess durch:

Anfangs fand ich eigentlich das Argument überzeugend zu sagen: Wenn man sich die Deutschen anguckt und die Geschichte anguckt und sich den Partisanenkrieg anguckt, warum sollen ausgerechnet die Deutschen – jetzt kommt noch die deutsche Einheit, also dieses Gefühl, dass dieses Land wieder größer und mächtiger wird – sich daran beteiligen? Das war das für mich am Anfang – ich glaube bis weit in 94 rein – beherrschende Argument. [...] Und dann hatten wir eine Abstimmung im Bundestag, wo du gleichviel Befürworter, Gegner und Enthaltungen hattest [zu Dayton]. Das war der Moment, wo ich meine Meinung geändert hab zu Gunsten einer militärischen Intervention (Berninger: 23).

Matthias Berningers Erinnerungen bieten Einblick in den Prozess, den viele Abgeordnete der Grünen in einer ähnlichen Form durchgemacht haben. Am Ende stand eine gewandelte Position, die militärische Einsätze nicht *per se* ablehnt, sondern in Fällen gravierender Menschenrechtsverletzungen rechtfertigt. Volker Beck, der als langjähriger Abgeordneter den Prozess sowohl beobachtet als auch mitgemacht hat, fasste ihn im Interview folgendermaßen zusammen:

Das war gar nicht realitätstauglich. Das fiel uns einfach als aus der Friedensbewegung kommend schwer zu denken, dass das, was vorher in der Block-Konfrontationslogik richtig war, in den neuen Unordnungen nicht getragen hat (Beck: 30).

Die Bosniendebatte hatte einen zentralen Stellenwert für sämtliche Abgeordnete. Es war keine Politikfelddebatte, sondern eine, an der alle teilnahmen und in deren Verlauf sie nuancierte Haltungen entwickelten, je nachdem welche Rolle sie in der Fraktion hatten und welche Erfahrungen sie gemacht hatten. Die internen Dynamiken spielten dabei eine wesentliche Rolle. Die Auseinandersetzung hatte nicht nur für die Fraktion Bedeutung, sondern erwies sich als Meilenstein in der grünen Parteigeschichte, insbesondere auf dem Weg hin zu der rot-grünen Koalition.

6. Fazit

Wir haben die jungen Abgeordneten von ihren ersten Schritten hin zu den Grünen, über den teils steinigen Weg in den Bundestag und den Aufstieg in der Fraktion bis zu ihrem Agieren in der Bosnienfrage, einem der Wendepunkte der grünen Parteigeschichte, begleitet. Auch wenn sie von außen als die jungen Grünen wahrgenommen wurden, verstanden sie sich nicht als Gruppe, noch weniger als neue Generation der Grünen, und sie agierten auch nicht als solche.

Sie waren in ihrer Jugend Zeugen des Niedergangs einer Diktatur, der deutschen Wiedervereinigung und der Entstehung eines neuen Staates. Obwohl sie alle ZeitgenossInnen dieser Ereignisse waren, bedeuteten sie nur für zwei von ihnen, Antje Hermenau und Steffi Lemke, eine grundlegende Veränderung ihres Lebens. Beide brachten im Interview die große Wichtigkeit dieser „speziellen Zeit“ für ihre Biographie zum Ausdruck. Steffi Lemke beschrieb nicht nur das „irrsinnige Tempo“ der Veränderungen, sondern vor allem das „erhebende Gefühl“ in dieser Zeit (T Lemke: 21, 25). Antje Hermenau formulierte:

Ich würde eigentlich jeder Generation wünschen, dass sie einmal so einen Bruch im Leben erlebt, damit sie in der Lage ist, das Leben besser zu beurteilen. Ich glaube, dass ein Mensch einen historischen Bruch im Leben braucht (Hermenau: 17).

Für die anderen sechs hatten diese Ereignisse keine irgendwie vergleichbare Tragweite, auch wenn sie wie Andrea Fischer am 9. November 1989 den Fall der Mauer in Berlin aus nächster Nähe miterlebt oder wie Volker Beck Verwandte in der DDR hatten. Auch deshalb bilden die acht jungen Abgeordneten keine einheitliche Gruppe. Die Wiedervereinigung brachte so etwas wie ein „Spaltungselement“ in die Grünen hinein. In der gesamten Bundestagsfraktion gab es nur fünf Abgeordnete aus der ehemaligen DDR, die von ihren 44 Kollegen vorsichtig beäugt wurden.

In unserer Analyse haben wir festgestellt, dass es keine Eigenschaften, Erfahrungen oder Ereignisse gibt, die die acht Abgeordneten als Einheit definieren. Trotzdem wollten wir von dieser Gruppe wissen, welche neuen Impulse sie gesetzt haben. Schaut man sich die einzelnen Abgeordneten daraufhin an, wie sie ihre Rolle als junge PolitikerInnen und ihre Funktion als SprecherIn in ihrem Politikfeld wahrgenommen haben, dann

stellt man fest, dass sie trotz ihrer Unerfahrenheit durchaus innovativ waren. Sie starteten Initiativen und Projekte und erweiterten dadurch die Politikfelder der Grünen. Außerdem unterschied sich ihr Politikstil deutlich von dem der 1980er Jahre, indem sie auf Symbolpolitik weitgehend verzichteten und sich eher inhaltlich profilierten. In der Bosniendebatte wurde deutlich, dass sie eigene Positionen entwickelten und vertraten, häufig gegen die dominierende Parteilinie, dass sie aber auch in der Lage waren, auf neue Faktenlagen konstruktiv zu reagieren. Die gesamte Bosniendebatte wurde innerhalb der Partei, und nicht nur in der Bundestagsfraktion, hoch ideologisch geführt. Davon setzten sich die meisten der acht jüngsten Abgeordneten mit ihrer pragmatisch-konstruktiven Herangehensweise ab. Insgesamt war ihr Politikstil nicht vom ideologischen Überbau bestimmt. Dies ist umso bemerkenswerter, als sie alle davon profitierten, dass sie ihre Parteikarriere als jung und links gestartet haben. Die Mehrheit von ihnen konnte auf linke Netzwerke auf dem Weg in die Fraktion und als Abgeordnete zurückgreifen. Dies gilt besonders für Kerstin Müller, die durch ihre Verankerung bei den Linken zur Fraktionsvorsitzenden aufstieg. In Einzelfällen kamen auch andere Netzwerke zum Tragen, so zum Beispiel die Grüne Jugend, die Anti-Atombewegung und die Schwulenbewegung.

Die acht Abgeordneten hatten ein durchaus positives Verhältnis zu der Parteikarriere, deren Start wir in diesem Aufsatz beschrieben haben. Ihr Wille zu regieren war deutlich ausgeprägt. Die Legislaturperiode von 1994 bis 1998 war eine Phase, in der sich die Grünen auf eine Regierungsbeteiligung vorbereiteten. Die acht Abgeordneten, die wir interviewt haben, können als Protagonisten auf diesem Weg betrachtet werden.

ARCHIVQUELLEN

Archiv Grünes Gedächtnis der Heinrich-Böll-Stiftung (AGG), Berlin

A - Kerstin Müller, vorl. Sign. 152, vorl. Sign. 198, vorl. Sign. 219.

A - Waltraud Schoppe, vorl. Sign. 157.

B.I.10 - Bündnis 90/Die Grünen, vorl. Sign. 606.

B.II.3 - Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen 1994-1998, Sign. 57, 59, vorl. Sign. 75, vorl. Sign. 2339, vorl. Sign. 2340, vorl. Sign. 4230.

C Hessen I.1 - Bündnis 90/Die Grünen Hessen, Sign. 118, 474.

C NRW I.1. - Bündnis 90/Die Grünen Nordrhein-Westfalen, vorl. Sign. 1182, vorl. Sign. 1269, vorl. Sign. 1398.

INTERVIEWS

Transkript des Interviews mit Volker Beck, geführt am 04.04.2017 in Berlin: (Beck).

Transkript des Interviews mit Matthias Berninger, geführt am 25.08.2017 in Berlin: (Berninger).

Transkript des Interviews mit Andrea Fischer, geführt am 14.09.2017 in Berlin: (Fischer).

Transkript des Interviews mit Antje Hermenau, geführt am 17.01.2017 in Dresden: (Hermenau).

Transkript des Interviews mit Steffi Lemke, geführt am 02.05.2017 in Dessau: (Lemke).

Transkript des Interviews mit Kerstin Müller, geführt am 26.04.2017 in Tel Aviv: (Müller).

Transkript des Interviews mit Simone Probst, geführt am 24.02.2017 in Berlin: (Probst).

Transkript des Interviews mit Ursula Schönberger, geführt am 16.03.2017 in Salzgitter: (Schönberger).

LITERATUR

- Becker-Schaum, Christoph (2006): Kommentar. Ökosozialisten vs. Undogmatische Linke, in: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Grünes Gedächtnis 2007, 59-64.
- Becker-Schaum, Christoph (2018 a): Conceptual Remarks on Oral History, in: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Experiences in Oral History. Contemporary witness interviews in archive organizations and historical research, Berlin, 27-29.
www.boell.de/en/2018/10/29/experiences-oral-history.
- Becker-Schaum, Christoph (2018 b): Die Grünen als Anti-Parteien-Partei?, in: Olivier Hanse, Annette Lensing und Birgit Metzger (dir./Hg.): Mission écologie. Tensions entre conservatisme et progressisme dans une perspective franco-allemande / Auftrag Ökologie. Konservativ-progressive Ambivalenzen in deutsch-französischer Perspektive, Brüssel, 229-253.
- Birthler, Marianne (2014): Halbes Land. Ganzes Land. Ganzes Leben. Erinnerungen, München.
- Bösch, Frank (2019): Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann, München.
- Bracher, Karl Dietrich (1971): Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtzerfalls in der Demokratie, 5. Aufl., Villingen.
- Brandt, Peter und Rudolf Steinke (1984): Gruppe Internationale Marxisten, in: Richard Stöss (Hg.): Parteien-Handbuch. Die Parteien der Bundesrepublik Deutschland 1945-1980, Bd. II, Opladen, 1599-1647.
- Bruns, Manfred (1994): Lesben. Schwule. Partnerschaften. Hg. vom Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport, Berlin. <https://www.lsvd.de/homosexualitaet/rueckblicke/aktion-standesamt.html>.
- Bude, Heinz (2005): „Generation“ im Kontext. Von den Kriegs- zu den Wohlfahrtsstaatsgenerationen, in: Ulrike Jureit und Michael Wildt (Hg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg, 28-44.
- Bündnis 90/Die Grünen (1993): Politische Grundsätze. https://www.boell.de/sites/default/files/assets/boell.de/images/download_de/publikationen/1993_002_Politische_Grundsätze_Buendnis90DieGrünen.pdf.
- Dejung, Christof (2008): Diskussionsforum. Oral History und kollektives Gedächtnis. Für eine sozialhistorische Erweiterung der Erinnerungsgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 34, Heft 1, 96-115. <https://doi.org/10.13109/gege.2008.34.1.96>
- Doering-Manteuffel, Anselm und Lutz Raphael (2010): Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, 2. Aufl., Göttingen.
- Fischer, Joschka (1995): Die Katastrophe in Bosnien und die Konsequenzen für unsere Partei Bündnis 90/Die Grünen. Ein Brief an die Bundestagsfraktion und an die Partei, in: Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen, Arbeitskreis V (Hg.): Dokumente zum Krieg in Bosnien-Herzegowina, Teil II, 1-12.
- Frevert, Ute (2005): Neue Politikgeschichte: Konzepte und Herausforderungen, in: Ute Frevert und Heinz-Gerhard Haupt (Hg.): Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung, Frankfurt am Main, 7-26.
- Forschungsgruppe Wahlen, Thomas Emmert, Matthias Jung und Dieter Roth (1998): Zwischen Konstanz und Wandel. Die Bundestagswahl vom 16. Oktober 1994, in: Max Kaase und Hans-Dieter Klingemann (Hg.): Wahlen und Wähler. Analysen aus Anlass der Bundestagswahl 1994, Opladen, Wiesbaden, 45-83.
- Gieseke, Jens und Andrea Bahr (2016): Die Staatssicherheit und die Grünen. Zwischen SED-Westpolitik und Ost-West-Kontakten, Berlin.
- Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) (2018): Die Gründungsgeneration der Grünen. Acht Interviews, Berlin.
- Jureit, Ulrike und Michael Wildt (2005): Generationen, in: Dies. (Hg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg, 7-26.

- Klecha, Stephan (2015): Niemand sollte ausgegrenzt werden. Die Kontroverse um Pädosexualität bei den frühen Grünen, in: Franz Walter und Stephan Klecha (Hg.): Die Grünen und die Pädosexualität. Eine bundesdeutsche Geschichte, Göttingen, 160-227.
- Klecha, Stephan (2017): Die Grünen zwischen Empathie und Distanz in der Pädosexualitätsfrage. Anatomie eines Lernprozesses, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-07581-1>
- Koelbl, Herlinde (1999): Spuren der Macht. Die Verwandlung des Menschen durch das Amt. Eine Langzeitstudie. München.
- Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien und Archiv Grünes Gedächtnis der Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) (2015): Die Grünen im Bundestag. Sitzungsprotokolle und Anlagen 1987-1990. Bearbeitet von Wolfgang Hölscher und Paul Kraatz, 2 Bde., Düsseldorf.
- Koselleck, Reinhart (2000): Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze, in: Ders.: Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt am Main, 27-77.
- Lipset, Seymour Martin Lipset und Stein Rokkan (1967): Cleavage Structures, Party Systems and Voter Alignments. An Introduction, in: Dies. (Hg.): Party Systems and Voter Alignments. Cross-National Perspectives, New York, 1-64.
- Mannheim, Karl (1970): Das Problem der Generationen, in: Ders.: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Hg. von Kurt H. Wolff, 2. Aufl., Neuwied am Rhein, Berlin, 509-565.
- Maubach, Franka (2013): Freie Erinnerung und mitlaufende Quellenkritik. Zur Ambivalenz der Interviewmethoden in der westdeutschen Oral History um 1980, in: BIOS 26, 1, 28-52. <https://doi.org/10.3224/bios.v26i1.16895>
- Mende, Silke (2011): „Nicht rechts, nicht links, sondern vorn“. Eine Geschichte der Gründungsgrünen, München.
- Mergel, Thomas (2002): Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: Geschichte und Gesellschaft 28, Heft 4, 574-606.
- Metzger, Birgit (2015): „Erst stirbt der Wald, dann du!“ Das Waldsterben als westdeutsches Politikum (1978-1986), Frankfurt am Main, New York.
- Miedema, Christie (2015): Vrede of vrijheid? Dilemma's, dialoog en misverstanden tussen Nederlandse en West-Duitse linkse organisaties en de Poolse oppositie in de jaren tachtig, Amsterdam.
- Milder, Stephen (2017): Greening Democracy. The Anti-Nuclear Movement and Political Environmentalism in West Germany and Beyond 1968-1983, Cambridge. <https://doi.org/10.1017/9781316471401>
- Müller-Rommel, Ferdinand und Thomas Pogutke (1992): Die Grünen, in: Alf Mintzel und Heinrich Oberreuter (Hg.): Parteien in der Bundesrepublik Deutschland, 2. Aufl., Bonn, 319-361.
- Niedermayer, Oskar (2006): Das Parteiensystem Deutschlands, in: Oskar Niedermayer, Richard Stöss und Melanie Haas (Hg.): Die Parteiensysteme Westeuropas, Wiesbaden, 109-133. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90061-2_4
- Niedermayer, Oskar (2017): Mitgliederentwicklung der Parteien, Berlin <http://www.bpb.de/politik/grundfragen/parteien-in-deutschland/zahlen-und-fakten/138672/mitgliederentwicklung>.
- Pogutke, Thomas (1993): Alternative Politics. The German Green Party, Edinburgh.
- Probst, Lothar (2015): Bündnis 90/Die Grünen. Absturz nach dem Höhenflug, in: Oskar Niedermayer (Hg.): Die Parteien nach der Bundestagswahl 2013, Wiesbaden, 135-159. https://doi.org/10.1007/978-3-658-02852-7_6
- Radkau, Joachim (2011): Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte, München. <https://doi.org/10.17104/9783406619021>
- Raschke, Joachim (1993): Die Grünen. Wie sie wurden, was sie sind, Köln.
- Raschke, Joachim (2001): Die Zukunft der Grünen. „So kann man nicht regieren“, Frankfurt am Main, New York.

- Richter, Saskia (2010): Die Aktivistin. Das Leben von Petra Kelly, München.
- Rucht, Dieter (1997): Soziale Bewegungen als demokratische Produktivkraft, in: Ansgar Klein und Rainer Schmalz-Bruns (Hg.): Politische Beteiligung und Bürgerengagement in Deutschland. Möglichkeiten und Grenzen, Bonn, 382-403.
- Stöss, Richard (1987): Parteien und soziale Bewegungen. Begriffliche Abgrenzung – Volksparteien – Neue soziale Bewegung – DIE GRÜNEN, in: Roland Roth und Dieter Rucht (Hg.): Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt am Main, New York, 277-302.
- Stöss, Richard (1997): Stabilität im Umbruch. Wahlbeständigkeit und Parteienwettbewerb im „Superwahljahr“ 1994, Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-85109-3>
- Uekötter, Frank (2011): Am Ende der Gewissheiten: Die ökologische Frage im 21. Jahrhundert, Frankfurt am Main, New York.
- Wentker, Hermann (2014): Die Grünen und Gorbatschow. Metamorphosen einer komplexen Beziehung 1985 bis 1990, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 62, Heft 4, 481-514. <https://doi.org/10.1515/vfzg-2014-0024>
- Weßels, Bernhard (1998): Wahlpräferenzen in den Regionen: Stabilität und Veränderung im Wahljahr 1994 – oder: Die „Heimkehr“ der CDU/CSU-Wähler von 1990, in: Max Kaase und Hans-Dieter Klingemann (Hg.): Wahlen und Wähler. Analysen aus Anlass der Bundestagswahl 1994, Opladen, Wiesbaden, 259-284. https://doi.org/10.1007/978-3-663-07812-8_9
- Wierling, Dorothee (2003): Oral History, in: Michael Maurer (Hg.): Aufriß der Historischen Wissenschaften. Band 7. Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart, 81-151.
- Wolfrum, Edgar (2013): Rot-Grün an der Macht. Deutschland 1998-2005, München. <https://doi.org/10.17104/9783406654381>

Zusammenfassung

Die Studie zeichnet das Gruppenportrait von acht der jüngsten Bundestagsabgeordneten von Bündnis 90/Die Grünen in der Wahlperiode von 1994 bis 1998. Für die Studie wurden biographische Interviews geführt. Das Gruppenportrait besteht aus drei Teilen. Der erste enthält die Motivationen und Wege, warum und in welchen Kontexten die Interviewten den Grünen beigetreten sind. Der zweite Teil verfolgt in acht Etappen den Weg in die Bundestagsfraktion, von der Entscheidung für die Kandidatur, die Listenparteitage ihrer Landesverbände, den Wahlkampf und den Wahltag, die Ankunft in Bonn, die konstituierende Sitzung der neuen Fraktion mit der Wahl des Fraktionsvorstandes, der Verteilung der Ausschüsse und der ersten Pressekonferenz des Vorstandes bis zum Beginn der politischen Arbeit der Fraktion. Der dritte Teil beschreibt ihre Haltung zum Bundeswehreininsatz in Bosnien. Dabei wird herausgearbeitet, wie sich ihre Position zum zentralen Konflikt der Bundesgrünen während der Wahlperiode wandelte. Zum Fazit gehört, dass die Unterschiede der Herkunft – sechs Abgeordnete kamen aus der alten Bundesrepublik, zwei aus der ehemaligen DDR – in einigen Punkten sehr ins Gewicht fallen. Auch bildeten die acht Abgeordneten keine Gruppe in dem Sinne, dass sie eine gemeinsame Haltung vertreten hätten. Wohl aber gab es eine Gemeinsamkeit hinsichtlich ihres Politikstils. Anstelle der früheren Symbolpolitik der Grünen ist ihr Politikstil pragmatischer und professioneller geworden. Insofern waren sie Protagonisten des beginnenden Generationswechsels bei den Bündnisgrünen.

Zwei Algerienkriege im Saarland?

Innenansichten aus einem Rückzugsgebiet des FLN

Lucas Hardt

1. Einleitung

Der zwischen 1954 und 1962 geführte Krieg um die Unabhängigkeit Algeriens gehört zu den wichtigsten Kapiteln der algerischen aber auch der französischen Zeitgeschichte. In Algerien beendeten die Auseinandersetzungen eine über 130 Jahre währende Kolonialherrschaft und erschütterten die Gesellschaft als Ganzes, insbesondere aufgrund der massenhaften Repressionen und Umsiedlungen durch die französische Armee (Feichtinger/Malinowski 2010; Branche 2001). In Frankreich hatte der vom algerischen *Front de Libération Nationale* (FLN) geführte Unabhängigkeitskrieg unter anderem eine neue Verfassungsordnung und anlässlich mehrerer Folterskandale sowie dem Putsch von Algier 1961 auch eine tiefgehende Entfremdung zwischen Armee und Gesellschaft zur Folge (Rioux 1990; Anderson 2018). Aufgrund dieser einschneidenden Auswirkungen auf nationalstaatlicher Ebene wurde der Algerienkrieg von der Geschichtswissenschaft lange beinahe ausschließlich im Hinblick auf seine jeweiligen Auswirkungen in Algerien und Frankreich analysiert. Dabei reproduzierten manche Historiker auch alte Stereotype und Kategorisierungen aus der Kolonialzeit (u.a. Faiyre 1995; Mathias 1998).

Dieser Aufsatz schließt an jüngere Studien an, die den Algerienkrieg auch in seiner transnationalen Dimension beleuchten und die Diversität der Erfahrungen und Positionen einzelner Akteure gegenüber einer hermetischen Einteilung in politische Lager betonen (Branche 2010; Byrne 2016; Branche/Thénault 2008). Am Beispiel der Zeitzeugenberichte von zwei algerischen FLN-Aktivist*innen, die sich während des Algerienkriegs im Saarland aufhielten, wird zunächst gezeigt, dass auch die Nachbarregionen Frankreichs, in diesem Fall das Saarland, von den Auseinandersetzungen um die algerische Frage direkt betroffen waren.¹ Das zentrale Anliegen der Analyse ist es, anhand der Unterschiede der beiden Erfahrungsberichte die Vielfalt der Konfrontationen mit dem Konflikt auch abseits der wichtigsten Kriegsschauplätze zu zeigen und damit zur Überwindung bzw. Ergänzung schematisierender Makroperspektiven auf den Algerienkrieg beizutragen.

¹ Spätestens seit 1958 wurden Belgien, die Schweiz, die Niederlande, Luxemburg, Italien und auch die Bundesrepublik zu Schauplätzen gewalttätiger Auseinandersetzungen und dienten den Aktivist*innen der verschiedenen Konfliktparteien des Kolonialkriegs als Rückzugsgebiet. Siehe hierzu insbesondere Caron 2013; Masset 1988; Bülow 2016.

2. Lange Schatten der Dekolonisierung. Der Algerienkrieg, das Saarland und die Bundesrepublik

Seit dem Beginn des französischen Überfalls auf Algerien 1830 bis zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wurde Algerien zum wichtigsten Überseegebiet des französischen Staates. Bereits 1848 wurde Algerien zu einem integralen Bestandteil Frankreichs erklärt, was den privilegierten Status der später zugezogenen europäischen Siedler sichern und legitimieren sollte. Algerier muslimischen Glaubens galten bis zur Unabhängigkeit 1962 offiziell als Franzosen, deren niederer Rechtstatus als „Französische Muslime Algeriens“ mit dem Respekt vor ihrer Konfession und Kultur begründet wurde. Mit Blick auf diese besondere Konstellation wurde der algerische Unabhängigkeitskrieg auch als „dreifacher Bürgerkrieg“ bezeichnet (Eveno 2005; 127-136). Zwischen 1954 und 1962 waren zunächst offiziell als Franzosen geltende Algerier mit Franzosen europäischer Abstammung in gewalttätige Auseinandersetzungen verwickelt. Darüber hinaus gab es auch inneralgerische Kämpfe zwischen den verfeindeten Untergrundorganisationen FLN und *Mouvement national algérien* (MNA). Schließlich führten französische Terrororganisationen, insbesondere die *Organisation de l'armée secrète* (OAS), während der Endphase des Krieges, mehrere Attentate gegen Zivilisten und Repräsentanten des französischen Staates durch (vgl. als Überblick Thénault 2005).

Nach der Auslösung des Unabhängigkeitskriegs am 1. November 1954 trotzte der FLN der militärischen Übermacht Frankreichs vor allem durch Attentate, Demonstrationen und diplomatischen Druck im Rahmen der UNO. Zugleich zielte die Organisation auf die Vernichtung ihres algerischen Konkurrenten MNA, um die alleinige Führung des Befreiungskampfs und damit auch die Kontrolle über den zukünftigen algerischen Staat zu erlangen.² Während der MNA dem letztendlich siegreichen FLN kaum etwas entgegensetzen konnte, reagierte die französische Armee auf dessen Aktivitäten mit zahlreichen Massakern und Folterungen sowie der Errichtung eines umfangreichen Lagersystems in Algerien.

Innerhalb der sogenannten Metropole, dem europäischen Teil Frankreichs, lebten zu Beginn des Algerienkriegs etwa 300.000 Algerier, die sich dort als Arbeitsmigranten meist nur temporär angesiedelt hatten. Auch sie gerieten aufgrund der regen Aktivitäten des FLN unter den Generalverdacht, die Rebellion zu unterstützen. So wurden auch in Frankreich lebende Algerier ungeachtet ihrer französischen Staatsbürgerschaft mit Sondermaßnahmen, gezielter Schikane und massiver Polizeigewalt konfrontiert (House/MacMaster 2008; Blanchard 2011).

Aufgrund der durch den Unabhängigkeitskrieg zunehmend angespannten politischen Lage in Frankreich flohen seit Beginn des Jahres 1958 tausende Algerier in eines der europäischen Nachbarländer. Der durch Offensiven der Polizei mehrfach geschwächte FLN verlegte die Zentrale seines für die Metropole zuständigen Ablegers von Paris in den Raum Köln-Bonn. So wurde auch die Bundesrepublik zu einem Austragungsort der Auseinandersetzungen um die politische Zukunft Algeriens. Besonders sichtbar machten dies vor allem Skandale um Waffenlieferungen an die algerischen Rebellen, diverse Sprengstoffattentate des französischen Geheimdienstes gegen Algerier und deren Unterstützer sowie Schlägereien bis hin zu einigen Morden unter Algeriern (Bülow 2016).

2 Zur Geschichte des FLN während des Unabhängigkeitskrieges siehe Meynier 2002.

Die Regierung Konrad Adenauers stufte die algerische Zuwanderung in die Bundesrepublik von Anfang an als Risiko für die innere Sicherheit ein. Im Umgang mit diesen als besonders bedrohlich wahrgenommenen Migranten, die offiziell als vollwertige französische Staatsbürger zu gelten hatten, musste Bonn jedoch neben den Asylbestimmungen des Grundgesetzes auch auf die Interessen des französischen Bündnispartners Rücksicht nehmen sowie nicht zuletzt die Position der arabischen Staaten, die auf der Seite des FLN standen. Im Sinne der Hallstein-Doktrin sollten letztere insbesondere von einer Anerkennung der DDR abgehalten werden, welche die algerischen Unabhängigkeitsbestrebungen diplomatisch unterstützte (Taubert 2010). Für Bonn gab es bei einer Verwicklung in den Kolonialkrieg nichts zu gewinnen.

Die zwischen 1958 und 1960 ausgearbeiteten Richtlinien des Bundesinnenministeriums für den polizeilichen Umgang mit Algeriern bestanden vor allem darin, Algerier nach Möglichkeit bereits bei der Einreise abzuweisen. Im Falle eines Überquerens der Grenze sollten sie als potenzielle Bedrohung für die Zivilbevölkerung überwacht werden. Mit den französischen Geheimdiensten, die auf eine möglichst umfassende Überwachung aller Algerier in der BRD drängten, kooperierten die deutschen Beamten diesbezüglich vor allem in Form eines Austauschs von Informationen. Die politisch brisante Frage des Rechts auf Asyl der Migranten wurde dadurch umgangen, dass Algerier auf drei Monate befristete Sonderaufenthaltspapiere bekommen sollten, sogenannte blaue Karten, die ihnen den Zugang zum Arbeitsmarkt eröffneten. Unter außerordentlich rigiden Bedingungen gewährte die BRD Algeriern somit einen gewissen Schutz, was im Sinne der Staaten war, die den FLN unterstützten. Wiederum aus Rücksicht auf den französischen Bündnispartner erhielten Algerier in der Bundesrepublik jedoch kein politisches Asyl (Hardt 2019a).

Dem Saarland kam in dieser Konstellation eine besondere Bedeutung zu. Die Region grenzte unmittelbar an die wichtigsten lothringischen Kohlegruben und Standorte der Eisen- und Stahlindustrie, wo bereits seit dem Ende der 1920er Jahre besonders viele algerische Migranten lebten. Der Grenzübergang war aufgrund der Abwesenheit natürlicher Barrieren vergleichsweise einfach. Dies machten sich nicht nur Algerier zu Nutze, die im FLN oder MNA aktiv waren (Bülow 2009). Die meisten Algerier, die Frankreich im Zuge des Algerienkrieges verließen, hielten sich zunächst im Saarland auf, das in diesem Zeitraum noch unter starkem französischem Einfluss stand. Erst 1957 wurde das Saarland zunächst politisch und zwei Jahre später dann auch wirtschaftlich in die Bundesrepublik integriert (Schäfer 2012; Hudemann/Jellonek/Rauls 1997). Aufgrund der damit verbundenen Übergangsregelungen konnte die französische Gendarmerie Algerier auch im Saarland kontrollieren und in einigen Fällen auch nach Frankreich entführen (Hardt 2019b).

3. Zwei Wege vom Constantinois bis an die Saar³

Der Weg der algerischen Migranten, die sich zwischen 1958 und 1962 im Saarland aufhielten, führte fast immer über Frankreich. Dies war auch bei den beiden Zeitzeugen

³ Die vollständigen Aufnahmen und Transkriptionen der im Folgenden zitierten Interviews aus dem Jahr 2014 befinden sich im Besitz des Autors. Aus Rücksicht auf das Anliegen der Zeitzeugen, anonym zu bleiben, wurden ihre Nachnamen hier nicht ausgeschrieben. Ein direkter Abgleich der Darstellungen ihrer individuellen *parcours* mit anderen Quellen war nur teilweise möglich. Arab B. lebte zum Zeitpunkt des Interviews in Saarbrücken. Er traf den Autor in der Vorhalle des Saarbrücker Hauptbahnhofs., Das

der Fall, deren Angaben im Folgenden vergleichend gegenübergestellt werden. Arab B. kam 1932 in Tachouda, etwa 40 Kilometer östlich von Sétif zur Welt. Er besuchte die Koranschule im etwa zehn Kilometer entfernten Djemila. Wie die meisten jungen algerischen Männer seines Bekanntenkreises konnte er in Algerien über mehrere Jahre hinweg keine Arbeit finden. Er wurde einer der Millionen Arbeitsmigranten, die seit dem Ende des Ersten Weltkriegs zwischen Algerien und Frankreich pendelten. Mit dem Ziel, seine Familie finanziell zu unterstützen, setzte B. im Juli 1954 mit dem Schiff in die Metropole über und begab sich direkt nach Forbach, wo einige seiner Cousins lebten und ihn in einer Barackensiedlung aufnahmen. B. erhielt einige kurzfristige Beschäftigungen auf Baustellen. Nach zwei Jahren heuerte er bei dem staatlichen Bergbauunternehmen HBL an und bekam in der Folge eine Wohnung in einer ehemaligen Kaserne zugewiesen.

Der zwei Jahre jüngere Tayeb M. wurde in Roknia, etwa zwanzig Kilometer nordöstlich von Guelma, geboren. Sein Vater, der örtliche Caïd,⁴ stammte aus einer Familie mit einer langen religiösen Tradition und legte großen Wert auf die Schulbildung seines Sohnes. So besuchte M. zunächst die örtliche Koranschule, mit sieben Jahren die Grundschule in El Arrouch, dann das Gymnasium in Aumale und anschließend ein Internat in Constantine. Als das Internat 1955 unter den Einwirkungen des Algerienkriegs den Lehrbetrieb einstellte, schickte M.s Vater seinen Sohn in die Metropole, wo dieser ein Internat in Saint-Maur-des Fossés, einem Vorort von Paris, besuchte. Dort legte Tayeb M. 1957 seine Abiturprüfungen ab und begann in der Folgezeit damit, sich auf ein Studium vorzubereiten, was er wegen des Streikbefehls des FLN⁵ jedoch unterbrach.⁶

Während B. in Algerien noch keinerlei Kontakte zur Unabhängigkeitsbewegung unterhalten hatte, war M. zwischen 1952 und 1955 bereits in einer Schülerzelle des *Mouvement pour le triomphe des libertés démocratiques* (MTLD) aktiv gewesen, der Vorläuferorganisation des FLN und des MNA. Ales er nach Frankreich ging, schloss er sich einer Zelle des FLN an, die mehrere Algerier an seinem Internat gegründet hatten. 1959 floh M. vor dem Einzug durch die französische Armee ins Saarland. Dies erleichterte ihm neben seiner Einbindung in die Unabhängigkeitsbewegung vor allem der Kontakt zu seinem Cousin Abdelhamid, der bereits eine zentrale Rolle in der Organisation des FLN im Saarland spielte (Hardt 2019b).

Wenn auch unter anderen Umständen als Tayeb M., kam Arab B. ebenfalls als Flüchtling ins Saarland. Nach seiner Ankunft im lothringischen Forbach war er zunächst für den MNA aktiv, schloss sich aber bald dem FLN an ebenso wie die große Mehrheit der Algerier in der Region. Als Mitglied einer Kontrollgruppe des FLN war

Interview mit Tayeb M. fand in dessen Haus am Rande von Algier statt. Die Angaben M.s hat der Autor aus dem Französischen übersetzt.

- 4 Die Caïds waren Angestellte des französischen Staates und führten in den kleinsten Gebietseinheiten Algeriens, den *douars*, vor allem polizeiliche Aufgaben aus.
- 5 Am 19. Mai 1956 rief die Studentenorganisation des FLN, UGEMA, alle algerischen Studenten dazu auf, ihr Studium auf unbefristete Zeit zu unterbrechen und alle ihre Anstrengungen auf die Unterstützung des FLN zu konzentrieren. Diesem Aufruf folgten fast alle algerischen Studenten in der Metropole (Haroun 2012: 72-77).
- 6 Wie sich Tayeb M. während des Studentenstreiks des FLN verhielt, konnte der Autor nicht in Erfahrung bringen. Die angegebenen Jahreszahlen könnten auf eine inkonsequente Befolgung des Streikbefehls schließen lassen, auf deren Nichtbeachtung, aber auch Erinnerungslücken des Zeitzeugen sein.

B. in mehrere Gewalttaten verstrickt und besaß eine Handfeuerwaffe. Dadurch geriet er ins Visier der lothringischen Polizei, die ihn zum Ende des Jahres 1959 an seinem Arbeitsplatz verhaften wollte.⁷ Arab B. wurde kurz zuvor gewarnt und floh noch in seiner Arbeitskleidung mit der Hilfe eines anderen FLN-Mitglieds über einen Waldweg ins Saarland, wo er sich aufgrund seiner persönlichen Kontakte relativ schnell zurecht fand.

B. war schon vor seiner Flucht öfter in Saarbrücken gewesen und unterhielt eine Beziehung zu einer Krankenschwester, die in Völklingen arbeitete. Bei ihr konnte B., der im Saarland zunächst weder Geld noch Arbeit hatte, einige Monate umsonst wohnen. Als die Frau ihm jedoch untersagte, einen anderen FLN-Aktivisten in der Wohnung zu empfangen, beendete B. die Beziehung, verließ die Wohnung in Saarlouis Beaumarais und suchte bekannte Algerier in Sulzbach auf, die ihm eine Unterkunft und Arbeit auf einer Baustelle vermittelten. Einige Monate später fand B. dann eine Anstellung als Bergmann und wohnte bis zur algerischen Unabhängigkeit in Dudweiler.

Für Tayeb M. war das Saarland bei seiner Ankunft *terra incognita*. Er sprach kein Deutsch und kannte dort außer seinem Cousin und dessen Frau zunächst niemanden. Abdelhamid vermittelte Tayeb M. einen Platz im Studentenwohnheim der Universität, wo dieser ein Jahr lang mit einem Dänen, einem Italiener und einem Saarländer das Zimmer teilte. Seinen Lebensunterhalt bestritt er zunächst aus Ersparnissen und Gelegenheitsarbeiten, die ihm saarländische Studenten vermittelten. Dann übernahm die provisorische Regierung des FLN, das *Gouvernement provisoire de la république algérienne* (GPRA), die Finanzierung seines Aufenthalts in der Form eines Stipendiums, sodass Tayeb M. auf Nebenjobs nicht mehr angewiesen war. Er studierte zunächst Volkswirtschaft, war mit den Vorlesungen in deutscher Sprache jedoch schnell überfordert und wechselte an das deutsch-französische Rechtsinstitut der Universität. Im letzten Semester seines Aufenthalts verließ M. dann den Campus der Universität des Saarlandes und wohnte zur Miete im Saarbrücker Stadtzentrum.

4. Zwei Konfrontationen mit dem Algerienkrieg im Saarland

Die beiden hier dargestellten Einzelfälle illustrieren deutlich die Auswirkungen des Algerienkriegs auf die algerische Migration. Sowohl M. als auch B. waren ins Saarland geflohen aus Gründen, die unmittelbar mit dem Algerienkrieg zusammenhingen. Beide betraten Frankreich bzw. Algerien erst wieder nach dem Waffenstillstandsabkommen von Evian 1962. Während ihres Aufenthalts blieb der Krieg für sie, insbesondere durch ihre Aktivitäten im FLN, sehr präsent. Allerdings wurden sie im Saarland aufgrund ihrer verschiedenen Wohnorte, vor allem aber wegen ihrer unterschiedlichen Funktionen in der Organisation auf sehr unterschiedliche Weise mit dem Kolonialkrieg konfrontiert.

Nach seiner Flucht aus Forbach zog Arab B. zu seinem Pech in eine Wohnung in Saarlouis Beaumarais, die in unmittelbarer Nähe zu einem der wichtigsten Stützpunkte des MNA im Saarland lag. Es dauerte nicht lange, bis er einem der dort lebenden MNA-

⁷ Im Rahmen der Dissertation wurden zahlreiche Quellen der lothringischen Polizei, insbesondere im Département Moselle, gesichtet. Ein Hinweis auf Arab B. war nicht zu finden. Das könnte daran liegen, dass sein Name falsch geschrieben wurde oder dass der Vorgang keinen Niederschlag in den Akten gefunden hat. Während des Krieges herrschte ein hohes Maß an Willkür, und Algerier bzw. „das algerische Milieu“, sollten gezielt eingeschüchert werden.

Aktivisten begegnete, der ihn rekrutieren wollte. Als B. jedoch ablehnte, bedrohte und verfolgte ihn der andere Algerier so lange bis ein saarländischer Polizist intervenierte.

AB: Wenn triffst Du vom MN die Leute, schlechte Leute, der macht dich unheimlich schwierig. Wird geschlagt, gehauen, vor der Straße, der Franzos macht ihm nichts. Gott sei Dank, ist nichts passiert, es war wie (unverständliches Wort) damals der war, hier der war in Saarlouis. Damals war dort gewohnt in Saarlouis. Und der hat mich getroffen in Saarlouis... am Parkplatz....

LH: Da haben Sie jemanden getroffen vom MNA.

AB: Der hat mich erwischt. Ja, die MN. Und wie ich da stand ich hatte noch kein Kolleg, kein Kontakt, ne? Und er hat zu mir gesagt, Du musst doch mit uns gehen. Wenn Du net gehst, kannst Du gehen wo Du willst, wir holen Dich, egal wie. Und da ich habe net gewollt. Damals hatte ich de Motorrad, da bin ich in de Motorrad abgehauen, ich war dann gefahren bis Lehensdorf⁸ [...] bei Merzig. Und der ist da hier, hinter mir, mit dem Auto.

LH: Hat Sie verfolgt....

AB: Mit nem 404 [offenbar ein Peugeot 404]. Der will mich unbedingt holen. Das war am Dezember. Es war Glatteis. Kalt.... Die haben mir, der wollte mich erwischt. [...] Da bin ich am Marktplatz in Saarlouis gewesen. Da ist er noch mal wieder gleich, später ist gekommen, der hat mich dort noch erwischt. [...] Da steht da zwei Polizisten, sind so beide vielleicht um die sechzig Meter weg. Der erste Polizei hat gehört, der will die sehen, und Palaber ist die gekommen. Er hat gesagt, was ist los, da hat gesagt, die wollen mich schlagen...

LH: ...Haben Sie der Polizei gesagt.

AB: Ja. Und da hat die Polizei mit ihm gesprochen. [...] Und der hat ihm gesagt, wenn da was passiert und Du, dann kommst Du aus dem Kittchen nicht mehr raus. [...] Dem Gefängnis, hat er gesagt, der kommt nicht mehr raus. Und das ist die erste und letzte Mahnung (Interview mit Arab B., 14 f.).

Arab B.s Erinnerung an den MNA im Saarland und die unmittelbare Bedrohung, die dessen Aktivisten für ihn darstellten, steht in einem scharfen Kontrast zu den diesbezüglichen Erinnerungen von Tayeb M.. Während B. zunächst verbal und dann durch eine Verfolgungsjagd stark eingeschüchtert wurde, scheint M. im Saarland niemals mit Messalisten in Berührung gekommen zu sein. In seiner Erinnerung, gab es den MNA dort gar nicht:

LH: Könnten Sie mir noch etwas über die Präsenz und die Aktivitäten des MNA im Saarland erzählen?

8 Es ist zu vermuten, dass Arab B. den kleinen Ort Launstroff (zu Deutsch: Launsdorf) meinte, der etwa 15 Kilometer westlich von Merzig, jenseits der französischen Grenze liegt.

TM : [Überlegt kurz] Ich erinnere mich nicht, zwischen 1960 und 1962 etwas vom MNA im Saarland gehört zu haben. Ich glaube nicht, dass er dort existiert hat. Es gab wohl einige von ihnen in Nordfrankreich und vielleicht in Belgien, aber im restlichen Frankreich und in Deutschland gab es keine, nein (Interview mit Tayeb M., 73)

Die große Differenz der Erinnerungen der beiden Zeitzeugen an den MNA im Saarland lässt sich zunächst im Hinblick auf ihre unterschiedlichen Wohnorte erklären. M., der erst auf dem Campus der Universität und später im Zentrum von Saarbrücken wohnte, hatte sehr viel weniger Gelegenheiten, auf MNA-Aktivisten zu treffen, als B., der ausgerechnet in eine Wohnung in Saarlouis Beaumarais zog, dem wichtigsten Rückzugsort des MNA im Saarland (Hardt 2019b). Darüber hinaus ist zu vermuten, dass Tayeb M. sich mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht über die politischen Auseinandersetzungen der Algerier vor Ort informierte. Anders als M. erinnerte sich dessen Cousin Abdelhamid in einem Gespräch mit dem Autor deutlich an die Präsenz des MNA im Saarland. Als ranghoher Verantwortlicher des FLN vor Ort war Abdelhamid M. sowohl über die geringe Zahl der MNA Mitglieder im Saarland, ihre Unterstützung durch einige Saarländer, als auch über deren Attentate in Lothringen informiert:

LH : Der MNA im Saarland, seit wann waren sie dort? Gab es viele von Ihnen? Wo waren sie, und was taten sie?

AM : Sie waren nicht viele. Sie waren nicht viele. Aber sie waren sehr gefährlich, denn sie waren im Saarland gut aufgestellt. Sie hatten viele deutsche Freunde, die mit ihnen zusammen arbeiteten. [...] Daher fühlten sie sich sicher dort, im Saarland. Sie führten von dort aus Attentate gegen Algerier des FLN im Elsass und in Lothringen durch (Interview mit Abdelhamid M., 43).

Auch Herr Guesmia, der in der Endphase des Kriegs verantwortlich für eine FLN-Kasma⁹ in der Region Forbach war, erinnerte sich, dass einige Algerier im lothringischen Grenzgebiet bis zum Ende des Krieges im MNA organisiert waren:

LH : Was mich wirklich interessiert, entschuldigen Sie bitte, ist die Region hier. Sie haben also gesagt, dass der FLN 1958 hier alles kontrollierte.

G : Euh, sie kontrollierten danach... danach gab es nicht den... den MNA.

LH : Aber der MNA war noch da.

⁹ Die Kasma war eine Organisationseinheit in der streng hierarchischen Organisationsstruktur des FLN, die wiederum in Sektionen, Gruppen und Zellen unterteilt war, deren Mitgliederzahl je nach Gebiet zum Teil stark variieren konnte. Den Angaben des französischen Geheimdienstes zufolge umfasste etwa der Norden des Departements Meurthe-et-Moselle und der Nordosten des Departements Moselle mit den Orten Longwy, Villerupt, Briey, Homécourt, Knutange und Thionville im August 1957 eine FLN-Region. In diesem Gebiet waren 1465 FLN-Aktivisten in vier Kasma, 16 Sektionen, 61 Gruppen und 249 Zellen organisiert. Direction Générale de la Sécurité Nationale: Implantation du FLN en Métropole, Feb. 1958, S. 8, Bundesarchiv Koblenz, B 106–15779.

G : Er war noch da aber... sie machten sich rar und es gab nicht viele von ihnen. Später sind sie alle... wir haben sie mit dem FLN eingegliedert.

LH : Wussten Sie, wo die Stützpunkte des MNA im Lothringen waren ?

G : Natürlich!

LH : Hier in Forbach.

G : Sie waren in Forbach, Metz, St Avold, in Deutschland... im großen.... Büro des FLN in Saarbrücken. Der euh... der MNA!

LH : Der MNA hatte ein Büro in Saarbrücken?

G : In Saarbrücken, ja... oh ja! (Interview mit Herrn Guesmia, Freyming-Merlebach, 23 f.).

Der Vergleich der Erinnerungen Arab B.s und anderer FLN-Aktivisten im lothringischen Grenzgebiet macht die gänzliche Abwesenheit des MNA im Saarland während der Endphase des Algerienkriegs im Gedächtnis Tayeb M.s besonders erklärungsbedürftig. Eine wichtige Ursache scheint in der Funktion bzw. der Position zu liegen, die M. innerhalb des FLN einnahm: Das GPRA, die provisorische algerische Regierung des FLN finanzierte primär den Studenten und nicht den Aktivisten Tayeb M.. Nach eigenem Bekunden kümmerte dieser sich zwar unter anderem darum, Propaganda für den FLN kursieren zu lassen. Dennoch war er alles andere als ein eifriger Agitator für die Sache der algerischen Unabhängigkeit. So konnte es durchaus passieren, dass er vor deutschen Studenten über Algerien sprach, ohne dabei den Krieg zu erwähnen:

TM : Ich erinnere mich, als ich zu so einer Abendveranstaltung eingeladen wurde, die in einem Landhaus stattfand und von protestantischen Studenten organisiert wurde. Nach dem Essen sollte ich den Studenten erklären, also denen, die in einem Kreis waren, einem Kreis mit dem Doktor Egon in dem jeder sein Land schildern sollte, die Geschichte, die Geographie, das politische Regime... [...] Und als ich an der Reihe war, ich kannte die Geschichte Algeriens hervorragend. Ich sprach auf Französisch und der Dolmetscher, der übersetzte, war ein junger Franzose, ebenfalls ein wunderbarer Junge [...] und am Ende dieser Veranstaltung...

LH : Entschuldigen Sie. Als Sie ihr Herkunftsland vorgestellt haben... Ich nehme an, Sie haben eine ausführliche Rede über Algerien, ich meine das koloniale Algerien, über das französische Kolonialsystem etc. gehalten, oder?

TM : Nein. Ich habe nicht... Das nicht. Ich habe von der Geographie Algeriens gesprochen. Wo Algerien sich befindet. Ich habe von der Geschichte Algeriens gesprochen und von der Sprache, die dort gesprochen wird. Die Kolonisierung, Frankreich... Algerien ist natürlich eine Kolonie, aber ohne die Übergriffe des

Krieges und all dies zu erwähnen. Das war nicht notwendig. Es war nicht der richtige Ort an dem man davon sprechen konnte.

LH. Wann war das, in welchem Jahr?

TM. Etwa im Jahre 1961. 1960. Eher 1961, ja (Interview mit Tayeb M., 25 f.).

Der Student Tayeb M. nutzte nicht jede Gelegenheit, um den Kampf des FLN im Saarland bekannt zu machen. Er war kein offensiver Propagandist, sollte dies aber aus der Sicht der Organisation, der er angehörte auch nicht sein. Tayeb M. beteiligte sich an den Treffen algerischer Studenten, hielt sich über die politische Situation auf dem Laufenden, verteilte gelegentlich Propaganda aber kümmerte sich in erster Linie um sein Studium, für das ihn das GPRA bezahlte.

LH: Können Sie ein bisschen von Ihren Aktivitäten berichten, ich meine Ihre Aktivitäten als Mitglied des FLN im Saarland. Was waren ihre Aufgaben?

TM: Wir hielten Versammlungen ab, informierten uns über die politische Situation in Tunesien. Wir waren immer in Kontakt mit dem FLN in Tunesien. Wir erhielten die Zeitung El Moudjahid¹⁰, die wir ebenso an die Algerier wie auch an die anderen Studenten im Saarland verteilten.

[...]

LH: Gut. Also Sie kümmerten sich, wenn man so will in erster Linie um die Propaganda.

TM: Ja, nun... die Propaganda. Wir kümmerten uns vor allem um unser Studium und wir machten... parallel dazu waren wir mit dem FLN verbunden, damit... wahrscheinlich waren es die politischen Entscheidungsträger [des FLN], die uns auf diese Weise an sich binden wollten, damit wir uns nicht anderen Bewegungen oder Gruppierungen anschlossen. Gruppierungen etwa, die... von den Franzosen geschaffen wurden. [...] Und dann gab es diese... Versammlungen, die eine Bindung zwischen den Algeriern schufen. Wir hatten so das Gefühl, dass wir zur gleichen Gruppe gehörten. [...] Zur gleichen ethnischen und nationalen Gruppe. [...] TM: Dadurch entwickelte sich bei uns ein Gefühl nationaler Zugehörigkeit (Interview mit Tayeb M., 31 ff.).

Anders als Arab B. bekam Tayeb M. das Disziplinarregime des FLN im Saarland nie am eigenen Leib zu spüren. Er geriet mit keinem Algerier im Saarland in eine ernsthafte Konfrontation. Während B. wie die meisten algerischen Arbeiter einen monatlichen Beitrag an die Organisation zu entrichten hatte, konnte M. seinen Lebensunterhalt mit einem Stipendium des GPRA bestreiten.

¹⁰ El Moudjahid war das offizielle Organ des FLN während des Unabhängigkeitskriegs. Bis heute erscheint das Blatt in Algerien und berichtet in der Regel im Sinne der vom FLN kontrollierten Regierung.

Algerische Studenten konnten in Saarbrücken Kneipen besuchen (Interview mit Tayeb M., 45-48) und tranken dort in einigen Fällen trotz des Alkoholverbots durch den FLN auch Bier (Interview mit Otto Klinkhammer, Wadern-Lockweiler, 19). Algerische Arbeiter hingegen, die im Saarland keinen Beitrag zahlten und auch noch dadurch auffielen, dass sie in Kneipen Alkohol konsumierten, liefen Gefahr, von FLN-Aktivisten wie B. bedroht zu werden:

AB: [...] Beispiel, der... ich sage nur die Dörfer oder Stadt wo, gibt ein paar Stück [Algerier], obwohl die nichts bezahlen, und trinken Alkohol, ne? Da sin muss. Dann gibt es hier Leute, Beispiel so, sagen, da müsst ihr nach Völklingen gehen, kontrollieren. Da schickt die Beispiel ein oder zwei Stück. Einer reicht nicht, aber musst immer zu zweit, zu dritt. Ja. Und schaut die. Net nur für einen Tag oder für eine Stunde. Da geht er ein paar Tage. Da sieht der die Leute wo geht saufe, ne. Und verstecken sich und geht er in die Kneipe und saufe. Und bezahlt der nichts [an den FLN]. Da kriegt der zugesagt. So viele gehen [werden] bestraft und wo bist Du? Keine Entschuldigung! Kommt drauf an wie viel. [unverständliches Wort]. Wenn wir treffen und trinkst Du noch einmal, dann bist Du vom Fenster weg. Und Geld musst Du bezahlen (Interview mit Arab B., 20f.).

Durch seine von Tayeb M. gänzlich verschiedene Funktion innerhalb des FLN erlebte Arab B. die Auseinandersetzungen um den Algerienkrieg im Saarland aus nächster Nähe. Er hatte bereits in Lothringen verschiedene Aufträge durchführen müssen, die FLN-Kader ihm auftrugen. Nachdem er seinen Wohnsitz ins Saarland verlegt hatte, unterstand er dort dem Befehl algerischer Studenten,¹¹ deren Anweisungen er als legitime und unweigerlich durchzuführende Befehle schilderte:

AB: Es gibt da Leute zum Beispiel, die haben es nicht einfach... es gibt ja Leute wo schwer noch studieren, gut studiert und alle, ne? Und die ist die meiste, ist die verantwortlich für alle. Ne? Und die sagt alles... was die bestimmen. Und die sagt, sollst Du das machen, musst Du das machen. Wenn die sagt zum Schluss, dort und dort gehen so [unverständliches Wort] Leute, wo bezahlen nicht, müssen die bezahlen, wenn die Leute wo noch sagen, wollen noch mal reden, da geht noch mit den Franzosen... vielleicht Spion mit Franzosen und so weiter, da muss beobachten. [...] Dann musste das machen. Wenn er sagt, musste das machen, dann kann er nicht sagen, ich mache das nicht oder was. Du musst das machen (Interview mit Arab B., 18).

Arab B. wurde zu einem Teil des Überwachungs- und Disziplinierungsapparats des FLN im Saarland. Auf Anweisung begab er sich in verschiedene Orte, um Algerier zu beobachten, zu kontrollieren, zu ermahnen oder zu bestrafen, die entweder den vom

¹¹ Der Autor hält es für wahrscheinlich, dass Arab B. Abdelhamid M. kannte und dieser sogar sein Vorgesetzter innerhalb des FLN war. Bei der Erwähnung des Namens Abdelhamid M. während des Interviews begann B. heftig zu zittern. Um die positive Stimmung während des Interviews nicht zu gefährden, wurde auf weiteres Nachfragen in dieser Sache verzichtet.

FLN geforderten Beitrag nicht bezahlten, gegen das Alkohol- und Tabakverbot verstießen oder Kontakt zu Franzosen hatten. Dabei konnte es durchaus auch zur Anwendung von Gewalt kommen.

LH: Wie hat der FLN hier im Saarland agiert? Was hat der FLN hier gemacht?

AB. [...] Was hier die FLN hier gemacht ist so eine Politik, eine Kämpfe für die Heimat. Mit allem... der Geld. Wo die Leute hier abgehauen von Frankreich, so hier muss das doch vorkommen... Wenn die Leute holt... [...] die Alkohol trinken.

LH: Keinen Alkohol trinken?

AB: Nein.

LH: Auch hier im Saarland.

AB: Auch hier im Saarland. [...] Keine Zigarette, kein Schnupftabak, kein.... Die muss alles nur für die Heimat. (Interview mit Arab B., 19 f.)

[...]

LH: Wenn Leute, wenn die Algerier nicht bezahlen wollten, im Saarland, dann haben Sie die verwarnt und Strafen angedroht und so weiter. Musste auch manchmal so etwas gemacht werden? Diese Bestrafung und so?

AB: Musste bezahlen!

LH: Und haben auch alle bezahlt, oder gab es welche, die überhaupt nicht bezahlen wollten?

AB: Muss! Musst Du bezahlen. Ich kenn einen wo, damals nichts bezahlen. Und dann wir nicht wissen wo... Aber so, müsst ihr alle bezahlen. [...]

LH: Und die haben auch alle bezahlt.

AB: Ja, Ja. Musst Du bezahlen, bleibt gar nichts übrig. Wenn er nicht bezahlt, dann geht der... dann bezahlt der doppelt, dann geht dann noch vielleicht... so gibt dann noch zwei Schläge rein, bis nimmer kann gehen (Interview mit Arab B., 31 f.).

Die Funktion Arab B.s innerhalb des FLN bestand vor allem darin, die finanziellen Einkünfte und die Autorität der Organisation an der Basis zu sichern. Er gehörte damit zu den vielen Algeriern, deren Aktivitäten für den FLN während des Krieges unverzichtbar waren, um das Ziel der algerischen Unabhängigkeit überhaupt erreichen zu können. Tayeb M. hingegen war für den FLN während des Unabhängigkeitskriegs sehr viel weniger wichtig. Die ihm vom FLN zugedachte Rolle lag in erster Linie in der

Zukunft als Teil der administrativen Elite des zu erwartenden neuen Staates. Dementsprechend unterschiedlich waren die politischen Aktivitäten und die Erfahrungen der beiden FLN-Mitglieder während der Endphase des Algerienkriegs.

5. Zwei algerische Alltagserfahrungen im Saarland

Die unterschiedliche Position der beiden Interviewpartner innerhalb des FLN war nicht nur für die Art und die Intensität ihrer Konfrontation mit dem Krieg im Saarland entscheidend. Sie bestimmten darüber hinaus auch ihre alltägliche Praxis und ihren Erwartungshorizont. Der vom FLN finanzierte Tayeb M. konnte seine Freizeit mehr oder weniger frei gestalten. Er wurde Mitglied im „Deutsch-ausländischen Studentenklub an der Universität des Saarlandes“, der im Januar 1961 gegründet worden war¹² und traf sich entweder dort (Interview mit Tayeb M., 78 f.) oder in Bars in Saarbrücken mit anderen Studenten (ebda, 45). Ein deutscher Kommilitone brachte ihm Tennis spielen bei (ebda, 80), er bekam Deutschunterricht am Dolmetscherinstitut (ebda, 81), aß regelmäßig in der Mensa und fuhr hin und wieder vom Campus der Universität nach Saarbrücken, um dort ein Kino zu besuchen oder etwas zu essen:

LH. Und gingen Sie manchmal dorthin [nach Saarbrücken] um... etwa ein Konzert zu besuchen, oder so etwas?

TM. Ehrlich gesagt, ja. Wir fahren hin. Wir gingen vor allem nach Saarbrücken, um ins Kino zu gehen, um ein gutes kleines Essen einzunehmen (er lacht). Nebenbei gesagt, ich habe dort begonnen, mich vor Hühnchen zu ekeln. Als Sie mit dieser Kette angefangen haben, die gegrilltes Hähnchen am Spieß servierte. [...] Sie haben diese Kette geschaffen, die wie Mc Donalds war. [...] Ich habe so viel davon gegessen. Jetzt will ich kein Hühnchen mehr essen (er lacht). [...] Und es war voll. So viele Leute, und sie brachten einem entweder Hühnchen oder Hühnchen mit und letztendlich aß man fast jeden Samstagabend... gingen wir runter, um Hühnchen zu essen. [...] Das, was es in der Mensa gab, im Vergleich zu dem was man in der Stadt aß... Es gab einen großen Unterschied. Aber ich erinnere mich, ich habe es übertrieben (Interview mit Tayeb M., 83 f.).

Arab B. kam nach seiner Flucht aus Lothringen im Saarland zunächst bei seiner Verlobten in Saarlouis und anschließend bei Freunden in Sulzbach unter.¹³ Seine Wohnbedingungen kontrastieren mit denen, die Tayeb M. besonders während dessen letzten Studiensemesters im Saarland zur Verfügung standen. In dieser Zeit wohnte Tayeb M. in einer Pension in Saarbrücken in der Nähe der Bahnhofsstraße. Das Zimmer in dem zwei Personen Platz gehabt hätten, hatte er für sich allein. Jeden Morgen servierte ihm die Wirtin ein französisches Frühstück mit Milchkaffee, Marmelade, frisch gepresstem Saft und manchmal auch Croissants (Interview mit Tayeb M., 85 f.).

¹² Der Prorektor der Universität des Saarlandes, Prof. Dr. Rotter an das Auswärtige Amt, den 7. März 1960. Archiv der Universität des Saarlandes. Deutsch-ausländischer Studentenclub an der Universität des Saarlandes II. Diverser Schriftwechsel März 1960-Dezember 1975.

¹³ Detailliertere Angaben über die Erinnerung Arab B.s an dessen Alltagserfahrung im Saarland können an dieser Stelle nicht angeführt werden. Für ein zweites Interview, das diese Informationen hätte liefern können, stand B. dem Autor aus gesundheitlichen Gründen bedauerlicherweise nicht zur Verfügung.

Die Erfahrungen der beiden Zeitzegen differierten auch sehr stark, was ihren damaligen Bewegungs- und Informationshorizont anging. Während B. ganz auf den saarländischen Raum beschränkt blieb, konnte M. weit darüber hinausblicken und stand ständig über Briefe in Kontakt mit seiner Familie in Algerien (ebda, 30). Dagegen war B. vom Kontakt mit seiner Verwandtschaft dort abgeschnitten. Er erhielt bei Gelegenheit lediglich über Dritte Neuigkeiten über die Lage in seiner Heimat (Interview mit Arab B., 12). Anders als die meisten algerischen Studenten, die in der Bundesrepublik im FLN organisiert waren, bekam B. keinen tunesischen Pass auf seinen Namen ausgestellt. Bis zur algerischen Unabhängigkeit führte er als einziges offizielles Dokument lediglich einen französischen Ausweis mit sich (ebda, 23). Dagegen erhielt M. durch das FLN-Büro in Bonn einen tunesischen Pass, der ihm nicht nur als offizielle Einreise- und Aufenthaltserlaubnis für die Bundesrepublik diente, sondern auch für Italien, die Schweiz, Marokko und Spanien (Interview mit Tayeb M., 61). Allein durch dieses Dokument und seine persönlichen Kontakte verfügte Tayeb M. im Vergleich zu Arab B. über ein hohes Maß an Bewegungsfreiheit. Im Februar 1961 schloss er sich einer Saarbrücker Studentengruppe an, mit der er nach Ost-Berlin reiste (ebda, 63). Im Juli 1962 verbrachte er sogar einen Urlaub in Österreich und Italien (ebda, 55). B. hingegen verließ das Saarland erst wieder, nachdem die algerische Unabhängigkeit besiegelt war.

6. Fazit

Neben dem Aufenthaltsort, dem Geschlecht, der körperlichen Verfassung und dem Alter waren auch die soziale Herkunft und der Bildungsgrad entscheidende Kriterien dafür, in welcher Form und Intensität Algerier im Saarland mit dem Unabhängigkeitskrieg konfrontiert wurden. Die zu einem großen Teil religiös begründete Verherrlichung der Gemeinschaft in der Propaganda des FLN (Meynier 2002) und die nach der Unabhängigkeit vielfach verkündete Formel „Der Held, das ist das Volk“ können nicht darüber hinwegtäuschen, dass der FLN bereits während des Krieges soziale Unterschiede zwischen Algeriern reproduzierte und verstärkte. Tatsächlich strebte der FLN bei aller revolutionären Rhetorik keine grundlegende Reformierung der algerischen Gesellschaft an. Konkrete Vorschläge, die etwa von der französischen *Fédération des FLN* gemacht wurden, um soziale Veränderungen durch den zukünftigen algerischen Staat anzustrengen, wurden Seitens des Führungsgremiums weitgehend ignoriert (Meynier 2004: 627-630).¹⁴

Die teilweise bis heute andauernden Kontroversen um den algerischen Unabhängigkeitskrieg (Branche 2005) sind nicht zuletzt der Komplexität des Konflikts geschuldet, die sich vor allem aus der Fülle der beteiligten Akteure und dem Wandel ihrer jeweiligen Positionen ergibt. Der hier mittels Oral-History-Befragung unternommene Perspektivwechsel auf die „Innenseite“ (Medick 1989) des Algerienkriegs macht den Konflikt auch als Summe vieler Einzelschicksale verstehbar.

Die Analyse der Interviews von zwei FLN-Aktivistinnen hat gezeigt, wie unterschiedlich selbst die Mitglieder der gleichen Untergrundorganisation die mit dem Unabhängigkeitskrieg verbundenen Auseinandersetzungen im Saarland erleben konnten. Während Tayeb M. sich durch die Zuwendungen des FLN in Saarbrücken seinem Studium widmen konnte, war Arab B. in Saarlouis und andernorts damit befasst, die Kassen der

¹⁴ Dass antikoloniale Bewegungen bestehende Ungleichheitsstrukturen stabilisierten, war nicht allein im Algerienkrieg der Fall (vgl. Do Mar Castro Varela/Dhawan 2015: 48).

gleichen Organisation mit den Beiträgen algerischer Arbeiter zu füllen. Tayeb M. erinnerte sich an seinen Aufenthalt im Saarland während des Algerienkriegs als weitgehend sorglose Zeit, in der er von den Auseinandersetzungen des Kolonialkriegs vor Ort nie unmittelbar betroffen war. Das Saarland stellte für den Kriegsdienstverweigerer vor allem aufgrund seiner Ausbildung und seiner sozialen Kontakte einen sicheren Ort der Zuflucht dar, von wo aus er seine spätere Karriere im algerischen Staatsapparat vorbereiten konnte.

Die Erfahrungen Arab B.s im Saarland während des Algerienkriegs ähneln hingegen eher jenen der meisten algerischen Migranten, die zu jener Zeit in Frankreich lebten. B. war unmittelbar von der Verfolgung durch Aktivisten des MNA betroffen und bedrohte im Namen des FLN andere Algerier, die sich nicht an dessen Disziplinarregeln hielten. Nach seiner spontanen Flucht vor der französischen Polizei aus Lothringen stellte das Saarland für Arab B. zwar durchaus ein Rückzugsgebiet dar. Er blieb jedoch auch dort bis zur algerischen Unabhängigkeit unmittelbar mit dem Krieg konfrontiert.

LITERATUR

- Anderson, Grey (2018): *La guerre civile en France, 1958-1962. Du coup d'État gaulliste à la fin de l'OAS*, Paris.
- Blanchard, Emmanuel (2011): *La police parisienne et les Algériens. 1945-1962*, Paris.
- Branche, Raphaëlle (2001): *La torture et l'armée pendant la guerre d'Algérie. 1954-1962 (= La suite des temps)*, Paris.
- Branche, Raphaëlle (2005): *La guerre d'Algérie. Une histoire apaisée?* Paris.
- Branche, Raphaëlle (2010): *L'embuscade de Palestro. Algérie 1956*, Paris.
- Branche, Raphaëlle und Sylvie Thénault (Hg.) (2008): *La France en guerre, 1954-1962. Expériences métropolitaines de la guerre d'indépendance algérienne*, Paris.
- Bülow, Mathilde von (2009): *Hôtes importuns. Des Algériens en République fédérale pendant la guerre d'Algérie (1957-1962)*, in: Jean-Paul Cahn und Bernard Poloni (Hg.): *Migrations et identité. L'exemple de l'Allemagne aux XIXe et XXe siècles*, Villeneuve-d'Ascq, 119-129.
- Bülow, Mathilde von (2016): *West germany, cold war europe and the algeri-an war (= New Studies in European History)*.
- Byrne, Jeffrey James (2016): *Mecca of revolution. Algeria, decolonization, and the Third World order*, Oxford Studies in International History, New York.
- Carron, Damien (2013): *La Suisse et la guerre d'indépendance algérienne. 1954-1962 (= Histoire)*, Lausanne.
- Do Mar Castro Varela, Maria und Nikita Dhawan (2015): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*, Frankfurt am Main.
- Eveno, Patrick (2005): *Paroles de Soldats en guerre d'Algérie*, in: *Le Temps des médias* 4, 127-136.
- Faivre, Maurice (1995): *Les Combattants musulmans de la guerre d'Algérie. Des soldats sacrifiés*, Paris.
- Feichtinger, Moritz und Stephan Malinowski (2010): *Eine Million Algerier lernen im 20. Jahrhundert zu leben. Umsiedlungslager und Zwangsmodernisierung im Algerienkrieg 1954-1962*, in: *Journal of Modern European History* 8., 107-133.
- Hardt, Lucas (erscheint 2019a): *Flüchtlinge, Terroristen, Freiheitskämpfer? Die algerische Zuwanderung in die Bundesrepublik und der Algerienkrieg (1954-1962)*, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*.
- Hardt, Lucas (erscheint 2019b): *Une zone de repli minée. Algériens et guerre d'Algérie en Sarre, in Vingtième Siècle, revue d'histoire*.
- Haroun, Ali (2012): *La 7e wilaya. La guerre du FLN en France, 1954-1962*, Paris 2012.

- House, Jim und Neil MacMaster (2008): Paris 1961. Les Algériens, la terreur d'État et la mémoire, Paris.
- Hudemann, Rainer, Burkhard Jellonnek und Bernd Rauls (Hg.) (1997): Grenz-Fall. Das Saarland zwischen Frankreich und Deutschland 1945-1960, St. Ingbert.
- Masset, Dominique (1988): Une affaire intérieure française? La Belgique et la guerre d'Algérie, 1954-1956, [Louvain-la-Neuve].
- Mathias, Grégor (1998): Les Sections Administratives Spécialisés en Algérie. Entre Idéal et Réalité (1955-1962), Paris.
- Medick, Hans (1989): „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderungen an die Sozialgeschichte, in: Alf Lüdtke (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main, 48-84.
- Meynier, Gilbert (2002): Histoire intérieure du F.L.N. 1954-1962, Paris.
- Meynier, Gilbert (2004): Le PPA-MTLD et le FLN-ALN. Étude comparée, in: Mohammed Harbi und Benjamin Stora (Hg.): La guerre d'Algérie 1954-2004. La fin de l'amnésie, Paris, 417-450.
- Rioux, Jean-Pierre (Hg.) (1990): La guerre d'Algérie et les Français. Colloque de l'Institut d'histoire du temps présent, Paris.
- Schäfer, Johannes (2012): Das autonome Saarland. Demokratie im Saarstaat 1945-1957, St. Ingbert.
- Taubert, Fritz (2010): La guerre d'Algérie et la République Démocratique Allemande. Le rôle de l'«autre» Al-lemagne pendant les »événements« (1954 à 1962), Dijon.
- Thénault, Sylvie (2005): Histoire de la guerre d'indépendance algérienne, Paris.

Zusammenfassung

Der algerische Unabhängigkeitskrieg (1954-1962) war eine komplexe Konfliktkonstellation, die neben Frankreich und Algerien teilweise auch auf dem Gebiet der Bundesrepublik und insbesondere im Saarland ausgefochten wurde. Dies galt vor allem seit Beginn des Jahres 1958, als zahlreiche Algerier unter den Einwirkungen des Kolonialkrieges in die europäischen Nachbarländer Frankreichs flohen. Auf der Grundlage der Erfahrungsberichte von zwei algerischen Zeitzeugen widmet sich dieser Aufsatz den Migrations- bzw. Fluchterfahrungen der Betroffenen. Zudem werden unmittelbare Konfrontationen mit dem Kolonialkrieg im Saarland und die jeweiligen Alltagserfahrungen miteinander verglichen. Dabei wird neben einer hohen Diversität der Anreise- und Aufenthaltsbedingungen algerischer Migranten im Saarland auch verdeutlicht, dass die treibende Kraft der algerischen Rebellion, der FLN, bereits vor dem Krieg bestehende soziale Ungleichheiten um den Preis der politischen Unabhängigkeit von Frankreich perpetuierte.

GI Hans in Korea

Militär und Migration in der deutschen Nachkriegszeit

Alexander Freund

Aufgrund schwerer Verluste amerikanischer Truppen in Korea rief US-Präsident Harry Truman am 16. Dezember 1950 den nationalen Notstand aus. Drei Tage später sandte ein Vater dem Bremer Bürgermeister, Wilhelm Kaisen, einen Hilferuf:

Ende Oktober verließ unser Sohn Günther die Heimat, um in Amerika in seiner Arbeit die Befriedigung zu finden, die ihm hier in der Heimat durch die Einschränkungen im Schiffbau versagt waren. Die Zustimmung zu diesem Schritt haben wir unserem Sohn gegeben, weil er eben mit Leib und Seele dem Schiffbau ergeben war. Erleichtert wurde ihm die Einreise in die Staaten durch unsere beiden Söhne, die bereits seit 1925 in Amerika wohnen.

Vor einigen Tagen erhielten wir von unserem Sohn Günther die Nachricht, dass er am 28. November gemustert wurde und zum 28. Dezember d[e]s J[ahre]s zur Infanterie eingezogen wird. Unter anderem teilte er uns mit, dass in Amerika ein Gesetz sagt, dass sämtliche Ausländer, die sich länger als 1/2 Jahre [sic] in den Staaten aufhalten, wehrpflichtig wären. Sie können sich denken, sehr geehrter Herr Bürgermeister, dass uns diese Nachricht auf das tiefste erschüttert hat und wir dieses in der Sorge um unseren Jungen gar nicht glauben können, denn unser Sohn wird doch erst nach dem Einwanderungsgesetz nach 5 Jahren amerikanischer Bürger. Wir bitten Sie, sehr geehrter Herr Bürgermeister, uns mitzuteilen, ob es da eine Möglichkeit gibt, unseren Sohn von dieser Militärflicht zu befreien.¹

Offensichtlich war Günther das Nesthäkchen der Familie Buhrdorf. Obwohl er bereits Mitte Zwanzig war, als er auswanderte, brauchte er zumindest die moralische „Zustimmung“ seiner Eltern. Der Nachzügler der Buhrdorfs war aufgewachsen im Dritten Reich, in dem Pimpfen Propagandageschichten über den amerikanischen Feind erzählt und Hitlerjungen erste soldatische Fähigkeiten und Tugenden beigebracht wurden. Dazu gehörte, die persönliche Freiheit für die Freiheit seines Vaterlandes zu opfern.² Von 1943 bis Kriegsende diente Buhrdorf in der Kriegsmarine und dann in

1 Staatsarchiv Bremen (StAB), Auswärtige Angelegenheiten, 3-A.3.N.3. Nr. 508 „Heranziehung des nach Amerika ausgewanderten Deutschen Günter [sic] Buhrdorf zum amerikanischen Militärdienst.“ Dietrich Buhrdorf an Wilhelm Kaisen, Bremen, 19.12.1950.

2 Siehe dazu z.B. den Historiker Hermann Graml (Jahrgang 1928) über die Glorifizierung von Freiheit in Jungvolk und Hitlerjugend (Graml 1992: 76).

der Wehrmacht.³ Aus den Quellen geht nicht hervor, ob er nach dem Krieg eine Ausbildung im Schiffbau absolvierte oder im Schiffbau tätig war. Als Mann hatte Buhrdorf jedoch gelernt, in der bezahlten Facharbeit seine Identität zu finden und zu verankern, so dass seine Eltern stolz behaupten konnten, ihr Junge habe sich „mit Leib und Seele dem Schiffbau ergeben“. Die Einberufung in das amerikanische Militär, das aufgrund des nordkoreanisch-chinesischen Angriffs im November 1950 aufgestockt wurde, bedrohte nun aus der Sicht des Vaters nicht nur Buhrdorfs Leben, sondern gefährdete auch das seiner Eltern. Sie hatten den Verlust ihres jüngsten Sohnes durch dessen Auswanderung noch nicht verkräftet, als dieses elterliche Opfer plötzlich seinen Sinn zu verlieren schien. Eine Einberufung in die US-Army konnte die Pläne einer Berufs- und Familienkarriere verzögern oder gar vernichten.

Mit dem Verständnis des amerikanischen, nicht des bundesdeutschen Bürgerrechts, protestierten die Eltern gegen die Forderung, die persönliche Freiheit für die Freiheit des neuen Vaterlandes zu opfern. Prinzipiell schien den Eltern die amerikanische Forderung legitim zu sein. Doch könnte sie dem jungen Deutschen nicht abverlangt werden, so die Eltern, „denn unser Sohn wird doch erst [...] nach 5 Jahren amerikanischer Bürger“. Diese verzweifelte Spitzfindigkeit traf allerdings ins Leere. Mit seiner Antwort zerstörte der Bremer Bürgermeister die Hoffnungen der Buhrdorfs. Einen Tag vor Heiligabend 1950 schrieb Kaisen dem Elternpaar:

Nach dem Gesetz kann jeder Ausländer, der in Amerika seinen Wohnsitz nimmt, am nächsten Tage zum Militärdienst in der amerikanischen Armee aufgefordert werden. Verweigert er diesen Dienst, ist er für immer von der Erlangung der amerikanischen Staatsbürgerschaft ausgeschlossen.⁴

Ob Günter Buhrdorf der Einberufung in die US-Army gefolgt ist, ist in der Bremer Akte zwar nicht dokumentiert, aber einem Artikel der Washington Post von 2016 zufolge wurde er eingezogen und diente 1952 in Korea.⁵ Mit seinem Schicksal stand er nicht allein. Wie der Bremer Auswanderer waren Millionen junger Männer und Familien mit Söhnen nach dem Zweiten Weltkrieg aus Europa in die USA gewandert, darunter auch hunderttausende Deutsche. Einige dieser Auswanderer standen wenige Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs an der Front in Korea.

Historiographie, Fragestellung und Quellenlage

Seit Jahrhunderten sind Krieg, Militär und Migration eng miteinander verflochten (Asche/Herrmann/Schindling/u.a. 2008). Dennoch hat das Thema Einwanderer im

3 Colby Itkowitz: Two WWII Veterans Met in a Nursing Home. But One Had a Secret: He Fought For Hitler. Washington Post, 6.1.2016, https://www.washingtonpost.com/local/two-world-war-ii-vets-who-fought-on-opposite-sides-have-created-a-bond/2016/01/06/2629e11a-aa4b-11e5-bff5-905b92f5f94b_story.html?utm_term=.1f3b45c2aabc.

4 Staatsarchiv Bremen (StAB), Auswärtige Angelegenheiten, 3-A.3.N.3. Nr. 508 „Heranziehung des nach Amerika ausgewanderten Deutschen Günter [sic] Buhrdorf zum amerikanischen Militärdienst.“ Diedrich Buhrdorf an Wilhelm Kaisen, Bremen, 19.12.1950.

5 Itkowitz: Two WWII Veterans. Buhrdorf, inzwischen 93 Jahre alt, schrieb mir im Frühjahr 2018, dass er aufgrund seines Alters nicht interviewt werden wollte. Buhrdorf an Freund, 31.5.2018, Brief im Besitz des Autors. In einer SMS vom 18.11.2018 schrieb mir seine Tochter, dass er am 28. September 2018 gestorben ist.

Militär bislang eine untergeordnete Rolle in der Migrations- und Militärgeschichte gespielt. In der Geschichte der beiden Weltkriege wird inzwischen häufiger die Rolle von Soldaten aus den britischen und französischen (aber auch deutschen) Kolonien erforscht. Zudem werden zunehmend die Erfahrungen ethnischer Minderheiten und indigener Gruppen in der amerikanischen und kanadischen Militärgeschichte herausgearbeitet. Dort werden Fragen nach dem Zusammenhang von Migration und Militär zumeist aus der Perspektive des Einwanderungslandes beantwortet, wobei es einerseits um die politische Anerkennung der Leistungen von Minderheiten geht und andererseits um die Frage, inwiefern ethnische Minderheiten und Einwanderer in die Streitkräfte (und als Folge in die Gesellschaft) integriert worden sind (Liebau 2010; Storm/Tuma 2016; Moyd 2014; Riseman 2012; Carroll 2008; Krouse 2007; Winegard 2012; Lentz-Smith 2009; Williams 2010; Wynn 2010; Ford 2009; Sterba 2003; Ural 2010).

Die Forschung zu deutschen Einwanderern in amerikanischen Streitkräften beschränkt sich vorwiegend auf den amerikanischen Bürgerkrieg, obwohl Deutsche schon im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg auf beiden Seiten gekämpft hatten. Während der beiden Weltkriege wurden deutsche Einwanderer (wie auch Angehörige anderer Feindstaaten) in den USA und in den anderen Staaten der Alliierten als „feindliche Ausländer“ (enemy aliens) eingestuft; sie mussten sich behördlich melden, ihre Waffen abgeben, verloren ihr Wahlrecht, durften nicht ausreisen und durften nicht in den Streitkräften dienen. Einige wurden interniert (Engle 2010; Mehrländer 2010; Nagler 2000; Helbich/Kamphoefner 2002; Panayi 1993). Doch gerade in der amerikanischen Armee hatten in beiden Weltkriegen viele Soldaten und Offiziere deutsche Wurzeln. Dies änderte sich nach dem Zweiten Weltkrieg nicht. Von der Geschichtswissenschaft ist dies bislang nicht thematisiert worden. Ob der große Anteil deutschstämmiger Soldaten in der amerikanischen Armee innerhalb der Streitkräfte oder in einem größeren gesellschaftlichen Rahmen thematisiert wurde, ist ebenfalls bislang nicht erforscht worden.

Dies dürfte zum Teil an der schwierigen Quellenlage liegen. So hat beispielsweise das US-Militär, zumindest für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, keine Statistiken geführt, die die Militärangehörigen nach „Rasse“, Ethnizität, Nationalität oder Geburtsland unterscheiden.⁶ Und obwohl das amerikanische Militär eigene Oral History-Projekte mit Veteranen hat, waren den angeschriebenen Archiven keine Interviews mit US-Veteranen bekannt, die aus Deutschland stammten.⁷ Fest steht allerdings, dass Millionen junger Männer Europa in der Nachkriegszeit verließen, weil sie in Übersee (bessere) Jobs und (bessere) Heiratsmöglichkeiten erwarteten, weil sie ihre Heimat verloren hatten, weil sie bei ihren Verwandten im Ausland leben wollten, weil sie nichts mehr—manchmal aber auch noch mehr—mit Krieg zu tun haben wollten. Familien verließen den Kontinent, weil Eltern hofften, ihren Söhnen und Töchtern in den USA ein besseres und sichereres Leben zu ermöglichen. Einige der jungen Aus-

⁶ Dies sind die Kategorien, die die US-Einwanderungsbehörde zu unterschiedlichen Zeiten benutzte.

⁷ Korrespondenz des Autors mit dem Fort Sill Museum (Department of the Army), Fort Sill, Oklahoma, 7.10.1997; Marine Corps University Archives, Quantico, Virginia, 6.10.1997; Special Collections and Archives Division, Department of the Navy, Nimitz Library, United States Naval Academy, Annapolis, Maryland, 28.11.1997; Operational Archives Branch, Naval Historical Center, Department of the Navy, Washington, D.C., 14.10.1997; Shipmate, Zeitschrift der U.S. Naval Academy Alumni Association, Annapolis, Maryland, 8.5.1998.

wanderer wurden in das amerikanische Militär eingezogen, das erst zum Ende des Vietnamkrieges hin die Wehrpflicht abschaffte.⁸ Andere meldeten sich freiwillig zu den amerikanischen Streitkräften.

Mit Hilfe veröffentlichter Diskurse, staatlicher Einzelfallakten, wie die über die Familie Buhrdorf, Oral History-Interviews mit deutschen und Korrespondenz mit anderen europäischen Einwanderern, die in den amerikanischen und kanadischen Streitkräften gedient haben, soll im Folgenden nachgezeichnet werden, wie es dazu kam, dass insbesondere deutsche Männer nur wenige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg in amerikanischen Truppen kämpften.

In meiner Forschung über Deutsche, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Kanada und den USA ausgewandert waren, hörte ich in Interviews mit Zeitzeugen auch immer wieder von Erfahrungen mit den nordamerikanischen Streitkräften. Auf meine Leserbriefe an große Tageszeitungen in Ottawa, Edmonton, Detroit und Washington, D.C. meldeten sich etwa 150 deutsche Männer und Frauen, die in den 1950er Jahren nach Kanada und den USA ausgewandert waren. Ich interviewte 59 von ihnen. Obwohl ich mich zum Zeitpunkt der Interviews vorwiegend mit Migrationserfahrungen beschäftigte, erlaubte mir die Konzeption der Interviews als lebensgeschichtliche Oral Histories, auch andere Themenbereiche (wie eben die Militärdienstenerfahrungen) ausführlicher anzusprechen (Freund 2004a). Mit dem Ziel, das Thema Migration und Militär weiterzuverfolgen, veröffentlichte ich zudem kurze Artikel in US-amerikanischen Veteranen- und Militärzeitschriften, woraufhin ich Briefe und Emails von dreizehn Auswanderern erhielt. Ich konnte diese Zeitzeugen zwar nicht persönlich befragen, aber ich erhielt ihre Zustimmung, unsere Korrespondenz für Veröffentlichungen zu nutzen.⁹

Nach einem kurzen Überblick über die deutsch-amerikanischen Beziehungen nach 1945 und die deutsche USA-Auswanderung der fünfziger Jahre, wird zunächst aus der westdeutschen Perspektive geklärt, weshalb deutsche Männer nach 1945 Westdeutschland verließen und wie das Wissen um die amerikanische Wehrpflicht und die Debatte über die Wehrpflicht und ihre Einführung in der Bundesrepublik ihre Entscheidung zur Auswanderung beeinflussten. Sodann werden einige Erfahrungen deutscher Einwanderer als GIs im amerikanischen Militär dargestellt. Abschließend wird gefragt, wie diese auf den ersten Blick kontroverse Konstellation – der Wehrdienst ehemaliger Feinde – privat und gesellschaftlich erinnert wird. Ziel des Artikels ist es, die Beziehungen zwischen Militär und Migration in der Geschichte zu bestimmen und zu klassifizieren. Damit sollen weitere Arbeiten auf diesem Gebiet erleichtert und systematisiert werden.

Wiederbewaffnung und Auswanderung in den fünfziger Jahren

Die deutsch-amerikanischen Beziehungen schlugen nach dem Zweiten Weltkrieg innerhalb weniger Jahre von Feindschaft in Freundschaft um. Bezeichnenderweise war Auslöser und einer der Gründe dafür ein Krieg, nämlich der bereits erwähnte Koreakrieg. Eine der amerikanischen Reaktionen auf die ersten Niederlagen gegen „den Kommunismus“ in Korea war, dass sich die US-Regierung der Bedeutung der

⁸ Nach Lutz Unterseher (1994) wurde die Wehrpflicht in den USA 1973 abgeschafft.

⁹ Audiodateien, Transkripte und Briefe sind im Archiv des Oral History Zentrums der Universität von Winnipeg in Winnipeg, Manitoba, Kanada archiviert.

Bundesrepublik Deutschland als militärischer Bündnispartner noch stärker bewusst wurde. Die Adenauer-Regierung nutzte dies, um nach internen Sondierungsgesprächen den USA im Sommer 1950 ein deutsches Truppenkontingent anzubieten. Konrad Adenauer wollte die Bundesrepublik dadurch enger an den Westen binden. Für die deutsche Bevölkerung war die Überlegung, deutsche Truppen nach Korea zu schicken, nicht völlig abwegig. Noch vor Ende des Zweiten Weltkriegs waren viele Deutsche davon überzeugt, dass sich Briten und Amerikaner mit ihnen verbünden und sofort gegen die Sowjetunion kämpfen würden (Michels 1999: 164). Diese Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt, und auch der Vorstoß Adenauers fünf Jahre später blieb ohne Erfolg. Doch der Kanzler hatte damit das Tabu der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik gebrochen und den Grundstein für die Gründung der Bundeswehr gelegt. Die freundschaftlichen Bande zwischen der Bundesrepublik und den USA waren durch die gemeinsame Kommunistenthysterie, die in Korea angefacht worden war, enger gezurrt worden.

So waren es folglich die USA, die als erstes großes Einwanderungsland nach dem Zweiten Weltkrieg den Deutschen wieder ihre Tore öffneten. Neben der jährlichen Quote von 26.000 richteten die Vereinigten Staaten spezielle Programme für 54.000 sogenannte „Volksdeutsche“ („*Ethnic Germans*“) und 90.000 deutsche Flüchtlinge und Vertriebene (*Refugees*) ein. Somit waren zwischen 1946 und 1960 unter den 3,4 Millionen Einwanderern nach den Vereinigten Staaten 450.000 Deutsche. Bis zum Ende des Vietnamkriegs 1975 wanderten nochmals 230.000 Deutsche ein. Ein Drittel, etwa 230.000, der deutschen Einwanderer waren Männer; etwa 100.000 davon waren 19 Jahre alt oder jünger, also im einzugsfähigen Alter. Zu der Anzahl der Deutschen im einzugsfähigen Alter müssen die etwas älteren addiert werden, die ebenso einzugsfähig waren.¹⁰

Solche Zahlen können natürlich nur Anhaltspunkte sein. Doch stand die Gruppe junger Männer im Mittelpunkt sowohl der bundesdeutschen Auswanderungspolitik wie der US-amerikanischen Einwanderungspolitik. Im Vordergrund wurde dabei über deren Arbeitskraft debattiert. Beide Industriestaaten sahen junge, männliche Fachkräfte als den Motor ihrer Nachkriegswirtschaft. Auf sie konzentrierten sich die Versuche der Bundesregierung, sie im Lande zu behalten; auf sie konzentrierten sich gleichfalls die Bemühungen der Amerikaner (und anderer Einwanderungsländer), sie in ihr Land zu holen (Steinert 1995; Freund 2004a). Wie im Folgenden gezeigt wird, ging es auf beiden Seiten des Atlantiks aber nicht nur um Arbeitskräfte, sondern auch um Nachschub für die Armeen. So kam es, dass trotz Adenauers gescheitertem Vorstoß seit 1950 Deutsche in Korea kämpften.

¹⁰ Zwischen 1948 und 1975 wanderten 658.164 Deutsche nach den USA, davon waren 224.670 (= 34,1 %) männlich. Im Durchschnitt davon waren etwa 43 % von ihnen 19 Jahre alt oder jünger, wobei dieser Anteil nur einmal, 1968, unter 40 %, nämlich bei 39 % lag, während er im Vorjahr – auch dies einmalig in der betrachteten Zeitperiode – auf 52,2 % geklettert war. Alleine zwischen 1946 und 1960 wanderten 71.300 Ehefrauen amerikanischer Staatsbürger in die USA, was den hohen Anteil an Frauen unter den deutschen USA-Auswanderern erklärt. Siehe US-Department of Justice, Immigration and Naturalization Service, Annual Report of the Immigration and Naturalization Service For the Fiscal Year Ended June 30, 1946-63, Philadelphia, PA/Washington, DC 1946-63 (eigene Berechnung). Zur Auswanderung in die USA, siehe Steinert 1995; Neger-Focke 1995; Freund 2004a.

„Kriegsfurcht“ und andere Auswanderungsgründe

Während die USA und die Bundesrepublik vor allem wirtschaftliche, aber auch politische und militärische Ziele mit ihrer Migrationspolitik verknüpften, verfolgten deutsche Männer, Frauen und Familien ihre eigene „Migrationspolitik“ (Freund 2004a). Deutsche wanderten in den zwei Jahrzehnten nach Kriegsende aus unterschiedlichen Gründen aus. Neben wirtschaftlichen, sozialen, familialen und persönlichen Gründen spielte angesichts der Entwicklungen im Kalten Krieg und der „heißen“ Kolonialkriege die Furcht vor einem dritten Weltkrieg eine Rolle. Diese Kriegsfurcht war bei den meisten Menschen eher diffus und wurde durch aktuelle Ereignisse angeheizt. Dazu zählten internationale Krisen, wie die Berlinkrise 1948/49 und der Koreakrieg 1950 bis 1953, nationale Spannungen, z.B. die bundesdeutsche Wiederaufrüstungsdebatte 1950 bis 1955 und die atomare Aufrüstungsdebatte in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre sowie Unruhen im Ostblock, wie die in Jugoslawien 1948, in der DDR 1953, in Polen und Ungarn 1956. Nahm die Berichterstattung über solche Ereignisse zu, stieg bei den westdeutschen Auswanderungsberatern die Zahl der Ratsuchenden, die sich oder ihre Kinder durch eine Auswanderung vor einem neuen Krieg zu schützen suchten.¹¹

Wie viele Menschen Europa aus Furcht vor dem Dritten Weltkrieg verlassen wollten, ist schwer zu sagen. Die genaueste Quelle ist eine Statistik, die das Bundesamt für Auswanderung in den 1950er Jahren führte. Die „Statistik über den Auswanderungsdrang“ basierte auf Fragebögen, die von den Beratern für jeden ausgefüllt wurden, der bei einer gemeinnützigen oder kirchlichen, d.h. staatlich lizenzierten Beratungsstelle für Auswanderer Rat suchte.

Von 1950 bis 1958 ließen sich 2,4 Millionen Deutsche beraten.¹² Gefragt nach ihren Auswanderungsgründen, gaben die meisten wirtschaftliche Überlegungen an. Doch 6,5 Prozent der Auswanderungswilligen befürchteten „kriegerische Ereignisse“; weitere 2,2 Prozent erklärten ihren Auswanderungswunsch mit „politischen Gründen“.¹³ Bei solchen Daten ist Vorsicht geboten. Gefragt werden muss immer, welche Gründe jeweils sozial anerkannt oder verpöht waren. Dass der Auswanderungsgrund „Kriegsfurcht“ in Nachkriegsdeutschland mit einem Stigma behaftet war, lässt sich schwer nachweisen. Verglichen werden können diese Daten mit (eher seltenen) Befragungen in den Einwanderungsländern. Von den deutschen Einwanderern, die in den 1950er Jahren nach Kanada kamen, gaben 34,3 Prozent „politische Motive“ als

11 Beispielsweise stieg der Auswanderungsgrund „Kriegsfurcht“ von Oktober bis Dezember 1956 zur Zeit der Ungarnkrise. „Sie denken an die Zukunft der Kinder – Auswanderer haben meistens wirtschaftliche Sorgen“, Bremer Nachrichten, 7.5.1957.

12 Weder alle „Auswanderungswilligen“ noch alle Auswanderer wurden erfasst, denn die Beratung war zum großen Teil freiwillig. Ein großer Teil der Ratsuchenden kam im Rahmen der US-Flüchtlingsprogramme. Weil die Beratungsstellen an der Durchführung dieser Programme beteiligt waren, mussten alle, die sich für diese Programme interessierten, auch zu einer Beratung. Viele andere Auswanderungsinteressenten wandten sich dagegen direkt an die Konsulate und andere entsprechende Dienststellen der Einwanderungsländer, ohne bei einer einzigen deutschen Behörde eine Spur ihrer Auswanderungsabsicht zu hinterlassen.

13 Bundesamt für Auswanderung: Statistik über den Auswanderungsdrang, 1955-1958 (Köln, 1957-1960); Bundesamt für Auswanderung: Statistik über den Auswanderungsdrang 1951-1954 (Koblenz, 1953-1955); Bundesstelle für das Auswanderungswesen: Statistik über den Auswanderungsdrang für das Kalenderjahr 1950 (Bremen, 1951).

Auswanderungsgrund an.¹⁴ Dies waren vier Mal mehr „politische Migranten“, als die bundesdeutschen Statistiken vermerkten. Es könnte daraus also durchaus geschlossen werden, dass in Westdeutschland gegenüber den Beratern der Auswanderungsgrund „Kriegsfurcht“ mit negativen Attributen wie Feigheit und Illoyalität behaftet war. Solche Ergebnisse dürfen natürlich nicht überbewertet werden. Die hinter den Zahlen stehenden Befragungstechniken und -situationen sind leider unbekannt. Hinzu kommt, dass nur die wenigsten Deutschen aus lediglich einem Grund auswandern wollten. Was Menschen zur Migration bringt, ist so komplex, dass sich viele auch noch Jahrzehnte nach ihrer Auswanderung über ihre Motive und Motivationen nicht im Klaren sind (Freund 2004a, 3. Kap.).

Militär-Migrations-Matrix

Neben dieser eher diffusen Kriegsfurcht gab es acht konkretere kausale Beziehungen zwischen Migration und Militär, die in unterschiedlicher Häufigkeit in der Geschichte aufgetreten sind, auch in der Geschichte der frühen Bundesrepublik. Sie lassen sich wie folgt zusammenfassen:

		Migration		Militär	
		Ja	Nein	Ja	Nein
Migration	Ja	n./a.	n./a.	(5) Eintritt, um zu migrieren	(7) Kein Eintritt, um zu migrieren
	Nein	n./a.	n./a.	(6) Eintritt, um nicht zu migrieren	(8) Kein Eintritt, um nicht zu migrieren
Militär	Ja	(1) Migrieren, um zu dienen	(3) Dableiben, um zu dienen	n./a.	n./a.
	Nein	(2) Migrieren, um nicht zu dienen	(4) Dableiben, um nicht zu dienen	n./a.	n./a.

Für die 1950er Jahre lassen sich diese Beziehungen wie folgt konkretisieren: Einige junge deutsche Männer wollten nicht in der Bundeswehr dienen und versuchten, durch eine Auswanderung der Wehrpflicht zu entgehen (2). Andere wollten im Militär dienen und wanderten deshalb aus (1). Einige blieben in Deutschland, um der Bundeswehr beizutreten (3). Andere verwarfen Auswanderungspläne in die USA, nachdem sie erfahren hatten, dass sie dort eingezogen werden könnten (4). Einige Einwanderer in Nordamerika traten den US-amerikanischen bzw. kanadischen Streitkräften bei, um zurück nach Europa zu kommen (5). Obwohl mir für (6) kein konkretes Beispiel bekannt ist, kann z.B. angenommen werden, dass sich nach Gründung der

14 Bei den Briten waren es 3,2 %, bei Einwanderern aus Mittelmeerstaaten 1,5 %, bei osteuropäischen Flüchtlingen 72,9 %, unter allen anderen Einwanderern waren es 4,3 %. (Richmond 1970: 40).

Bundeswehr junge Männer verpflichteten, um nicht zusammen mit der Familie auswandern zu müssen. Andere entschieden sich gegen einen Eintritt ins Militär, weil sie auswandern (7) oder weil sie ihre Heimat nicht verlassen wollten (8).

Die konkreten Beispiele weisen darauf hin, dass die Militär-Migrations-Matrix weiter differenziert werden muss, nämlich nach den Kategorien Zwang/Fremdbestimmung und Freiwilligkeit/Selbstbestimmung. Der Fall Buhrdorf, zum Beispiel ist (1), aber unter Fremdbestimmung: Buhrdorf wurde als Folge seiner Einwanderung in die USA in die US-Army eingezogen. Daraus ergibt sich die Frage nach dem Subjekt der Motivation: Wird die Entscheidung über Migration oder Militäreintritt vom Einzelnen, vom Staat oder von einer Gruppe (z.B. der Familie) getroffen? Wie ist die Entscheidungsmacht verteilt? Wer stellt diskursive Beziehungen zwischen Migration und Militär her?

War bislang von der individuellen Entscheidung gesprochen worden, so sind die Beispiele staatlicher Eingriffe in der Geschichte vielfältig. Bekanntestes Beispiel ist das staatliche Auswanderungsverbot für Männer im wehrfähigen Alter. Dieses Prinzip wurde in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland reaktiviert. Die neuere historische Migrationsforschung zur Bedeutung von Netzwerken und Familien in Migrationsentscheidungen weist zudem auf zwischen dem Einzelnen und dem Staat liegenden Handlungsräumen auf der Meso-Ebene hin.

Anhand öffentlicher Debatten und staatlicher Diskurse sollen im Folgenden zunächst zwei Phänomene der bundesdeutschen 1950er Jahre – drohende Wehrpflicht (2) und Freiwillige in fremden Streitkräften (1) – näher beleuchtet werden.

Versuche, durch Auswanderung dem Militärdienst zu entgehen – aus welchen Gründen auch immer – hat es in der Migrationsgeschichte häufig gegeben. Um bei deutschen Wanderern zu bleiben: Wolga- und Schwarzmeerdeutsche, deren Vorfahren als Bauern im 18. Jahrhundert nach Russland gewandert waren, verließen Russland, als sie das Privileg verloren, keinen Wehrdienst leisten zu müssen. Neben religiösen Gründen – die Schwarzmeerdeutschen waren Mennoniten, einige der Wolga-deutschen gehörten pazifistischen Sekten an – gab es vor allem die Angst vor den brutalen Bedingungen des russischen Militärdienstes, in dem Soldaten deutscher Herkunft häufig noch schlechter behandelt wurden als andere (Sowell 1996: 62 f.).

Wehrpflicht und Wanderungskontrolle

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Überlegungen über drohende Kriege und Migration besonders akut für junge Männer, denn sie unterlagen in fast ganz Westeuropa der Wehrpflicht. So war in Frankreich, das in Konflikten in Indochina (Vietnam, 1946-54) und Algerien (1954-62) verwickelt war, 1950 die Wehrpflicht auf 18 Monate verlängert worden. Großbritannien, wie Frankreich in der Suezkrise (1956) sowie in Dutzenden anderer Kolonialkonflikten aktiv, verlängerte die 1947 eingeführte Wehrpflicht zu Beginn des Koreakriegs auf zwei Jahre und schaffte sie erst 1957 ab. Der niederländische Einsatz in Indonesien war zwar kurz (1946-47), aber blutig. Österreich führte 1955 die allgemeine Wehrpflicht ein.¹⁵

Seit Dezember 1949 wurde auch in der Bundesrepublik Deutschland darüber debattiert, wieder eine eigene Armee und die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Die

¹⁵ Zur Wehrpflicht in Westeuropa und den USA siehe die Beiträge in den Sammelbänden von Foerster (1994) und Opitz/Rödiger (1994).

Wiederaufrüstungskontroverse prägte, ja „erschütterte“ die fünfziger Jahre der Bundesrepublik. „Die erstaunliche Tatsache einer friedensorientierten anstelle einer militärbestimmten Wertigkeit in der Gesellschaft der Nachkriegszeit war dominant in den 50er Jahren; gegen sie wurde die ‚Wiederbewaffnung‘ politisch durchgesetzt“ (Bald 1993: 393).

Wie eingangs schon erwähnt, bot die Adenauer-Regierung im August 1950 angesichts des gerade ausgebrochenen Koreakrieges den USA eine Beteiligung durch ein deutsches Truppenkontingent an (Sontheimer 1991: 159-188, bes. 168). Trotz und gerade wegen einer durch den Koreakrieg noch verstärkten Furcht vor einem erneuten Krieg in Europa, reagierten große Teile der Bevölkerung heftig und ablehnend auf diesen Vorstoß. Besonders die junge Generation beteiligte sich an der Opposition, ab Anfang 1951 mit der Parole „Ohne mich“, die Männer und Frauen auf Blechplaketten auf ihren Revers trugen. Die Träger solcher Plaketten, hauptsächlich junge Männer, hatten unterschiedliche Motive. Während einige das Militär grundsätzlich ablehnten, verneinten andere es nur für die Bundesrepublik, weil sie es als direkte Kriegsvorbereitung und Verhinderung der Wiedervereinigung ablehnten; andere trugen den „Ohne mich“-Button aus Trotz, denn sie hatten die Entmilitarisierung Deutschlands durch die Alliierten als nationale Kränkung empfunden und sahen die Pläne einer deutschen Truppe in einer Europäischen Armee unter fremdem Oberbefehl als Provokation (Meier-Dörnberg 1994; Large 1996¹⁶; Chaussy 1989: 222 ff.). Trotz der breiten Opposition wurde seit dem Sommer 1950 immer klarer, dass es in der Bundesrepublik Deutschland bald wieder eine Wehrpflichtarmee geben würde.

In den folgenden Jahren wurden Verbindungen zwischen diesen Plänen der Wiedereinführung der Wehrpflicht und der Frage der Auswanderung geknüpft, und zwar sowohl von Behördenvertretern als auch von einzelnen Männern und Frauen. Einige Auswanderungswillige vermuteten bald, dass sie mit scheinheiligen Gründen an der Auswanderung gehindert würden, um später in die Bundeswehr eingezogen zu werden. Der 19-jährige DDR-Flüchtling Hans-Günter M. aus Sundern/Kr. Arnsberg fragte 1954 den Bremer Senator für das Auswanderungswesen, ob „seit kurzem die Jahrgänge, die einmal die neue Wehrmacht bilden sollen, konsequent abgelehnt“ würden.

Mir kam dieser Gedanke, als man mich nach der ärztlichen Untersuchung am 25.8.1954 in Hannover ablehnte, obwohl ich kerngesund bin. Für die Auswanderung nach Kanada habe ich bis heute schon 100,-DM ausgegeben, die jetzt für nichts und gar nichts ausgegeben sein sollen?¹⁷

Der Senator informierte sich beim Leiter der bremischen Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle, Kapitän Tillack, der ihm mitteilte:

Nach wie vor besteht keine Auswanderungsbeschränkung für deutsche Staatsangehörige, die evtl. im wehrfähigen Alter stehen.

¹⁶ Rezension v. E. N. Peterson in H-Net 1997.

¹⁷ StAB, Senatskommissar für das Auswanderungswesen 4,35/4-830-10-00/2, Auskünfte in Auswanderungsfragen, Hans-Günter M., Sundern/Kr. Arnsberg, 27.9.1954, an Maas.

Da die Einwanderungsbestimmungen nicht von westdeutscher Seite gemacht würden und die Einwanderungsdienststellen der Zielländer eine Ablehnung grundsätzlich nicht begründeten, könne er nur vermuten, dass M. oder dessen Vater der SED oder einer ihrer Organisationen angehört hatte und deshalb abgelehnt worden sei. Ein weiterer Grund könne eine frühere Rippenfell- oder Lungenentzündung sein, so dass die Röntgenaufnahme beanstandet worden sein könnte.¹⁸

Der Bremer Experte für Auswanderungsfragen und Leiter der in der Bundesrepublik äußerst einflussreichen Bremer Auswandererberatungsstelle, Kapitän Tillack, lehnte also diese spezifische Verknüpfung von Auswanderung und Wehrpflicht – Wehrpflicht vor Auswanderung – ab, hielt sie aber nicht für abwegig, wollte er doch für die Zukunft nicht ausschließen, dass Wehrpflichtigen die Auswanderung verboten werden könnte („Nach wie vor...“). Solche Formulierungen verwiesen auch darauf, dass viele mit der Auswanderung beauftragten Behördenvertreter auch Jahre nach Gründung der Bundesrepublik noch Schwierigkeiten mit dem Grundrecht auf Freizügigkeit hatten. Sie sahen Auswanderung weniger als ein Grundrecht an.¹⁹ Auswanderung war für sie ein Privileg, eine Großzügigkeit der Regierung, die durchaus eingeschränkt werden konnte, wenn nationale Interessen dies erforderten. Auswanderungspolitik wurde für die Volkswirtschaft, nicht für den Einzelnen gemacht.

Stigmatisierung wehrpflichtiger Auswanderungswilliger

Tillack betonte deshalb die Verbindung von Wehrpflicht und Migration anders als Hans-Günter M. und andere junge Deutsche, die in der Auswanderung eine Alternative zu ihrem Leben in Westdeutschland sahen. Zusammen mit seinen Kollegen stellte der Berater eine Verbindung zwischen Auswanderung, Kriegsfurcht, Wiederaufrüstungsdebatte und Wehrpflicht her, die zur Stigmatisierung von „Wehrflüchtigen“ führen sollte. Männer wollten auswandern, so die Auswanderungsexperten, um sich vor der Wehrpflicht zu drücken.²⁰ Das Bild, das die Auswanderungsberater in den 1950er Jahren von jungen Männern, die auswandern wollten, mit Hilfe unkritischer Lokalzeitungen aufbauten, war das von Drückebergern und Feiglingen.

Erreicht werden sollte mit dieser Stigmatisierung, dass einzelne Männer im wehrpflichtigen Alter ihre Auswanderungspläne aufgaben. Die Bundesregierung versuchte mit dieser Strategie, junge deutsche Männer im Land zu behalten – als Soldaten, aber noch mehr als für den Wiederaufbau als unersetzlich angesehene Facharbeiter.

Die Länder hatten schon kurz nach Kriegsende die Notwendigkeit gesehen, wieder Beratungsstellen für Auswanderer einzurichten, auch wenn bis 1950 nur für die wenigsten Deutschen die Möglichkeit einer Auswanderung bestand. Sie wollten damit den sich schnell verbreitenden Schwindelfirmen Einhalt gebieten, die mit der Hoffnung auf Auswanderung schnelles Geld machten. Neben einigen staatlichen Beratungsstellen dominierten deshalb nach 1945, wie schon bis 1941, die beiden Kirchen die Auswanderungsberatung. Nachdem die Berater in den späten 1940er Jahren Auswanderungsinteressenten eine seriöse Alternative zu den Schwindelfirmen geboten

¹⁸ Ebenda, Tillack an Maas, 20.10.54.

¹⁹ Gegen Auswanderungsfreiheit als Grundrecht hatte sich auch der Parlamentarische Rat 1948 ausgesprochen (Steinert 1995).

²⁰ Die gleiche Motivation wird übrigens noch in neuesten Geschichten der Bundesrepublik Deutschland den „Ohne mich“-Protestlern zugeschrieben, ohne Beweise für diese Behauptung vorzubringen.

hatten, wurden sie in den 1950er Jahre zu einem mehr oder weniger willigen Organ der bundesdeutschen Arbeitsmarkt- und Bevölkerungspolitik. Die Beratungsstellen hießen im Volksmund „Auswanderer-Abratungsstellen“ und wurden vom Bundesinnenministerium dafür gelobt, Auswanderungen verhindert zu haben.²¹ Nachdem die USA und Kanada Deutschen wieder die Einwanderung gestatteten, ließen sich bis 1960 mehr als zweieinhalb Millionen Menschen über Auswanderungsmöglichkeiten beraten. In ihren Jahresberichten boten die Berater insbesondere lokalen Zeitungen Erklärungen für das gewaltige Auswanderungsinteresse.

Schon 1951, fünf Jahre vor Einführung der Wehrpflicht, informierte das Bundesamt für Auswanderung die ihm angeschlossenen Dienststellen: „Bemerkenswert ist, dass ein Teil der Auswanderungswilligen als Grund der Auswanderung angeben, dass sie Europa aus Furcht vor einem Krieg bzw. aus Furcht vor dem Eingezogenwerden für eine im Entstehen begriffene neue deutsche Wehrmacht verlassen wollen.“²² Zwei Jahre später, in ihrem Tätigkeitsbericht 1953, zählte die Gemeinnützige Auswandererberatungsstelle Bremen die „hauptsächliche[n] Gründe für den Auswanderungsdrang“ auf: „1. Arbeitslosigkeit, 2. Wirtschaftliche und politische Unsicherheit, 3. Angst vor Wehrdienst, 4. Erleichterte Einwanderungsbestimmungen“.²³ Dabei basierte diese Aufstellung nicht auf den Angaben der Anfragenden, sondern auf den Vermutungen der Berater. Dies wird im Bericht von 1956 deutlich. Nun wurde argumentiert:

Inbesondere jüngere im wehrfähigen Alter stehende Menschen gaben als Grund [für die Auswanderungsabsicht] schlechte Berufsaussichten an, doch konnte man aus dem Gespräch meistens entnehmen, dass sie durch ihr Auswanderungsvorhaben einem evtl. Wehrdienst aus dem Wege gehen wollten. Wenn ihnen dann gesagt wurde, dass sie auch in ihrem Ziellande mit einem Wehrdienst zu rechnen haben, unabhängig davon, ob sie die Staatsangehörigkeit des Ziellandes besitzen oder nicht, nahmen doch viele von ihrem Auswanderungsvorhaben Abstand.²⁴

In der deutschen Presse wurde dieser „Widerwille, in Deutschland einmal die Uniform anziehen zu müssen“²⁵ registriert, aber nicht erforscht.²⁶ Im Bericht von 1957 wurden die Bremer Berater deutlicher:

21 PA Abt.5 118, „Entwurf. Bericht des Bundesministeriums des Innern über die Auswanderungspolitik an den Haushaltsausschuß des Bundestages“, 1954, zit. n. Steinert 1995: 247.

22 Bundesamt für Auswanderung, Rundschreiben 238/1951.

23 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. April 1952 – 31. März 1953.

24 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. April 1955 – 31. März 1956.

25 „Auswanderung geht zurück“ in: Bremer Nachrichten, 16.5.1956.

26 Registriert, ohne erforscht zu werden, wurde das Thema auch von kanadischen Einwanderungsdienststellen in Westdeutschland. Obwohl es für Kanada in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre, als immer mehr Deutsche vom „Wirtschaftswunder“ profitierten, immer schwieriger wurde, Deutsche als Einwanderer zu rekrutieren, verwiesen sie—zumindest in der veröffentlichten Einwandererwerbung—nicht darauf, dass Kanada das einzige NATO-Land ohne Wehrpflicht war. Library and Archives Canada, Record Group 76, Volume 821, file 552-1-551, part 1, Immigration from Germany, General File, Harry B. Stewart, Vice Consul, Canadian Embassy Bonn to Robillard, Canadian Government Immigration Mission; Robillard to Chief, Operations Division, Immigration Branch Ottawa, Juni 1956.

Die Hauptgründe für die Auswanderung waren in erster Linie schlechte Berufsaussichten, worunter die meisten eben kein Vorwärtskommen in ihrem Beruf verstanden, die jüngeren Interessenten dahinter aber die Angst vor dem Wehrdienst verbargen, dem sie dann durch ihr Auswanderungsvorhaben aus dem Weg gehen wollten.²⁷

Doch die deutsche Presse meldete diese Behauptung wiederum nur pflichtgetreu, ohne sich mit diesem Phänomen beschäftigen zu wollen.²⁸

Auch für 1959 stellten die Berater noch fest: „Bei Interessenten im wehrfähigen Alter kommt oft zum Ausdruck, dass sie den Wehrdienst scheuen und durch eine Auswanderung versuchen, diesen zu umgehen.“²⁹ 1960 war diese Auslegung bereits zur Routine geworden und die Berater freuten sich über ihr Geschick, den jungen Männern diesen Beweggrund entlocken zu können:

Wie in den vergangenen Jahren, fehlten auch in diesem Berichtsjahr nicht die Besucher der jüngeren Generation, die sich durch eine rechtzeitige Auswanderung ihrer Wehrdienstpflicht entziehen möchten. Nur zögernd und vorsichtig geben sie häufig erst am Schluss einer Beratung den wahren Grund ihrer Auswanderungsabsichten bekannt.³⁰

In den 1960er Jahren registrierten die Berater dann einen Rückgang dieser Gruppe von Auswanderungsinteressenten. 1962 notierten die Bremer Berater: „Wesentlich verringert hat sich auch die Anzahl der Besucher, die sich durch eine Auswanderung der Ausübung ihrer Wehrpflicht entziehen wollten.“³¹ Ab 1965 konnten sie diesem Phänomen auch eine Ursache zuweisen:

Gegenüber dem Berichtsjahr 1964 ist ein weiterer Rückgang der Altersklassen unter 20 Jahren zu beobachten. Ein Grund dafür dürfte auch die Änderung des Wehrpflichtgesetzes mit Wirkung vom 1.4.1965 sein, wonach „Wehrpflichtige, die einem aufgerufenen Geburtsjahrgang angehören, eine Genehmigung des zuständigen Kreiswehrrats einzuholen haben, wenn sie den Geltungsbereich dieses Gesetzes (d.h. des Bundesgebietes) länger als 3 Monate verlassen wollen.“ Dadurch wird es den betroffenen Altersklassen erschwert, sich der Ableistung des Wehrdienstes durch einen Auslandsaufenthalt zu entziehen. Ausnahmslos stellten die hier vorsprechenden Jugendlichen nach einer diesbe-

27 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. April 1956 bis 31. März 1957.

28 So berichtete in Bremen nur der Weser Kurier in einem kurzen Artikel über den Jahresbericht der Auswandererberatungsstelle: „Den Jüngeren dienen die wirtschaftlichen Gründe häufig als Vorwand. Sie wollen vielmehr dem Wehrdienst durch Auswanderung aus dem Wege gehen.“ Weser Kurier vom 7.5.1957.

29 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. April 1959 bis 31. März 1960.

30 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. April 1960 bis 31. Dezember 1960.

31 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. Januar 1962 bis 31. Dezember 1962.

züglich eingehenden Aufklärung ihre Auswanderungsabsichten für einen späteren Zeitpunkt zurück.³²

Mit dieser Änderung des Wehrpflichtgesetzes griff die Bundesregierung tief in die politische Werkzeugkiste, mit der Bevölkerungs-, Arbeitsmarkt- und Verteidigungspolitik gemacht wurde. Dass hier massiv in das Grundrecht der Freizügigkeit eingegriffen wurde, wurde ignoriert.

Wehrdienst im Einwanderungsland

Gewarnt vor der Wehrpflicht in den USA und anderen Zielländern wurden deutsche Auswanderungswillige einerseits durch die Beratungsstellen. Auch über die deutsche Presse wurden deutsche Auswanderungsinteressenten schon frühzeitig darauf hingewiesen, dass sie möglicherweise in die US-Streitkräfte eingezogen würden, sobald sie Fuß auf amerikanischen Boden setzten.

Leser des *Bremer Weser Kurier* erfuhren Anfang der 1950er Jahre: „Dienstfähige Einwanderer – werden in den USA zur Wehrmacht eingezogen“ und „USA-Deutsche müssen dienen“.³³ Hamburger Leser wurden gewarnt: „Auswanderer an der Koreafront“. In diesem Artikel des *Hamburger Echo* vom 9. Januar 1952 wurde ein Bericht über eine USA-Studienreise des Pastors und Leiters der Evangelischen Auswanderermission in Hamburg, Martin Henning, zitiert:

Wir können trotz aller Not und Arbeitslosigkeit, die in Deutschland herrscht, alle Auswanderungslustigen nur immer wieder dringend bitten, ihren Beschluß auszuwandern, nochmals zu überprüfen. Wer auswandert, soll unter allen Umständen folgendes bedenken: [...] Auch der Neueinwanderer wird von der Landesregierung zu Pflichten der amerikanischen Bürger herangezogen. Das hat besondere Bedeutung in den Fällen, wenn eine Familie Söhne im wehrdienstfähigen Alter hat. Diese werden genau so zum Heeresdienst eingezogen wie die geborenen Amerikaner, und manche Söhne von Nachkriegseinwanderern standen bereits an der Front in Korea. Eine Familie, die Europa verläßt aus Furcht vor einem drohenden Krieg, kann ihre Söhne noch eher an der Front sehen, als das bei einem Verbleib in Deutschland der Fall wäre. Man kann als Nichtbürger die Einberufung zum Heeresdienst zwar ablehnen, in diesem Fall ist es aber für immer ausgeschlossen, das amerikanische Bürgerrecht zu erlangen.³⁴

Dass in die US-Army eingezogene deutsche Einwanderer tatsächlich in Korea dienten, ist plausibel. Es gibt dazu zwar keine Akten, und die US-Streitkräfte haben keine Daten produziert, die die Staatsangehörigkeit oder das Geburtsland ihrer Angehörigen vermerken. Mehrere Zeitzeugen, die aus Frankreich, Großbritannien, Griechenland und anderen europäischen (und asiatischen) Ländern in die USA eingewandert waren, berichteten gegenüber dem Autor jedoch, dass sie in Korea stationiert und dort in

³² Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1965.

³³ *Weser Kurier*, 29.12.1951 und 15.12.1953.

³⁴ *Hamburger Echo*, 9.1.1952 (Hervorhebung im Original).

Kampfhandlungen verwickelt gewesen waren.³⁵ Der Fall des eingangs erwähnten Günther Buhrdorf bestätigt, dass auch Deutsche in der US-Army in Korea kämpften.

Leser des *Spiegel* konnten bereits am 4. Oktober 1950 am Schicksal von Erna Roltgen, einer besorgten Mutter aus Hannover, teilnehmen. „Ist es möglich“, fragte sie das Nachrichtenmagazin, „dass in den USA junge deutsche Männer, die vor kurzem erst eingewandert sind und noch die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, zum amerikanischen Militärdienst eingezogen werden können? Mein Sohn schreibt mir, dass er bereits gemustert sei und in Kürze damit rechnen müsse, Soldat zu werden.“³⁶ *Der Spiegel* bejahte die Frage. Ein Leser der Zeitschrift stimmte den Redakteuren bei und fügte hinzu: „Während des Zweiten Weltkrieges konnten die Soldaten schon nach einmonatigem Militärdienst eingebürgert werden. Diese Bestimmung gilt zur Zeit nicht mehr. Sie müssen drei Jahre warten!“³⁷ Auch Buhrdorf, Ende 1950 eingezogen, wurde noch vor seiner Einbürgerung an die Front in Korea geschickt.³⁸

Junge Männer und Familien mit Söhnen mussten in ihre Auswanderungsentscheidung also zwei Aspekte einbeziehen: Einerseits die Wehrpflicht in der Bundesrepublik, andererseits die Wehrpflichtbestimmungen im Zielland. Von den deutschen Einwanderern, die ich in Kanada und den USA interviewt habe, nannte keiner als Grund für seine Auswanderung, dass er dem Wehrdienst in der Bundeswehr hatte entgehen wollen. Die Überlegungen spielten aber bei manchen in die Auswanderungsentscheidung hinein. Kai Juergens erinnerte sich, dass sein damals 19-jähriger Freund, mit dem er 1957 nach Kanada ausgewandert ist, zu dieser Zeit mit der Einberufung rechnen musste. In unserem Gespräch 1998 in Ottawa erzählte mir Juergens, der 1934 in Danzig geboren war, dass sein Freund zwar sowieso auswandern wollte, dies dann aber vorantrieb, um eine Einberufung zu vermeiden. Zudem wusste er, dass Kanada das einzige NATO-Land ohne Wehrpflicht war. Er sah dies als angenehmen Nebeneffekt seiner Wanderung, der ihn zusätzlich motivierte.³⁹

Peter Hessel, 1931 in Chemnitz geboren, ging bereits 1952 nach Kanada, brauchte also eine Einberufung in die Bundeswehr nicht zu fürchten. In unserem Interview, das wir 1998 in seinem Haus außerhalb Ottawas führten, sagte er, dass Überlegungen zum Wehrdienst dennoch in seine Auswanderungsentscheidung mit hineingeflossen waren. Da er wusste, dass in den USA Wehrpflicht bestand, in Kanada dagegen nicht, entschied er sich bewusst, nicht in die USA auszuwandern. Ähnliche Überlegungen stellte Fritz Zauser an, der 1935 in Niederschlesien geboren und 1957 nach Kanada ausgewandert war:

Ich wollte nicht nach den Vereinigten Staaten, ich wusste ja, dass die da Wehrpflicht hatten, und nachdem man uns jahrelang gesagt hatte, wie schlimm die Deutschen wären, wenn sie mal ein Gewehr in der Hand hätten, hat einfach keinen Sinn gehabt. Kanada hatte keine Wehrpflicht.

35 Aus Gründen des Datenschutzes können die Namen der Zeitzeugen nicht genannt werden. Es handelt sich hierbei um Zeitzeugen, die sich auf meine Artikel in US-amerikanischen Veteranen- und Militärzeitschriften gemeldet hatten. Die Korrespondenz ist im Besitz des Autors.

36 Spiegel Nr. 40 vom 4. Oktober 1950, S. 41.

37 Spiegel Nr. 42 vom 18. Oktober 1950, S. 43.

38 Itkowitz, Two WWII Veterans.

39 Interview mit Kai Juergens (Pseudonym), Ottawa, ON, Kanada, 31.3.1998.

Ganz bewusst wollte er die Wehrpflicht vermeiden, denn er hatte nicht nur die zwei ausgewanderten Klassenkameraden gesehen, die 1951 als GIs zurück nach Deutschland kamen, sondern auch von einem Nachbarjungen erfahren, der 1952 als Fremdenlegionär in Vietnam starb.⁴⁰

Einige Männer wurden dagegen eingezogen. Karl Inzig aus Ostpreußen, der 1951 als Zwanzigjähriger in die USA ausgewandert war, wurde 1953 eingezogen und leistete seinen Dienst in der US-Army ab. Er bekam dadurch seine Staatsbürgerschaft nach drei, statt wie üblich nach fünf Jahren.⁴¹ Zudem konnte er, wie alle amerikanischen Soldaten nach dem Zweiten Weltkrieg, den GI-Bill in Anspruch nehmen, ein Gesetz, das Veteranen mit Wohnungs- und Berufsförderungsprogrammen die Wiedereingliederung in die Gesellschaft erleichterte. So konnte er eine Ausbildung als technischer Zeichner machen, was die Grundlage für seine Karriere bei einem großen Industrieunternehmen wurde.⁴²

Siegbert Krumm, 1937 in Siebenbürgen (Rumänien) geboren, kam im Januar 1957 mit seinen Eltern in die USA. Er wurde ebenfalls zwei Jahre nach seiner Einwanderung als 22-Jähriger eingezogen und in die Bundesrepublik versetzt, wo er seine Ehefrau kennenlernte. Er sah seine Versetzung nach Westdeutschland als Glücksfall, denn ihm seien dadurch viele Vorteile entstanden, kannte er doch die Gegend und die Sprache. Er erinnerte sich zudem, dass er und seine Eltern nicht unwissend über die Möglichkeit der Einberufung in die USA migriert seien:

Bevor man auswandert hier nach Amerika, ham sie damals verlangt, ich weiß net, ob' heut noch der Fall ist, aber damals ham sie verlangt, dass man Papiere unterzeichnet, dass, wenn man einggerufen wird zur Armee, dass man sich nicht verweigert. So, dass hab ich natürlich unterzeichnen müssen, bevor ich hier 'rüber kam, und 1960, ne, dann kriegt ich auf einmal eine Einladung, sozusagen [lacht], von Onkel Sam, wurd ich eingezogen zur Armee, ne.⁴³

Migranten als Söldner und Soldaten

Wie vermutlich die meisten Einwanderer, die in die US-Streitkräfte eingezogen wurden, dienten Inzig und Krumm unfreiwillig. Doch einige Einwanderer meldeten sich freiwillig zum Militär. Vor der Gründung der Bundeswehr gab es für diese Freiwilligen zwei Wege zum Militär: als Söldner und als Einwanderer.

Deutsche haben in der Geschichte eine lange Tradition als Söldner, Militärexperten und Soldaten in fremden Armeen, u.a. aufgrund der späten Bildung eines deutschen Nationalstaats (Sowell 1996: 51 ff., 91, 99, 102, 373). Im 19. Jahrhundert spiel-

40 Interview mit Peter Hessel, Waba, ON, Kanada, 22.3.1998; Interview mit Fritz Zauser (Pseudonym), Ottawa, ON, Kanada, 24.3.1998.

41 1954 berichteten Publikationen der US-Army in Westeuropa von zwei Deutschen und Einwanderern anderer Nationalitäten, die in die US-Armee eingezogen worden waren und während des Militärdienstes US-Staatsbürger wurden. Murray Cohen, Today Has Extra Meaning For New Yank Citizens, in: Northern Area Command, 17.9.1954 und Number 1000 Made Citizen In Frankfurt, in: Army Times European Edition, 3.8.1954, National Archives and Records Administration, Archives II, Record Group 85, File 56354/351 General File: Periodic Reports From Headquarters Office Under Refugee Relief Act of 1953.

42 Interview mit Karl Inzig (Pseudonym), Gladwin, MI, USA, 1.11.1996.

43 Interview mit Siegbert Krumm (Pseudonym), Clinton Township, MI, USA, 22.10.1996.

ten Deutsche in der französischen Fremdenlegion seit deren Gründung 1831 eine wichtige Rolle, von 1870 bis 1962 dominierten sie die Legion sogar, so dass der Historiker Eckard Michels vom „deutschen Jahrhundert“ der *légion étrangère* spricht (Michels 1999: 303). Zwischen 1870 und 1944 meldeten sich etwa 55.000 Deutsche als Legionäre (ebenda: 331 f.).⁴⁴ Noch vor Ende des Zweiten Weltkriegs stand deutschen Söldnern die Fremdenlegion wieder weit offen, denn als sich nach 1945 das französische Engagement in Indochina verstärkte, sah die Legion „keine Alternative zu den Deutschen“ (ebenda: 186). Unter den 1945 bis 1954 angeworbenen 75.000 Söldnern waren 35.000 Deutsche (ebenda: 208).

Wer waren die deutschen Legionäre? Bis Ende 1946 verpflichteten sich maximal 5.000 deutsche Kriegsgefangene (vorwiegend 18- bis 23-Jährige), was den deutschen Anteil von 10 Prozent 1944 auf 35 Prozent Mitte 1946 erhöhte (ebenda: 161 ff.).⁴⁵ Die Vorgabe, keine Kriegsverbrecher, Nazis, SS- und Polizeiangehörigen zu rekrutieren, wurde dabei weitgehend eingehalten (ebenda: 150-159). Als 1950 die Fünfjahresverträge der 1945/46 rekrutierten deutschen Kriegsgefangenen auszulaufen begannen, erhöhte die Fremdenlegion ihre Anwerbemaßnahmen. Michels schätzt, dass zwischen 1950 und 1954 jährlich etwa 25.000 bis 30.000 junge Deutsche in die Legion eintreten wollten. Während einige Tausend von westdeutschen Behörden abgefangen wurden, meldeten sich in diesen Jahren jährlich 20.000 Freiwillige in den Werbebüros der Legion in der französischen Besatzungszone. Viele von ihnen, so Michels weiter, seien erst durch die deutsche Medienberichterstattung auf die Idee gekommen, „einen Ausweg aus ihrer Misere in einem fünfjährigen Engagement in der Söldnertruppe zu suchen“ (ebenda: 188).

Ähnlich wie bei der unterstellten Absicht, sich durch Auswanderung der Wehrpflicht zu entziehen, berichteten die meisten westdeutschen Medien über die Fremdenlegionäre, ohne das Phänomen wirklich zu untersuchen. Dabei wurden gerne völlig überhöhte Zahlen genannt und heimgekehrten Legionären Foren für Behauptungen geboten, die von den Journalisten weder angezweifelt noch überprüft wurden (ebenda: 165). Dazu gehörte eine ausführliche Reportage des Hamburger Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* im November 1950. Unter dem Titel „Fremdenlegion. Gardez vous [sic]“ ließ die Zeitschrift den 20-jährigen Kölner Franz Goeretzki von seiner angeblichen Entführung in die Fremdenlegion und den darauffolgenden Heldentaten erzählen. Dem Bericht zufolge kämpfte der junge Mann nach einer harten Ausbildung in Algier in Indochina, konnte von dort nach China fliehen, wo er eine Liebschaft mit einer jungen, verheirateten Berlinerin anfing. Über Hongkong und Manila ging es dann durch den Indischen Ozean zurück nach Köln.⁴⁶

Junge Männer, die bei solch aufregenden Reportagen und bei den Kriegserzählungen ihrer Väter, älteren Brüder und Onkel ins Schwärmen gerieten, wandten sich hilfesusuchend an die Franzosen. Die Anwerber der Fremdenlegion wurden aber auch von den ganz Verzweifelten aufgesucht, die glaubten, im „normalen“ Leben nicht

44 Addiert werden können etwa 23.000 Elsaß-Lothringer, die vor 1918 die deutsche Staatsbürgerschaft besaßen.

45 Zur Frage, ob die deutschen Kriegsgefangenen zwangsrekrutiert wurden, wie in der deutschen Nachkriegspresse und -politik häufig behauptet, ebenda: 159-164, 166 f.

46 Fremdenlegion. Gardez vous [sic], in: *Der Spiegel*, 15.11.1950; Georges R. Reymond: Paris. Keine Wüste – Brief an den Spiegel, 29.11.1950. Eine Analyse der Medienberichterstattung und politischen Debatte bietet Biess 2012.

mehr Fuß fassen zu können. Als die Rekrutierungszahlen der Fremdenlegion in Westdeutschland in die Höhe schnellten, meldeten die Bremer Auswanderungsberater in ihrem Jahresbericht von 1952/53:

Wiederholt schickte das französische Konsulat in Bremen junge Leute, die sich dort für den Eintritt in die Fremdenlegion bewarben, zur Auswanderer-Beratungsstelle. In jedem Falle gelang es, die jungen Menschen vor ihrem unüberlegten Vorhaben abzubringen. Bei einer Anzahl dieser Bewerber handelte es sich um Menschen, die irgendwie einmal mit dem Gesetz in Konflikt geraten und deren Strafen nun im polizeilichen Führungszeugnis verzeichnet wurden. Aber eine grosse Anzahl von ihnen wollte in die Fremdenlegion, da sie hier keine weiteren Fortkommensmöglichkeiten sahen, zum Teil schon lange arbeitslos waren oder sich mit ihren Angehörigen erzürnt hatten.⁴⁷

Nach Michels waren aber auch die Verzweifelten nur eine Minderheit der Legionäre. Die meisten waren 16- bis 25-jährige Männer mit wenig oder keiner Kriegserfahrung, „die aber unter den Folgen des verlorenen Krieges mehr litten als andere Altersgenossen“. Dazu gehörten Jugendliche, die nur noch schwache oder keine emotionalen Bindungen in ihrer Familie hatten, sowie Flüchtlinge, Vertriebene und andere Heimatlose, die obdachlos oder in Lagern untergebracht waren und keine Aussicht auf Ausbildungs- oder Arbeitsplätze hatten. Viele von ihnen waren „von den örtlichen Arbeitsämtern in die Industrie- und Bergbaureviere Nordrhein-Westfalens vermittelt – oder besser abgeschoben – worden“. Andere wurden in der Landwirtschaft untergebracht. Beide Tätigkeitsfelder waren wegen ihrer harten Arbeitsbedingungen und schlechten Bezahlung unbeliebt. Viele junge Männer verließen die Gruben und Felder schnell, standen dann aber ohne Unterkunft und Geld auf der Straße (Michels 1999: 196 ff.). Während einige in der Auswanderung nach Kanada und den USA ihre Zukunft erblickten, hofften andere auf die Fremdenlegion. Für die Freiwilligen war der mögliche Einsatz im Indochinakrieg eher Anreiz als Abschreckung (Michels 1999: 194 f.). „Nur die schwierige wirtschaftliche und soziale Situation, in der viele deutsche Jugendliche sich befanden, half der Legion einigermaßen, ihre seit 1950 steigenden personellen Anforderungen zu befriedigen“ (ebenda: 186 f.).

Der Anteil von Deutschen in der Legion stieg bis 1953/54 auf 55 Prozent. „Die Höchstzahl von Deutschen in der Fremdenlegion überhaupt wurde im Jahre 1953 mit etwa 20.000 Mann erreicht, von denen rund 11.000 in Indochina im Einsatz waren.“ Jeder siebte Legionär in Indochina fiel in diesem Krieg (Michels 1999: 208). Mit dem Ende des Indochinakriegs 1954, dem beginnenden wirtschaftlichen Aufschwung in Westdeutschland, der Schließung der Werbebüros in der Französischen Besatzungszone und schließlich dem Aufbau der Bundeswehr meldeten sich immer weniger Deutsche zur Legion. Die Legion erhielt aber noch einmal einen erhöhten Zulauf, als Frankreich von Mitte 1958 bis Mitte 1960 seine militärischen Aktivitäten im Algerienkrieg verstärkte. Von 1955 bis 1960 meldeten sich jährlich 6.000 bis 8.000 Deutsche zur Legion und stellten die Hälfte aller Anwärter. Es waren nun hauptsächlich Abenteurer, ein Drittel von ihnen unter 21 Jahre alt, somit minderjährig (ebenda: 291

47 Tätigkeitsbericht der Gemeinnützigen Auswandererberatungsstelle für das Land Bremen e.V. für die Zeit vom 1. April 1952 bis 31. März 1953.

ff., 303). Bis 1969 schrumpfte der deutsche Anteil der verkleinerten Legion auf 20 Prozent (ebenda: 332 f.).

Aufgrund der schweren Verluste in Korea im Spätherbst 1950 griff auch die US-Regierung auf ausländische Söldner zurück. Sie verband dies allerdings immer mit Einwanderung, so dass in den US-Truppen zwar Ausländer kämpften, diese aber am Ende ihrer Dienstzeit die amerikanische Staatsbürgerschaft erwartete. „Der Spiegel“ meldete im Dezember 1950, dass der US-Armee vom Kongress erlaubt wurde, 2.500 Fremdenlegionäre anzuwerben. Das Nachrichtenmagazin klärte seine Leser darüber auf, dass die „US-Fremdenlegion“ keine eigene Truppe sei. „Die Legionäre, die nach fünf Jahren US-Staatsbürger werden müssen, werden auf die einzelnen Truppenteile verteilt.“ Doch der Ausländeranteil sollte nicht nur über die Fremdenlegion erhöht werden: „Der 82. Kongreß zeigt sich geneigt, das Ausländer-Kontingent in der US-Armee zu erhöhen. Auch Deutsche, Italiener und Japaner dürfen sich bewerben. Die Anwärter-Listen sind bereits mehrfach überzeichnet.“⁴⁸

Welches Interesse hatten die US-Regierung und das US-Militär an europäischen, insbesondere an deutschen Einwanderern als Rekruten? Deutsche Einwanderer in der amerikanischen Armee haben eine lange Tradition, die bis auf die hessischen Söldnertruppen im Unabhängigkeitskrieg zurückgeht (Tolzmann 2000: 95-123, 209-218, 292, 360 f., 396 f.). Im Bürgerkrieg kämpften freiwillige und eingezogene Einwanderer auf beiden Seiten, darunter alleine 176.000 Deutsche für die Nordstaaten (Conzen 1980: 421). Im Ersten Weltkrieg zogen die USA knapp eine halbe Million Einwanderer – 18 Prozent des Militärpersonals – ein. Die Militärführung erwartete, dass dies Probleme aufwerfen würde, und veränderte deshalb mit Hilfe fortschrittlicher Reformer und Entscheidungsträgern in ethnischen Gruppen das militärische Regelwerk. Diese Kooperation, so die amerikanische Historikerin Nancy Gentile Ford, „allowed the military to avoid the path of ‚100 percent Americanism‘ and helped promote a dual identity for immigrants in the ranks“ (Ford 1997: 35, 51 Anm. 2). Mehr als in der amerikanischen Gesellschaft, so Ford, sei es Einwanderern in den US-Streitkräften im Ersten Weltkrieg möglich gewesen, ihre ethnische Herkunft zu pflegen.⁴⁹ Dies galt allerdings hauptsächlich für Einwanderer aus Nationen, die nun Alliierte der USA waren, nicht für deutsche Einwanderer, die dennoch in beiden Weltkriegen in amerikanischen und kanadischen Truppen kämpften.⁵⁰

Das Militär blieb im Nachkriegsamerika eine treibende wirtschaftliche Kraft. Das 1917 eingeführte Selective Service-System, über das in den USA während des Zweiten Weltkriegs alle Männer zwischen 18 und 65 registriert und einige von ihnen eingezogen worden waren, wurde 1947 abgeschafft. Bereits 1948, mit der Verschärfung der Kalten Kriegs, wurde das System, wenn auch in „etwas erleichterter Form“, wieder eingeführt. Nach der amerikanischen Koreaoffensive wurden laut *Spiegel* zwischen dem 1. September und 1. Dezember 1950 etwa 40.000 Mann über dieses System eingezogen. Dass die US-Streitkräfte dabei auch ehemalige Kriegsgegner rekrutierten, schien – anders als noch in den beiden Weltkriegen – nun niemanden mehr zu

48 US-Rekruten: 60 % nach Hause, *Der Spiegel*, 20.12.1950, 21 f.

49 Diese Interpretation ist deshalb umstritten, weil sie für afro-amerikanische Soldaten nicht zutrifft und allgemein geschlossen werden kann: Je dunkler die Hautfarbe der Einwanderersoldaten, desto weniger Freiheit hatten sie.

50 Andere Deutsche zogen vor oder nach Kriegsausbruch zurück nach Deutschland, um in den deutschen Truppen zu kämpfen.

beunruhigen. Gerade während der verheerenden Niederlagen in Korea im Herbst und Winter 1950/51 konnten die US-Streitkräfte nicht mehr wählerisch sein (Tindall: America 2, 1260). Die 1,5 Millionen Wehrpflichtigen, die während des dreijährigen Koreakrieges eingezogen wurden, dienten 21 Monate (24 Monate ab 1951) im aktiven Dienst und 5 Jahre in der Reserve.⁵¹

Bis einschließlich zum Zweiten Weltkrieg war die entscheidende Frage, ob die Einwanderer, insbesondere diejenigen aus den Feindstaaten, loyal zu ihrem neuen Vaterland stehen würden. Nach dem Zweiten Weltkrieg stellte sich in Bezug auf die deutschen Einwanderer eine völlig andere Frage: Wie würden die nichtdeutschen Soldaten der US-Streitkräfte auf ehemalige Feinde reagieren, die dazu schuldig geworden waren am größten Menschheitsverbrechen, dem Holocaust? Stellte sich diese Frage wirklich? Die US-Regierung fragte zunächst etwas ganz Anderes: Sollten Deutsche, die gegen Amerikaner, d.h. an der Westfront, gekämpft hatten, in die USA einwandern dürfen? Die Antwort lautete zunächst Nein.

Als Deutscher in der U.S. Army

Welche jungen deutschen Männer meldeten sich kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs freiwillig zu den US-Streitkräften? Im Juni 1958, vier Tage nachdem er seine Lehrstelle als Berghauer verloren hatte und als Hilfsarbeiter eingestellt worden war, beantragte der 19-jährige Dieter A. ein Visum beim amerikanischen Generalkonsulat in Hamburg. Ein Vierteljahr später wandte sich der sudetendeutsche DDR-Flüchtling an die Evangelische Auswanderermission in Hamburg mit der Bitte um Unterstützung:

Da ich gerne Auswandern möchte, um gleich in der U.S.A. zur Armee zu gehn, muß ich, um mein Devisum zu erhalten, einen Bürgen oder ein Nachweis über ein Jahr Arbeit in der U.S.A. nachweisen. Weil ich dies nicht habe, wende ich mich an das Evangelische N.C.W. Da ich ihre Adresse durch unseren evangl. Herr Pfarrer erfuhr, bitte ich sie höflichst mir Bescheid zu geben. Wie ich erfuhr kann mir das Evangelische N.C.W. weiterhelfen. Da ich auch kein Geld für die Überreise nach der U.S.A. habe, bitte ich Sie, was ich tun soll um das was ich gebrauch zu erlangen.⁵²

Die Evangelische Auswanderermission war ratlos, was mit dem jungen Mann, der auf dem beigelegten Foto einen smarten Anzug und eine Elvis-Tolle trug, zu tun sei. Nach ihren Berechnungen verdiente er netto mindestens 70 Mark in der Woche, wovon, so glaubten sie, „er ganz gut leben kann.“ Mitte Oktober wandten sich die Hamburger Berater an den Pastor von Dieter A. mit der Bitte, einen Bericht darüber zu schreiben,

51 United States, Selective Service System, Selective Service Under the 1948 Act, Extended, July 9, 1950-June 19, 1951. [Washington, DC]: U. S. Government Printing Office 1953; United States, Selective Service System, Induction Statistics, 2003, <https://web.archive.org/web/20090507211238/http://www.sss.gov/induct.htm>.

52 Kirchenkreis Alt-Hamburg, Archiv, Bestand Auswanderung (im Folgenden: KkAH-A-BA), Anträge A-An, o.D., Dieter A. an EAM, 9.1958. Alle Fehler im Original.

wie die Familienverhältnisse sind, wie die Familie wohnt, wer als Ernährer der Familie in Frage kommt. Herr A. hat nicht angegeben, ob sein Vater noch lebt, bzw. wo er sich befindet. Die Einwilligung zur Auswanderung ist von seiner Mutter unterschrieben. Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns einmal über die Familienverhältnisse berichten und vielleicht auch sagen würden, ob Sie eine Auswanderung empfehlen oder ob es besser ist, wenn der junge Mann noch im Hause seiner Mutter bleibt.⁵³

Aufgrund der scheinbar fehlenden wirtschaftlichen Not konnten sich die Berater das Interesse des jungen Mannes an der US-Army nur mit einem dysfunktionalen Elternhaus erklären. Die Einwilligungserklärung einer Mutter hielten sie nicht für akzeptabel, solange nicht feststand, ob es nicht einen Vater gab, der die Entscheidungsbefugnis in der Familie besaß. Die Auswanderermission hörte zwar noch einige Male von Dieter A., half ihm aber nicht, weil sich sein Pastor nicht meldete.

Was bewog Dieter A., in die USA auswandern zu wollen, um in der dortigen Armee zu dienen? Vielleicht fühlte er sich in Deutschland als Außenseiter, der als Flüchtling und Elvis-Fan von den Arbeitskollegen und Nachbarn nicht akzeptiert wurde. Vielleicht fürchtete er, dass ihm dies in der Bundeswehr ähnlich ergehen würde. Vielleicht wollte er wie sein Idol Elvis Presley in der US-Army dienen, wobei das Amerikanische wichtiger war als das Militärische. Es könnte auch sein, dass er glaubte, über den Weg des Militärs am schnellsten auswandern zu können oder die größten Chancen zu besitzen, ein amerikanisches Einwanderungsvisum zu erhalten.

Das Militär konnte als Fluchtort – wie schon am Beispiel der Fremdenlegion gesehen – gewählt werden, da die Verpflichtung in einer Armee für einige junge Männer die Möglichkeit bot, aus einer schwierigen Situation herauszukommen. Dies war auch so für Wolfgang Clifton, der als 14-jähriger Vollwaise von seinen beiden Schwestern in Westdeutschland getrennt und in die USA gebracht wurde. In unserem Gespräch, das wir 1998 in seinem Haus in Maryland, außerhalb von Washington, D.C., führten, erzählte mir der 1936 im Sudetenland geborene Clifton, warum er sich für den amerikanischen Wehrdienst entschieden hatte. Um aus dem Haus seiner Adoptivmutter, von der er sich ausgebeutet fühlte, herauszukommen, verpflichtete er sich 1952 für acht Jahre bei den US-Marines.⁵⁴

Wie Wolfgang Clifton waren die meisten Männer, die in den 1950er Jahren freiwillig den amerikanischen oder kanadischen Streitkräften beitraten, bereits in das Land eingewandert. Ihr Entschluss zu dienen, basierte auf sehr unterschiedlichen Überlegungen. Gunther D., 1930 in Los Angeles geboren, seit 1933 in der Nähe von Kiel aufgewachsen und zu Beginn des Zweiten Weltkriegs nach Bonn umgezogen, wanderte 1949 aus rein wirtschaftlichen Gründen in die USA aus. Er war auf meine Forschung durch einen kurzen Artikel in einem Veteranenmagazin aufmerksam geworden und hatte mich angeschrieben. Leider hatte ich keine Gelegenheit, ihn persönlich zu befragen, aber es ergab sich ein Briefwechsel, in dem er mir auf Deutsch und Englisch über seine Erfahrungen berichtete: „For my parents I was one less mouth to

⁵³ Ebenda, EAM an Muus, 14.10.1958.

⁵⁴ Interview mit Wolfgang Clifton (Pseudonym), Adelphi, MD, USA, 19.5.1998,

feed. We were starving.“⁵⁵ Wenige Monate später, im Januar 1950, meldete er sich zur Ausbildung bei den Marines in San Diego, Kalifornien.

Dort wurde mir klar gemacht, dass meine bedürftigen Sprachkenntnisse mich in eine Branche brachten, die keine Matrosen hatten [sic].) Kurz danach fand ich mich in Korea und ließ die Matrosen auf dem Schiff in Inchon, Korea. Ich war ein Infanterist C-1-5 und machte die Schlacht im Chosin Reservoir mit. Zwanzig Jahre später, nun Hauptmann, nach zwei „Ausflügen“ nach Vietnam, kehrte ich ins zivil Leben [sic] zurück.⁵⁶

Warum er in das Marine Corps eingetreten war, erklärte er wie folgt:

My own motivation for joining was the hope for an opportunity to learn a trade, to become eligible for the GI Bill and its educational benefits, having medical care and having a room and board. I was a young man with a sixth grade education.

Er studierte mit Hilfe des GI-Bill, wurde Lehrer und arbeitete in dem Beruf bis zu seiner Pensionierung. Auf die Frage, wie das Verhältnis zwischen Europäern und Amerikanern in der Truppe war, schrieb er:

As a German I had to live up to the reputation Germans hold in the population in general and in the military in particular. Germans are respected for their labor skills and they are respected as loyal and professional soldiers. Military men, perhaps like boxers, have respect for each other. During my recruit training in San Diego in January 1950, my instructors expected me to be better than the average man of the street. In fact, I was appointed to be the Right Guide of my platoon. A Right Guide is the highest position a recruit can hold. I recall having language difficulties during a technical weapons inspection. The inspector said: „Don't stutter, Kraut! If you don't know a word, then call it a 'Gismo' [Dingsbums] and get on with it.“

My company commander, in Korea, was a Dane. A platoon leader was a Mexican. We had an Italian, a Greek, a Canadian, a Latvian and a French Marine in the unit. The thing that mattered was if we could do our job, if we were dependable. I did see some discrimination against Blacks and Mexicans. As I reflect upon the times I feel that my German heritage gave me an undeserved advantage.

Gefragt, wie über den nur wenige Jahre zurückliegenden Krieg in Europa gesprochen wurde, schrieb er:

The Marine noncommissioned officers and officers who had seen action in the Second World War fought primarily against the Japanese. In Korea we were engaged with another oriental foe, hence, there were few occasions to broach

⁵⁵ Gunter D., Brief an Autor, 18.8.1998 [sic], Poststempel v. 21.9.1998.

⁵⁶ Gunter D., Brief an Autor, 18.8.1998.

this subject. There was one exception. My platoon leader was a pilot of a bomber with the Air Force who flew missions over Germany. After the war this lieutenant switched to the Marine Corps. Anyhow, when I goofed off or made mistakes this Lieutenant would say: „I don't know how I missed you flying over Germany.“ – This was more banter than threat, for after nearly fifty years this is how he still greets me on the phone. – My fellow Marines were fond of introducing me to replacements as: „This is the Kraut, he is a good Marine and a good man to have on the point, but never let him be on the point at night when returning to the lines. If he gives the password, we'll all be killed.“ The later observation was in reference to my heavy accent. – So the answer to your question is no. The European war had little relevance to our situation.

Auf die Frage, wie er von seinen Kameraden wahrgenommen und behandelt wurde, schrieb er:

I already gave a couple examples. In general, military men and Marines in particular judge you by your performance and dependability. During my year in Korea I rose from Private First Class to the rank of Sergeant. During a two week period of heavy casualties I became the platoon leader, a position held normally by commissioned officer.

Gefragt, wie sein Verhältnis zu älteren Vorgesetzten war, die in Deutschland gekämpft oder dort Angehörige verloren hatten, schrieb er:

I can't remember a single conversation in which a superior ever made his feelings known. My general impression was that Americans as a group had a difficult time understanding how the German leadership was able to hide the existence of the concentration camps from their population. Perhaps I was naive, immature or blocked these memories out, but living in Bonn during the war sheltered me from the knowledge of these atrocities.

Auf die Frage, wie viele seiner Kameraden Ausländer waren, schrieb er:

A Marine Rifle Company, at full strength, has about 260 enlisted and officers. To the best of my knowledge there were less than ten men who were foreign born. I believe every Marine was a volunteer.⁵⁷

Dieser geringe Anteil war sicherlich typisch für die Marines, Navy und Air Force, die sich hauptsächlich aus Freiwilligen zusammensetzte. Die Army, die die große Mehrzahl der Wehrpflichtigen einzog, hatte vermutlich einen höheren Anteil an ausländischen Soldaten.

Robert Land, zum Beispiel, den ich 1998 in Virginia außerhalb von Washington, D.C. interviewte, wanderte 1956 als 19-jähriger zunächst nach Brasilien und dann in die USA aus. 1959 kehrte der 1937 in Neumünster geborene Land für drei Monate nach Westdeutschland zurück und entschloss sich dort, endgültig in den USA zu

⁵⁷ Gunter D., Brief an Autor, 18.8.1998 [sic], Poststempel v. 21.9.1998.

leben und zunächst der US-Army beizutreten. Als er diesen Entschluss seinem Vater mitteilte „hat er mich so angeguckt: ‘Ach, sowas wie dich nehmen die doch nicht. Die brauchen richtige Jungs.’ Und so ein Blödsinn, so.“

Da bin ich mit dem Schiff wieder zurück, da bin ich Mittwoch in New York angekommen, bin Mittwochabend wieder nach Pennsylvania zurück gefahren, mit dem Zug oder Bus wahrscheinlich, Donnerstag bin ich zum Recruiting Office hin, die haben mir gesagt: „Well, Sie sind ja kein US-Bürger, Sie müssen die Ersten Papiere, Citizen-Papiere, haben.“ Das nennt sich „Declaration of intention of becoming a citizen.“ Ich sag: „Okay.“ Freitag bin ich nach Philadelphia, hab mir die Papiere besorgt, Sonnabend morgen habe ich die ersten Tests gemacht, Eintrittstest, Prüfungen. Montag morgen die zweite Hälfte, Montag abend war ich in Fort Dixie in der Army. Hab meinem Vater ein Telegramm nach Hause geschickt: „Siehst du, geht doch.“

Robert Land hatte unterschiedliche Gründe für seinen Entschluss, der US-Army beizutreten, die er im Laufe der ersten Tage und Wochen den unterschiedlichen Vorstellungen der amerikanischen Militärs anpasste. Obwohl es mir in den Interviews vorwiegend um Migrationserfahrungen ging, waren die Befragungen lebensgeschichtlich konzipiert, und so fragte ich auch dann nach, wenn die Erzählungen nicht direkt von Wanderungserlebnissen handelten:

I: Warum wollten Sie denn damals nach den drei Monaten in die amerikanische Armee rein?

R.L.: Ich hab damals gesagt, ich hab ein gutes Zuhause gefunden hier, auch wenn ich da mal Ärger gehabt hab, sowas hat ja jeder mal, aber ich habe mir gedacht, ich schulde dem Land das, dass ich mich freiwillig melde. Ich hätte mich gar nicht melden brauchen, die hätten mich nicht mehr eingezogen, damals war kein Krieg und da wäre ich schon zu alt gewesen, ich war ja schon 22 oder 23, als ich mich gemeldet habe. Mir hat das schon gefallen.

I: Also hat Sie auch das Militärische gereizt?

R.L.: Ja. Mein erster Beruf, den ich werden wollte als kleines Kind, war Kesselpauke mit dem Musikchor, das ist auf Pferden da. Die haben doch ein, zwei Kesselpauken. Das war mein großer Traum als kleines Kind. Deutsche Wehrmacht damals, schneidig waren sie ja.

Robert Land reizte zwar das Militärische, aber ihm kam dabei niemals die Bundeswehr in den Sinn. Das Gefühl, seinem neuen Heimatland diesen Dienst zu schulden, war sicherlich da, aber im Rückblick vermutlich überbetont. Ebenso wichtig, vielleicht sogar wichtiger, war, dass Robert Land nach seiner Rückkehr in die USA keine guten Berufsaussichten sah.

Robert Land wollte mit Hilfe der US-Army die Sprachenschule, für die er bereits mehrere Examen erfolgreich bestanden hatte, besuchen. Diese Hoffnung erfüllte sich allerdings nicht, weil er weder amerikanische Bürger noch die US-Staatsbürgerschaft

besaß und diese auch noch nicht beantragt hatte. Robert Land, weiterhin vom Entschluss, der Army beizutreten, überzeugt, änderte seine Pläne.

Ich wusste, da war ein Artilleriebataillon da und die waren in Heidelberg stationiert. Dann hab ich mir gesagt: „Dann geh ich da rein, dann geh ich nach Heidelberg zurück, alle meine Freundinnen konnten doch nicht verheiratet sein, nicht nach drei oder vier Jahren.“ So, dann hab ich da unterschrieben.

Auch diese Hoffnung, mit Hilfe der US-Army zumindest private Pläne durchzusetzen, zerschlug sich. Das US-Militär wollte stattdessen Robert Lands Kochausbildung nutzen und schlug ihm deshalb vor, als Chefkoch in den Offiziersclub von West Point zu gehen. Dieses attraktive Angebot ließ sich der junge Deutsche nicht zweimal sagen. Als Gegenleistung verpflichtete er sich, nicht nach Deutschland versetzt werden zu wollen.

Das war an und für sich ein großer Witz. Die wollten mich nicht zur Sprachenschule lassen, weil ich keine Clearance kriegen konnte, und da oben habe ich für Präsident Eisenhower gekocht, Könige, Premierminister, die er da alle reingebracht hatte, er war ja in West Point. Da hätte ich die Obersten von der halben freien Welt umbringen können, vergiften können, das ist denen gar nicht aufgefallen.

Nach eineinhalb Jahren wurde er nach Orleans in Frankreich, nach Heidelberg das zweitgrößte US-Hauptquartier in Europa, versetzt.

Während ich in West Point war, das hat mich so beeinflusst oder beeindruckt da, da hatte ich geschneiderte Uniformen, zweimal in der Woche (damals hatte ich noch Haar) mein Haar schneiden lassen und ich war Top-Soldat. Die haben mich angeguckt da in Orleans, ich sollte der Chefkoch sein für die Generalsmesse. Ich hab bloß Mittag serviert, kein Frühstück, nichts. Und die haben mich da angeguckt und dann haben die mich in die Ehrengarde für die US-Army für ganz Frankreich gesteckt. Dann war ich nun mehr unterwegs als sonstwas. Zweimal im Monat in Paris und nach Dijon runter, überall rummarschierst. Ich war ja noch nicht mal US-Bürger, ich war in der Color Guard, mit den Fahnen, ich war die Rechte Gewehr [Position in der Marschformation]. Da hab ich mal zu meinem Vater geschrieben, ich sag: „Ich bin so müde, zweimal im Monat nach Paris rauf, die Champs Elysee raufmarschieren.“ Und da schreibt er mir zurück: „Wieso beschwerst du dich denn, als ich da war mit der deutschen Wehrmacht, musste ich das jeden Morgen machen.“ Der war mit den deutschen Besatzungstruppen da. Dann hab ich meine drei Jahre zu Ende gemacht, dann wieder zurück.⁵⁸

Andere Freiwillige hofften, in den Streitkräften ihrer neuen Heimat Karriere machen zu können. Gerd Olbricht, 1927 in Berlin geboren, war mit dem Ziel aufgewachsen, wie sein Vater Berufsoffizier zu werden. Als ich ihn 1998 außerhalb Ottawas inter-

58 Interview mit Robert Land (Pseudonym), Annandale, VA, USA, 15.5.1998.

viewte, erzählte er mir, dass er während des Zweiten Weltkriegs zunächst Flakhelfer gewesen war und dann nach einer Offiziersausbildung an der Ostfront gekämpft hatte. Nach einer Ausbildung in der Landwirtschaft und seiner Auswanderung 1951 nach Kanada, diente er mehrere Jahre in der kanadischen Luftwaffe. Er trat dort aber aus, als er sah, dass eine Karriere dort nicht möglich war:

Ich wäre gern Soldat geblieben, deswegen war ich auch in die kanadische Luftwaffe eingetreten. Ich hab es nicht werden können. Und als ich dann beschloss, [...] Professor zu werden, war das ein guter Ausweg, weil ich nicht unbelesen war in der Literatur im allgemeinen.⁵⁹

Andere Deutsche verfolgten Ziele, die weder etwas mit Loyalität, Karrieregedanken oder dem Reiz des Militärischen zu tun hatten. In unserem Gespräch 1998 in Ottawa erzählte mir Herbert Zerbel, der 1934 in Danzig geboren war, dass er schon als Vierjähriger beide Eltern verloren und von seinen drei Schwestern getrennt worden war. Kurz nach Kriegsende starb auch seine Pflegemutter. Nach seinem Volksschulabschluss 1950 fand er keinen Ausbildungsplatz; er arbeitete zunächst für ein Jahr als Hilfsarbeiter auf dem Land und ging dann in ein Kohlebergwerk. Wie so viele andere junge Männer wusste er, dass er dort nicht bleiben wollte. Zusammen mit einigen Freunden überlegte er zunächst, ob er sich zu der damals noch gar nicht existierenden deutschen Armee melden sollte:

Da hab ich eine blaue Karte gekriegt von – die Unterschrift Adenauer war, glaube ich, noch drauf, das war vom Militäramt irgendwie, nehme ich an, dass sie noch nicht soweit wären, aber dass ich einer von den ersten wäre, den sie einziehen würden. Ich nehme an, wenn das gelungen wäre, wäre ich nicht in Kanada gewesen, denn ich wäre gerne Soldat gewesen, ich nehme an, dass ich auch Berufssoldat geworden wär. Allerdings ist das nichts geworden. Da haben wir gesagt: „Naja, dann hauen wir ab.“

Weil er die Kosten für die Überseepassage von der kanadischen Regierung vorgeschossen bekommen hatte, musste er zunächst ein Pflichtjahr auf einem Bauernhof ableisten. Er verlängerte den Vertrag um ein weiteres Jahr. Doch dann wollte er, zusammen mit mehreren deutschen Freunden, unbedingt zurück nach Deutschland:

Das hab ich dann hier weitergemacht in Kanada, so '53 hier rübergekommen, ungefähr '55, denn '56 haben wir uns dann zum Militär melden wollen, um wieder zurück nach Deutschland auf dem Weg, weil wir ja kein Geld hatten. Jetzt sind wir mit etlichen Burschen hin und haben versucht, ob wir da irgendwie reinkommen beim Militär. Allerdings ist uns das nicht gelungen, weil unser Englisch war noch nicht gut genug, und ich glaube auch, dass der Hass den Deutschen gegenüber war noch sehr groß, weil alle, die damals noch bei der Wehrmacht [i.e. der kanadischen Armee] waren, waren alles alte Krieger, die in dem Zweiten Weltkrieg waren und nicht so viel für die Deutschen übrig-

59 Interview mit Gerd Olbricht (Pseudonym), Navan, ON, Kanada, 17.3.1998.

hatten. So, wir haben denn das aus dem Sinn gelassen, und wir sind dann bei der Reserve angekommen.

Herbert Zerbel blieb ein halbes Jahr in der kanadischen Armee, doch ihm war der Sold zu gering. Er blieb in der Reserve.⁶⁰

Kriegslust und -angst, Pflicht, Treue und Loyalitätsbekundung, pragmatische Überlegungen und Ideale flossen also ein in die Überlegungen junger deutscher und westeuropäischer Männer, die nach dem Zweiten Weltkrieg über Auswanderung und Militärdienst nachdachten. Für deutsche Männer, die nur wenige Jahre nach Kriegsende in den Streitkräften ehemaliger Feinde dienten, spielten dabei Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg offenbar keine Rolle. Der Dienst in der US-Army wurde als weitgehend konfliktfrei erinnert, zumindest in Bezug auf Erinnerungen an den Weltkrieg. Lag dies daran, dass Erinnerungen an den Weltkrieg ausgeblendet wurden sowohl von den deutschen Einwanderern als auch von ihren amerikanischen Kameraden? Lag es daran, dass der Holocaust in den 1950er und 1960er Jahren noch kein großes, gesellschaftliches Thema war? Hat sich das später geändert? Und war es den Einwanderern und den Amerikanern dabei wichtiger, sich an den Zweiten Weltkrieg oder an spätere Konflikte wie den Koreakrieg zu erinnern? Wurden die deutschen Einwanderer als ehemalige Feinde oder als ehemalige Kameraden gesehen?

Politik und Erinnerung: Ausblick und Rückblick

Historisch gesehen ist das Einwanderungsland USA immer schon auf Einwanderer für sein großes Militär angewiesen gewesen. In der amerikanischen Gesellschaft wird dieses Phänomen allerdings kaum wahrgenommen geschweige denn thematisiert. Selbst nach dem Zweiten Weltkrieg spielte die Einberufung deutscher Einwanderer keine Rolle im veröffentlichten Diskurs in den USA. In der jungen Bundesrepublik wurde dagegen der Zusammenhang zwischen Migration und Militär auf zwei stereotype Deutungen im öffentlichen Diskurs reduziert: Einerseits wurden junge Männer, die in der Fremdenlegion oder der US-Army dienen wollten, als moralisch instabil gedeutet; andererseits wurden junge Männer im Wehrpflichtalter als Drückeberger abgestempelt, wenn sie auswandern wollten.

Persönliche Dokumente wie Oral History-Interviews und Briefe legen dagegen die ganze Vielfalt an Perspektiven, Motiven, Konflikten und Erfahrungen junger Migranten und ihrer Familien offen. Sie sahen Wehrdienst – wie auch Migration – als eine weitere Strategie, mit der sie ihr Leben konstruktiv gestalten konnten. Andere dagegen werteten Migration oder Militär oder beides als destruktiv und versuchten, Wehrdienst oder Auswanderung zu vermeiden. Diese Dokumente zeigen zudem, dass der Militär-Migrations-Nexus im Alltagsleben schon immer auch eine Reihe von Fragen für die Soldaten und ihre Familien aufgeworfen hat. Dies gilt insbesondere dann, wenn, wie im Fall der deutschen Nachkriegseinwanderer, ehemalige Feinde aufeinandertreffen. Welche Rolle spielte hier die Erinnerung an die vorangegangenen Kriege? Konkret: Wie genau hat sich das Aufeinandertreffen deutscher und amerikanischer Kriegserinnerungen im Laufe der vergangenen Jahrzehnte abgespielt? Wie reagierten amerikanische Veteranen des Zweiten Weltkriegs auf junge Einwanderer wie Günther

⁶⁰ Interview mit Herbert Zerbel (Pseudonym), Ottawa, ON, Kanada, 11.3.1998.

Buhrdorf? Und wie reagierten amerikanische Soldaten auf ihre aus Deutschland eingewanderten Kameraden? Die Fortsetzung der Geschichte von Günther Buhrdorf zeigt, dass es Deutschen und Amerikanern auch siebenzig Jahre nach Kriegsende nicht immer leichtfiel, über den Krieg zu sprechen (Freund 2004b; 2006a; 2006b; 2008).

Im Jahr 2013 zog der inzwischen achtundachtzigjährige Günther Buhrdorf in eine Seniorenresidenz in Christiansburg, Virginia. Dort traf er am ersten Abend George Williams, der über seine Erfahrungen als amerikanischer Bomberpilot im Zweiten Weltkrieg berichtete.⁶¹ Erst nach mehreren Wochen konnte Buhrdorf sich dazu überwinden, über seine eigenen Erfahrungen zu berichten. Laut *Washington Post* erzählte er seinem amerikanischen Mitbewohner, dass er bereits als Vierzehnjähriger in die Wehrmacht eingezogen worden sei und mit einem 20-mm Flakgewehr auf britische und amerikanische Bomber geschossen habe (er war also vermutlich Flakhelfer); ein anderer Reporter schrieb, Buhrdorf habe ab 1942 sechs Jahre in der Kriegsmarine gedient – Aussagen, die sicherlich weniger über Buhrdorfs Erinnerung sagen, als über mangelnde historische Kenntnisse und die fehlende Hintergrundrecherche der Reporter.⁶² Als 18-Jähriger wurde Buhrdorf in die Kriegsmarine eingezogen (oder hatte er sich dort freiwillig gemeldet?), im U-Bootbau eingesetzt und beaufsichtigte Zwangsarbeiter.⁶³

Die *Washington Post* berichtete die Geschichte so, dass sie möglichst keinen Anstoß erregte. Wie alle anderen Aussagen wurden auch Buhrdorfs Erklärungen über seine Kriegserfahrungen kritiklos übernommen, ohne weitere Nachforschungen anzustellen:

At 18, Buhrdorf was put in charge of a crew of foreign laborers tasked with building Hitler's ambitious submarine fleet. They were prisoners, but they were also his men, and Buhrdorf said he saw to it that they were fed. 'Hitler wouldn't have like that', he said ... He also knew that the men were privately organizing in their own native tongues to build the submarines poorly in an attempt to sabotage the German mission. There was little he could do about it. When the raid alarms would sound, Buhrdorf said, they'd sometimes sleep in the torpedo tubes.⁶⁴

Zum Kriegsende hin wurde Buhrdorf nach eigener Aussage an die Ostfront verlegt, auf dem Rückzug verletzt und dann von den Briten interniert.⁶⁵

61 Die Roanoke Times berichtete allerdings, dass dieses Treffen zwischen Williams und Buhrdorf erst zwei Jahre nach Buhrdorfs Ankunft im Seniorenheim stattgefunden hatte. Travis Williams, War Foes Become Friends at Christiansburg Senior Home, The Roanoke Times, 11.11.2015, Travis Williams, War Foes Become Friends at Christiansburg Senior Home, The Roanoke Times, 11.11.2015, http://www.richmond.com/news/virginia/war-foes-become-friends-at-christiansburg-senior-home/article_36d3b042-694d-546b-af89-92cf253b8eb6.html

62 Itkowitz, Two WWII Veterans; Williams, War Foes.

63 Itkowitz, Two WWII Veterans.

64 Itkowitz, Two WWII Veterans.

65 Itkowitz, Two WWII Veterans. Ein Leser merkte in einem Onlinekommentar kritisch an, dass die meisten deutschen Veteranen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in die USA eingewandert waren, angeblich an der Ostfront, aber nie an der Westfront gekämpft hätten; so mussten sich die amerikanischen Zuhörer nicht sorgen, dass die deutschen Einwanderer eventuell gegen Amerikaner gekämpft hatten.

Die Geschichte war ursprünglich 2015 in einer Lokalzeitung aus Anlass des Veterans Day, einem offiziellen amerikanischen Gedenktag, veröffentlicht worden.⁶⁶ Nachdem die *Washington Post* sie aufgriff, wurde sie dann auch, ausgeschmückt mit weiteren Details und Interpretationen, von *War History Online* im Internet verbreitet.⁶⁷ In allen drei Versionen der Geschichte ging es darum, Herzen zu erwärmen und etwaige Kontroversen auszublenden. So betonte die *Washington Post*: „His father was a Republican in local government, and they hadn't supported Adolf Hitler's rise. Fighting for Germany was for love of country, not its leader, he said.“⁶⁸ Obwohl Buhrdorf selber Zwangsarbeiter beaufsichtigt hatte, betonte die *Washington Post*, dass er von nichts gewusst hatte: „During the war, the Germans didn't advertise what was happening to the Jewish people and others in the concentration camps. Buhrdorf remembers the moment, in August 1945 after the war ended, when he first read a newspaper account of the horror that had unfolded. ‚Why? Why do that?‘, he recalled thinking then of Hitler. ‚You turned the whole world against us.“⁶⁹ Die *Roanoke Times* schrieb: „He said he was not a member of the Nazi party.“⁷⁰ *War History Online* beschrieb die Bedingungen im englischen Kriegsgefangenenlager, in dem Buhrdorf nach Kriegsende interniert war, als wesentlich schlechter als die Umstände, in denen sich die Zwangsarbeiter befanden hatten.⁷¹

Viel wichtiger als etwaige historisch korrekte Details war für alle drei Reporter, dass zwei ehemalige Feinde nach über siebzig Jahren zu Freunden geworden waren. Die *Roanoke Times* schrieb:

Both men said they'd now developed a close bond and felt fortunate fate landed them in the same area once again. ‚I'm amazing [sic] how friendly and loving we are here and yet year ago we were bang, bang, bang, bang‘, Williams said. ‚I think it was kind of a miracle the way it happened.“⁷²

An der „Tapferkeitswand“ (Wall of Valor) der Seniorenresidenz, so die *Washington Post*, hingen die schwarz-weiß Portraits von Williams und Buhrdorf in Uniform. Und um sicherzustellen, wie ihre Leserschaft den Artikel empfinden sollte, zitierte die *Washington Post* den Pressesprecher des National Center for Assisted Living:

It's inspiring to see that two men are able to put aside any past conflicts from their youth to bond and form a relationship that may not have occurred anywhere else ... It's unique.“⁷³

66 Williams, War Foes.

67 George Winston, Two Unlikely Friends, An American B-24 Pilot and a German 20mm AA Gunner, War History Online, 7.4.2018, <https://www.warhistoryonline.com/war-articles/two-unlikely-friends.html>.

68 Itkowitz, „Two WWII Veterans“.

69 Itkowitz, Two WWII Veterans.

70 Williams, War Foes.

71 Winston, Two Unlikely Friends.

72 Williams, War Foes.

73 Itkowitz, Two WWII Veterans.

Dass dieses Ereignis wirklich „einzigartig“ war, kann bezweifelt werden in einem Land, das in den letzten hundert Jahren in unzähligen Kriegen involviert war und im Anschluss daran unzählige Flüchtlinge (einschließlich Veteranen aus Feindstaaten) aus diesen Ländern aufgenommen hat – seien es Deutschland, Italien, Korea, Vietnam, der Irak oder Afghanistan.⁷⁴ Gleichzeitig ist es aber erstaunlich, dass in diesem Erinnerungsdiskurs Buhrdorfs Dienst in der US-Army in Korea fast vollkommen ausgeblendet wurde. Auch wenn der Koreakrieg als der „vergessene Krieg“ gilt, ist es doch bemerkenswert, dass es Williams, Buhrdorf und den Berichterstattern wichtiger war, dass Buhrdorf kein „böser Deutscher“ im Zweiten Weltkrieg war, als dass er später sein Leben für sein neues Heimatland aufs Spiel gesetzt hat. Es bietet sich hier also ein weites Feld zur Erforschung von Erfahrungen und Erinnerungen von Einwanderern in „fremden“ Armeen.

LITERATUR

- Asche, Matthias, Michael Herrmann, Anton Schindling u.a. (Hg.) (2008): *Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit; Bd. 9)*, Münster, Hamburg, Berlin, London.
- Bald, Detlef (1993): ‚Bürger in Uniform‘: Tradition und Neuanfang des Militärs in Westdeutschland, in: Axel Schildt und Arnold Sywottek (Hg.): *Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre*, Bonn, 392-402.
- Biess, Frank (2012): „Moral Panic in Postwar Germany: The Abduction of Young Germans into the Foreign Legion and French Colonialism in the 1950s,” in: *The Journal of Modern History* 84/4 (Dezember, 789-832. <https://doi.org/10.1086/667681>)
- Bundesamt für Auswanderung (1953-1955): *Statistik über den Auswanderungsdrang 1951-1954*, Koblenz.
- Bundesamt für Auswanderung (1957-1960): *Statistik über den Auswanderungsdrang, 1955-1958*, Köln.
- Bundesstelle für das Auswanderungswesen (1951): *Statistik über den Auswanderungsdrang für das Kalenderjahr 1950*, Bremen.
- Carroll, Al, *Medicine Bags and Dog Tags* (2008): *American Indian Veterans from Colonial Times to the Second Iraq War*, Lincoln, Nebraska.
- Chaussy, Ulrich (1989): Jugend, in: Wolfgang Benz (Hg.): *Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*. Gesellschaft, Frankfurt am Main, 207-242.
- Conzen, Kathleen Neils (1980): Germans, in: Stephan Thernstrom (Hg.): *Harvard Encyclopedia of American Ethnic Groups*, Cambridge, MA, 405-425.
- Engle, Stephen D. (2010): Yanke Dutchmen: Germans, the Union, and the Construction of a Wartime Identity, in: Susannah J. Ural (Hg.): *Civil War Citizens: Race, Ethnicity, and Identity in America's Bloodiest Conflict*, New York, 11-55. <https://doi.org/10.18574/nyu/9780814785690.003.0002>
- Foerster, Roland G. (Hg.) (1994): *Die Wehrpflicht. Entstehung, Erscheinungsformen und politisch-militärische Wirkung (Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes; 43)*, München. <https://doi.org/10.1524/9783486594256>

74 Siehe dazu z. B. Somini Sengupta: *America's Promise, Found in the Army. To More Immigrant New Yorkers, A Better Life Begins in Uniform*, *The New York Times*, 23.5.1999; Jeanne Batalova: *Immigrants in the U.S. Armed Forces*, *Migration Policy Institute Online*, 15.5.2008. <https://www.migrationpolicy.org/article/immigrants-us-armed-forces>; Alex Horton: *U.S. Army Kills Contracts for Hundreds of Immigrant Recruits. Some Face Deportation*, *Washington Post Online*, 15.9.2017 https://www.washingtonpost.com/news/checkpoint/wp/2017/09/15/army-kills-contracts-for-hundreds-of-immigrant-recruits-sources-say-some-face-deportation/?noredirect=on&utm_term=.8f0207bd9372

- Ford, Nancy Gentile (1997): „Mindful of the Traditions of His Race”: Dual Identity and Foreign-Born Soldiers in the First World War American Army, in: *Journal of American History* 16/2 (Winter), 35-57.
- Ford, Nancy Gentile (2009): *Americans All! Foreign-Born Soldiers in World War I*, College Station.
- Freund, Alexander (2004a): *Aufbrüche nach dem Zusammenbruch: Die Deutsche Nordamerika-Auswanderung nach dem Zweiten Weltkrieg* (Studien zur historischen Migrationsforschung; 12) Göttingen.
- Freund, Alexander (2004b): „Where were you während des Kriegs?“ Kriegserzählungen deutscher Migranten in Nordamerika seit 1945, in: Christer Petersen (Hg.): *Zeichen des Krieges in Literatur, Film und den Medien*, Bd. 1: Nordamerika und Europa, Kiel, 31-67.
- Freund, Alexander (2006a): *Troubling Memories in Nation-building: World War II-Memories and Germans’ Interethnic Encounters in Canada After 1945*, in: *Histoire sociale/Social History* 39/77 (Mai), 129-155.
- Freund, Alexander (2006b): „How Come They’re Nice to Me?“ Deutsche und Juden nach dem Holocaust in Nordamerika, in: Christiane Harzig (Hg.): *Migration und Erinnerung. Reflexionen über Wanderungserfahrungen in Europa und Nordamerika*, Göttingen, 143-156.
- Freund, Alexander (2008): *A German Post-1945 Diaspora? German Migrants’ Encounters with the Nazi Past*, in: Mathias Schulze u.a. (Hg.): *German Diasporic Experiences: Identity, Migration, and Loss*, Waterloo, Ontario, 467-478.
- Graml, Hermann (1992): *Integration und Entfremdung*, in Ute und Wolfgang Benz (Hg.): *Sozialisation und Traumatisierung. Kinder in der Zeit des Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main, 70-79.
- Helbich Wolfgang Johannes und Walter D. Kamphoefner (2002): *Deutsche im Amerikanischen Bürgerkrieg: Briefe von Front und Farm, 1861-1865*, Paderborn.
- Krouse, Susan Applegate (2007): *North American Indians in the Great War*. Lincoln, Nebraska. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1djmgnk>
- Large, David Clay (1996): *Germans to the Front: West German Rearmament in the Adenauer Era*, Chapel Hill.
- Lentz-Smith, Adriane (2009): *Freedom Struggles: African Americans and World War I*, Cambridge, Massachusetts.
- Liebau, Heike (2010): *The World in World Wars: Experiences, Perceptions and Perspectives from Africa and Asia*, Leiden.
- Mehrländer, Andrea (2010): „With More Freedom and Independence Than the Yankees”: The Germans of Richmond, Charleston, and New Orleans during the American Civil War, in: Susannah J. Ural (Hg.): *Civil War Citizens: Race, Ethnicity, and Identity in America’s Bloodiest Conflict*, New York, 57-97. <https://doi.org/10.18574/nyu/9780814785690.003.0003>
- Meier-Dörnberg, Wilhelm (1994): *Die Auseinandersetzung um die Einführung der Wehrpflicht in der Bundesrepublik Deutschland*, in: Roland G. Foerster (Hg.): *Die Wehrpflicht. Entstehung, Erscheinungsformen und politisch-militärische Wirkung* (Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes; 43), München, 107-118. <https://doi.org/10.1524/9783486594256.107>
- Michels, Eckard (1999): *Deutsche in der Fremdenlegion 1870-1965. Mythen und Realitäten* (Krieg in der Geschichte; 2), Paderborn.
- Moyd, Michelle R. (2014): *Violent Intermediaries: African Soldiers, Conquest, and Everyday Colonialism in German East Africa*, Athens, Ohio.
- Nagler, Jörg (2000): *Nationale Minoritäten im Krieg*, Hamburg
- Nerger-Focke, Karin (1995): *Die deutsche Amerikaauswanderung nach 1945. Rahmenbedingungen und Verlaufsformen* (Deutsch-Amerikanische Studien; 14), Stuttgart.

- Opitz, Eckardt und Frank S Rödiger (Hg.) (1994): Allgemeine Wehrpflicht. Geschichte, Probleme, Perspektiven, Bremen.
- Panayi Panikos (Hg.) (1993): Minorities in War-time: National and Racial Groupings in Europe, North America and Australia During the Two World Wars, Oxford.
- Richmond, Anthony H. (1970): Post-War Immigrants in Canada, Toronto.
- Riseman, Noah J. (2012): Defending Whose Country? Indigenous Soldiers in the Pacific War, Lincoln, Nebraska. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1ddr6qd>
- Sonthheimer, Kurt (1991): Die Adenauer-Ära. Grundlegung der Bundesrepublik, München.
- Sowell, Thomas (1996): Migrations and Cultures. A World View, New York 1996.
- Steinert, Johannes-Dieter (1995): Migration und Politik. Westdeutschland – Europa – Übersee 1945-1961, Osnabrück.
- Sterba, Christopher M. (2003): Good Americans: Italian and Jewish Immigrants during the First World War, Oxford.
- Storm, Eric und Ali Al Tuma (Hg.) (2016): Colonial Soldiers in Europe, 1914-1945: „Aliens in Uniform“ in Wartime Societies, New York.
- Tindall, George Brown (1992): America: A Narrative History, Vol. 2 3. Aufl., New York.
- Tolzmann, Don Heinrich (2000): The German-American Experience, Amherst, NY.
- Unterseher, Lutz (1994): Bürgerfreiheit, Wehrpflicht, Intervention – Frankreich und die Vereinigten Staaten im Vergleich, in: Eckardt Opitz und Frank S. Rödiger (Hg.): Allgemeine Wehrpflicht. Geschichte, Probleme, Perspektiven, Bremen 1994, 88-102.
- Ural, Susannah J. (Hg.) (2010): Civil War Citizens: Race, Ethnicity, and Identity in America's Bloodiest Conflict, New York. <https://doi.org/10.18574/nyu/9780814785690.001.0001>
- Williams, Chad Louis (2010): Torchbearers of Democracy: African American Soldiers in the World War I Era. Chapel Hill, North Carolina.
- Winegard, Timothy C. (2012): For King and Kanata: Canadian Indians and the First World War, Winnipeg, Manitoba.
- Wynn, Neil A. (2010): The African American Experience During World War II, Lanham.

Zusammenfassung

Obwohl Krieg, Militär und Migration seit Jahrhunderten eng miteinander verflochten sind, gibt es zum Thema Einwanderer im Militär noch große Forschungslücken. Meistens wird nach dem Zusammenhang von Migration und Militär aus der Sicht des Einwanderungslandes gefragt. Die Forschung zu deutschen Einwanderern in amerikanischen Streitkräften beschränkt sich auf den amerikanischen Bürgerkrieg, obwohl deutschstämmige Amerikaner in allen Konflikten auf amerikanischer Seite gekämpft haben. Dies änderte sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg nicht. Auf der Grundlage von Oral History-Interviews, privater Korrespondenz mit dem Autor, veröffentlichter Diskurse und staatlicher Einzelfallakten beschreibe ich in diesem Artikel einige Aspekte des Migrations-Militär-Nexus am Beispiel deutscher Männer, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Nordamerika ausgewandert sind und dort in den amerikanischen und kanadischen Streitkräften gedient haben.

Nach einem kurzen Überblick über die deutsch-amerikanischen Beziehungen nach 1945 und die deutsche USA-Auswanderung der fünfziger Jahre wird zunächst aus der westdeutschen Perspektive geklärt, weshalb deutsche Männer nach 1945 Westdeutschland verließen und wie das Wissen um die amerikanische Wehrpflicht und die Debatte über die Wehrpflicht und ihre Einführung in der Bundesrepublik ihre Entscheidung zur Auswanderung beeinflussten. Sodann werden einige Erfahrungen deutscher Einwanderer als GIs im amerikanischen Militär dargestellt. Abschließend wird gefragt, wie diese auf den ersten Blick kontroverse Konstellation – der Wehrdienst

ehemaliger Feinde – privat und gesellschaftlich erinnert wird. Ziel des Artikels ist es, die Beziehungen zwischen Militär und Migration in der Geschichte zu bestimmen und zu klassifizieren. Damit sollen weitere Arbeiten auf diesem Gebiet erleichtert und systematisiert werden.

„Soldaten wie andere auch, nur ein bisschen besser“

Das Selbstbild von Veteranen der Waffen-SS

Roman Töppel

Die Waffen-SS in der deutschsprachigen Forschung

Die Waffen-SS hat in den vergangenen Jahren in Deutschland erhebliches Forschungsinteresse geweckt. Zahlreiche Monografien sind erschienen, die das bisherige Bild wesentlich ausdifferenziert, erweitert und vertieft haben (z.B. Cüppers 2005; Merkl 2010; Westemeier 2014). Dies ist ein bemerkenswertes, weil recht neues Phänomen. Jahrzehntelang konnte man die wissenschaftlichen Monografien über die Waffen-SS an den Fingern einer Hand abzählen (Stein 1967; Weingartner 1975; Sydnor 1977; Wegner 1982). Dagegen füllten die Publikationen über die Waffen-SS, die von ehemaligen Angehörigen oder Bewunderern der Truppe verfasst wurden, viele Regalmeter. Neben den zahlreichen Divisionsgeschichten sind darunter besonders jene Veröffentlichungen aufschlussreich, die sich dem öffentlichen Selbstbild der Waffen-SS gewidmet haben. Dazu gehört etwa *Die Armee der Geächteten*, das der ehemalige SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS Felix Steiner 1963 veröffentlichte (Steiner 1993). 1966 legte der von SS-Veteranen besonders verehrte „Senior“, SS-Oberstgruppenführer und Generaloberst der Waffen-SS Paul Hausser, eine Monografie vor, deren Titel regelrecht Programm wurde: *Soldaten wie andere auch* (Hausser 1988).¹ Bemerkenswert für die Darstellung des öffentlichen Selbstbilds der Waffen-SS ist auch das Buch *Treu ihrem Volk*, das 1987 unter dem Pseudonym F.G. Einer erschien (Einer 1987). Dahinter verbarg sich kein geringerer als Joachim Ruoff, ehemaliger SS-Standartenführer und zuletzt Erster Generalstabsoffizier im SS-Führungshauptamt.² Ruoffs Buch war vor allem eine Antwort auf Bernd Wegners kritische Monografie *Hitlers politische Soldaten: die Waffen-SS 1933-1945*. Es baute auf einer Artikelserie auf, die Ruoff von 1983 bis 1987 im Mitteilungsblatt *Der Freiwillige*, dem Organ der „Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit der ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS e.V.“ (HIAG), veröffentlicht hatte.³ Wegner attestierte seinem Kritiker Ruoff im Umgang mit seinem Buch immerhin das „Bemühen um Fairness und Sachlichkeit“.⁴

1 Die Wendung „Soldaten wie andere auch“ hatte in Bezug auf die Waffen-SS zuerst Konrad Adenauer in einem Brief an Paul Hausser vom 17.12.1952 verwendet (s. Wilke 2011: 125, 137).

2 Telefongespräch des Verfassers mit Hubert Meyer (1913-2012), einem Mitgründer und langjährigen Bundessprecher der HIAG, am 28.9.2005.

3 Zur HIAG ausführlich Wilke 2011: passim; zu Ruoffs Artikelserie „Herrschen oder Dienen“ siehe ebd.: 412ff.

4 Nachwort zur dritten Auflage: Anmerkungen zur neuesten Forschung, in: Wegner 1999: 338, Anm. 3.

Bernd Wegners grundlegende Studie und die meisten der seit den 1980er Jahren erschienenen wissenschaftlichen Arbeiten über die Waffen-SS konzentrieren sich im Wesentlichen auf die Ideologie und Mentalität, die Rekrutierungspraxis und Sozialstruktur, die Verbrechen der Waffen-SS oder die Biographien einzelner SS-Führer (siehe etwa Rempel 1980; Straub 2011; Gentile 2012; Müllers 2012; Weise 2013; Casagrande 2015; Böhler/Gerwarth 2017). Dagegen haben sich bislang nur wenige Arbeiten mit der militärischen Effizienz der SS-Verbände beschäftigt und die Frage gestellt, ob die Waffen-SS tatsächlich eine militärische Elite war, wie jahrzehntelang immer wieder – und weitgehend unwidersprochen – behauptet wurde (siehe z.B. Neitzel 2002; Leleu 2007: 719-750; Bremm 2018: 287-294). Angestoßen durch die zugespitzte These von Jens Westemeier, „dass die Bewertung der Waffen-SS als militärische Elitetruppe verworfen und als nationalsozialistischer Mythos bewertet werden“ müsse (Westemeier 2010: 12), ist in den vergangenen Jahren eine Diskussion darüber entstanden, ob nicht zumindest die Stamm- und Kerndivisionen der Waffen-SS militärische Eliteverbände gewesen seien (Lieb 2014; Töppel 2014).⁵ Zwar beteiligen sich zurzeit nur wenige deutschsprachige Militärgeschichtler an dieser Debatte, was zum großen Teil in der deutschen Forschungslandschaft begründet liegt, in der Operationsgeschichte nach wie vor als Rand- oder Außenseiterthema angesehen wird. Es ist jedoch unerlässlich, sich mit der Operationsgeschichte des Zweiten Weltkriegs zu beschäftigen, wenn man die militärische Effizienz der Waffen-SS bewerten und das Selbstbild der Waffen-SS (militärische Elite) als Mythos entlarven oder zumindest relativieren will. Daher sind in den nächsten Jahren mit Sicherheit weitere Forschungen zur Operationsgeschichte der Waffen-SS zu erwarten.⁶

Das öffentliche Selbstbild der Waffen-SS

Das Bild der Waffen-SS als Elite wurde bereits während des Zweiten Weltkriegs geprägt, und zwar vor allem durch den Reichsführer-SS Heinrich Himmler (Leleu 2007: 107, 235, 420, 649, 652, 655, 670, 675, 820). Nach 1945 tradierte vor allem die HIAG dieses Bild weiter, allerdings mit einem wichtigen Unterschied: Die besondere Affinität zu Hitler und zum Nationalsozialismus wurde nun entweder relativiert oder gänzlich gelegnet. Während des Krieges hatte die Waffen-SS aber nachweislich damit geworben, eine Truppe zu sein, die nicht nur militärisch außerordentlich leistungsfähig, sondern auch eng mit der nationalsozialistischen Weltanschauung verbunden sei (Stein 1967: 112; Rempel 1980: 109; Höhne 1992: 417; Leleu 2007: 62f.; Lehnhardt 2014:

5 Nach Ansicht des Verfassers ist zwischen Stamm- und Kerndivisionen der Waffen-SS zu unterscheiden. Stammdivisionen waren jene Verbände, die bereits im Herbst 1939 bestanden, als die Bezeichnung „Waffen-SS“ eingeführt wurde – also jene Divisionen, die den Stamm für die gesamte spätere Waffen-SS bildeten. Zu den Kerndivisionen zählten dagegen auch jene Großverbände, die zwar noch nicht zu Kriegsbeginn existierten, aus denen im Verlauf des Krieges aber neue Verbände gebildet wurden. Demnach ist beispielsweise die Division „Wiking“ zwar keine Stammdivision, weil sie erst Ende 1940 aus der SS-Verfügungs-Division (der späteren Division „Das Reich“) hervorging, aber eine Kerndivision, weil sie wiederum den Kern für die Division „Nordland“ abgab. Einen Überblick über die Organisationsgeschichte der Waffen-SS bietet Klietmann 1965. Zur Einführung des Begriffs „Waffen-SS“ siehe ebd.: 37; Wegner 1999: 127ff.; Leleu 2007: 23.

6 So bereitet Chris Helmecke am Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr gerade eine solche für die Panzerdivisionen der Waffen-SS vor. Ihr Arbeitstitel lautet: Waffen-SS im Fronteinsatz. Kriegführung und Kampfwert der SS-Panzerdivisionen 1939-1945. Betreut wird dieses Disertationsprojekt durch Sönke Neitzel und Alaric Searle.

377-391).⁷ Selbst lange nach dem Krieg räumten einige SS-Veteranen noch ein, dass die Soldaten der Waffen-SS während des Dritten Reichs eine besonders starke Loyalität gegenüber Adolf Hitler empfunden hätten.⁸ Eberhard Heder, der letzte Kommandeur des SS-Panzer-Pionier-Bataillons 5, hielt 1994 bei einem Kameradschaftstreffen einen Vortrag mit dem Titel „Über die Leistung der Waffen-SS“. Darin erklärte er, das Pflichtbewusstsein der SS-Soldaten sei „aus einer tief verwurzelten Vaterlandsliebe und der unbedingten Treue zu Adolf Hitler“ gekommen. „Ihm vertrauten wir kritiklos, wie es heute nicht mehr verständlich ist. Wir wurden darin von der gläubigen, nahezu kindlichen Anhänglichkeit der Masse des deutschen Volkes mitgetragen. Diese heute schier unbegreifliche Bindung an Adolf Hitler hat sich stark auf die Festigung des inneren Gefüges der Waffen-SS und die Stärkung des Kampfgeistes ausgewirkt“ (Heder 1994: 5, 8).⁹ Joachim Ruoff schrieb in seiner Kritik an Bernd Wegners Studie *Hitlers politische Soldaten*, die „große Mehrheit und zumindest alle freiwillig der Waffen-SS beigetretenen Soldaten“ hätten sich „durchaus als politisch motiviert“ und „in diesem Sinne auch durchaus als politische Soldaten“ verstanden. Allerdings, so Ruoff weiter, seien die Soldaten der Wehrmacht „ganz fraglos zu einem sehr erheblichen Teil ebenfalls politisch motivierte Soldaten“ gewesen (Einer 1987: 139).¹⁰ Wolfgang Venohr, während des Krieges Angehöriger der „Leibstandarte SS Adolf Hitler“, vertrat einen ähnlichen Standpunkt: „Ein politisches Bekenntnis war mit der Meldung zur Waffen-SS nicht verbunden, denn man hielt damals die Wehrmacht insgesamt für nationalsozialistisch, jedenfalls in dem Sinne, dass sie dem Führer und Obersten Befehlshaber in voller Loyalität ergeben war“ (Venohr 2003: 9f.). Diese Aussage entspricht in der Tat dem Bild, das von der Wehrmachtpropaganda verbreitet wurde. In einem Band mit Soldatenporträts, der 1943 vom Oberkommando der Wehrmacht herausgegeben wurde, heißt es: „Gläubigkeit des Herzens und Schärfe der Beobachtung kennzeichnen die junge Generation, die aus der Schule der HJ kommt und in der nationalsozialistischen Wehrmacht zum Manne reift“ (Kempe 1943: [10], unpag.).

Doch wenn die Angehörigen der Waffen-SS auch von ihrer politischen Einstellung her „Soldaten wie andere auch“ gewesen sein wollen, so Joachim Ruoff (Einer 1987: 139), worin lag dann das Spezifische der Waffen-SS, worin lag ihr Elitecharakter begründet? Dass sich die ehemaligen SS-Soldaten nach wie vor als militärische Elite betrachteten, wurde in den verschiedenen Publikationen der HIAG immer wieder deutlich ausgesprochen.¹¹ Allerdings stellte die HIAG die Angehörigen der Waffen-SS auch hier als „Soldaten wie andere auch“ dar, oder besser gesagt als „Elite wie andere auch“:

7 Zur Ideologie der SS und ihrer Vermittlung bei der Waffen-SS siehe beispielsweise Stang (2009); Harten (2014); Wolf-Roskosch (2014).

8 Allerdings lässt sich aus Abhörprotokollen von SS-Soldaten in westalliiertem Gefangenschaft bereits während des Krieges eine deutliche Heterogenität bezüglich der Haltung zum NS-System herauslesen (Straub 2011: 318, 336; Müllers 2012: 47-73).

9 Kopie im Besitz des Verfassers.

10 Dies wird durch die jüngere Forschung bestätigt (z.B. Förster 2015: 212, Anm. 10).

11 Exemplarisch sei hier auf das einleitende Kapitel „Gedanken – Fragen – Antworten“ in dem Bildband „Wenn alle Brüder schweigen“ verwiesen, der 1973 vom Bundesverband der Soldaten der ehemaligen Waffen-SS e.V. herausgegeben wurde (Wenn alle Brüder schweigen 2000: 14). Dieses Kapitel wurde dem Verfasser von mehreren befragten Veteranen der Waffen-SS zur Lektüre empfohlen, ohne dass die Befragten allerdings angeben konnten, wer es geschrieben hat. Selbst ehemals führende HIAG-Mitglieder wie Hubert Meyer konnten keinen Autor nennen. Mittlerweile ist der Bildband in weiteren Auflagen erschienen, zuletzt 2014 (s. auch Wilke 2011: 148ff.).

„Dass viele Verbände der deutschen Wehrmacht ‚Elitetruppen‘ im wahrsten Sinne des Wortes waren, steht außer jedem Zweifel. Eine vollständige Aufzählung ist unmöglich, aber wir denken an die Fallschirmjäger, [die Division] ‚Großdeutschland‘¹², die Panzer- und Gebirgstruppen, an Luftwaffenverbände und Marineeinheiten“ (Wenn alle Brüder schweigen 2000: 17). Materiell, so der allgemeine Tenor der HIAG, sei die Waffen-SS gegenüber solchen „Elitetruppen“ der Wehrmacht nicht bevorzugt worden. Kriegsverbrechen seien, ebenfalls wie bei der Wehrmacht, bedauerliche Ausnahmen geblieben. Unterschieden habe sich die Waffen-SS indes von den meisten Verbänden der Wehrmacht dadurch, dass ihre Angehörigen zum größten Teil Freiwillige gewesen seien, die sich aus reinem Idealismus zur „Elitetruppe“ Waffen-SS gemeldet hätten – bereits der Titel des HIAG-Organs *Der Freiwillige* wirkt programmatisch.¹³ Korpsgeist und Kameradschaft seien außergewöhnlich gewesen. Außerdem habe die Waffen-SS stets an den Brennpunkten gekämpft. Diese Kriterien hätten ihren Soldaten ein Elitebewusstsein vermittelt.

Das öffentliche Selbstbild „der“ Waffen-SS, repräsentiert durch die HIAG, ist in den vergangenen Jahren von der Forschung bereits untersucht worden.¹⁴ Doch wie stark wurde dieses Selbstbild von einzelnen ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS verinnerlicht? Gab es ein einheitliches Waffen-SS-Narrativ, das alle ehemaligen Angehörigen dieser Truppe auch als ihre eigene lebensgeschichtliche Erzählung tradierten, oder wichen die persönlichen Erzählungen von SS-Veteranen vom öffentlichen Selbstbild ab?¹⁵

Eine Befragung von SS-Veteranen

Um die Frage beantworten zu können, wie einzelne ehemalige Soldaten der Waffen-SS sich selbst sahen oder besser: selbst gesehen werden wollten, wurden in den Jahren 2010/11 insgesamt 75 SS-Veteranen kontaktiert und um Interviews gebeten. Sieben SS-Veteranen, also etwa zehn Prozent der Befragten, waren nicht zu einem Gespräch bereit. Zwei dieser sieben Männer waren sehr aufgebracht über die telefonische Kontaktaufnahme, darunter ein früherer Angehöriger der 7. SS-Gebirgs-Division „Prinz Eugen“. Den Kontakt hatte eine ehemalige Arbeitskollegin des Soldaten vermittelt, die wusste, dass er Angehöriger der Waffen-SS gewesen war. Auf den Anruf reagierte der Veteran trotzdem erzürnt und mit der Bemerkung, die Anfrage ließe sich „ganz schnell erledigen“, denn er sei „nur ganz kurze Zeit“ bei der Truppe gewesen und könne sich an nichts mehr erinnern. Ein anderer SS-Veteran, seinerzeit Angehöriger der 17. SS-Panzerregiment-Division „Götz von Berlichingen“, bei dem der Anruf vorher schrift-

12 Gemeint ist die Division „Großdeutschland“, die als „Leibstandarte des Heeres“ angesehen und materiell bevorzugt wurde (Töppel 2014: 322).

13 Zur Gründung der Zeitschrift „Der Freiwillige“ siehe Wilke 2011: 56ff.

14 Vor allem durch Karsten Wilke (2011: 121-158, 398-409).

15 Der Verfasser benutzt hier das Präteritum, da fast alle der von ihm befragten SS-Veteranen in der Zwischenzeit verstorben sind. Trotzdem wird aus naheliegenden Gründen in den meisten Fällen auf die Nennung des vollständigen Namens der Interviewten verzichtet. Veteranen des Heeres werden hingegen nicht anonymisiert, da eine Zugehörigkeit zur Wehrmacht – im Gegensatz zur Waffen-SS – heutzutage im Allgemeinen nicht als problematisch angesehen wird. Bei ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS wird auf die Anonymisierung nur verzichtet, wenn der betreffende Veteran bereits zu seinen Lebzeiten in der Öffentlichkeit wirksam und bekannt war.

lich angekündigt worden war, reagierte erobost darauf, dass einer seiner früheren Kriegskameraden seine Adresse und Telefonnummer an den Verfasser (der selbst alle Interviews führte) weitergegeben hatte und beendete das Gespräch nach wenigen hitzigen Sätzen. Von den übrigen Veteranen, die nicht gesprächsbereit waren, sagte ein ehemaliger Angehöriger der 24. Waffen-Gebirgs-(Karstjäger)-Division der SS, er wolle nicht mehr darüber sprechen, es sei „alles so furchtbar“ gewesen. Ein früherer Angehöriger der „Leibstandarte SS Adolf Hitler“ war auf eine telefonische Anfrage hin zunächst zu einem Gespräch bereit, erbat sich aber einen späteren Gesprächstermin. Am vereinbarten Tag erklärte er dann, er habe es sich inzwischen anders überlegt. Ein Gespräch über die Kriegszeit würde ihn zu sehr „aufwühlen“, und er bitte um Verständnis, dass er doch absagen müsse. In den anderen drei Fällen erklärten die Veteranen lapidar, dass sie nicht über ihre Zeit bei der Waffen-SS sprechen wollten.

Die 68 SS-Veteranen, die sich zum Gespräch bereit erklärten, reagierten sehr unterschiedlich auf die Kontaktaufnahme und die Fragen des Interviewers. Die meisten Befragten waren mit einer Aufzeichnung der Gespräche einverstanden. Ein ehemaliger Angehöriger der SS-Division „Totenkopf“ erklärte dagegen rundheraus, er würde „nicht die Wahrheit sagen“, wenn das Gespräch mitgeschnitten würde.¹⁶ Meist wurden die Befragungen telefonisch, in Einzelfällen persönlich oder schriftlich durchgeführt. Viele der Interviewten waren relativ aufgeschlossen, sobald sie merkten, dass sich die Fragen nicht oder nur am Rand auf das Thema Kriegsverbrechen bezogen. Weil dieser Gegenstand ganz offensichtlich ein Reizthema war, wurde im Falle der SS-Veteranen (im Gegensatz zu ehemaligen Angehörigen der Wehrmacht, auf die weiter unten noch eingegangen wird) auf eine systematische Befragung zur Thematik der Kriegsverbrechen verzichtet.¹⁷ Mehrere Gesprächspartner blieben trotz der Vermeidung prekärer Fragen sehr misstrauisch und kurz angebunden, sodass sich einige der Interviews recht schwierig gestalteten. Lediglich einzelne Veteranen berichteten freimütig auch über heikle Sachverhalte wie Kriegsverbrechen der eigenen Truppe oder ihre persönliche (ungebrochene) Sympathie für den Nationalsozialismus.

Selbstverständlich ist das Ergebnis der Umfrage in keiner Weise repräsentativ für „die“ SS-Veteranen, und zwar nicht nur wegen der relativ geringen Zahl der Befragten, sondern auch aus anderen Gründen. Erstens bekleideten 33 der interviewten ehemaligen SS-Angehörigen zuletzt Unterführer- und 19 Veteranen Führerdienstgrade (48,5 und 28 Prozent).¹⁸ Lediglich 16 der befragten Soldaten (23,5 Prozent) beendeten den Krieg im Mannschaftsstand. Das Gesamtverhältnis bei der Waffen-SS lag im Juni 1944

¹⁶ Telefongespräch mit Manfred K., 30.11.2011.

¹⁷ Allerdings begann der Verfasser viele Gespräche mit der Aussage, die Waffen-SS werde heutzutage von etlichen Historikern als besonders verbrecherische Truppe angesehen. Darauf reagierten die befragten Waffen-SS-Veteranen stets empört, und das Interview begann meist als Gegenrede des Veteranen. Insofern wirkte diese Bemerkung zu Beginn in vielen Fällen als „Eisbrecher“, der die anfangs oft grundsätzlich skeptischen Veteranen zur Bereitschaft bewog, überhaupt über ihre Zeit bei der Waffen-SS zu berichten.

¹⁸ Den höchsten Dienstgrad aller interviewten SS-Veteranen bekleidete Hubert Meyer, der ehemalige Erste Generalstabsoffizier und zeitweilige Führer der 12. SS-Panzer-Division „Hitlerjugend“. Meyer war am 9.11.1944 zum SS-Obersturmbannführer (Oberstleutnant) ernannt worden (s. Personalakte von Hubert Meyer in: National Archives and Records Administration, Washington, D.C., Abteilung College Park, Maryland (Archives II), A3343, SSO-313A). Nach dem Krieg war Meyer nicht nur in der HIAG aktiv, sondern veröffentlichte 1982 auch die Truppengeschichte seiner ehemaligen Division (Meyer 1995/96). Unter den Befragten befanden sich weiterhin zwei ehemalige SS-Sturmbannführer (Majore) und drei SS-Hauptsturmführer (Hauptleute).

aber bei 82 Prozent Mannschaften, 15 Prozent Unterführern und knapp drei Prozent Führern (Klietmann 1965: 508ff.; Förster 2015: 222f.).¹⁹

Zweitens sind in der „Stichprobe“ bei weitem nicht alle Divisionen der Waffen-SS vertreten. Die 68 befragten ehemaligen SS-Soldaten gehörten insgesamt zwölf Divisionen an, also weniger als einem Drittel der 38 SS-Divisionen, die während des Zweiten Weltkriegs aufgestellt wurden.²⁰ Diese zwölf Divisionen sind zudem sehr unregelmäßig vertreten: 25 Veteranen dienten in der „Leibstandarte SS Adolf Hitler“, 16 in der Division „Hitlerjugend“, 15 in der Division „Totenkopf“, zehn in der Division „Das Reich“, acht bei „Götz von Berlichingen“ und sieben bei „Wiking“. Die übrigen sechs Divisionen („Nord“, „Florian Geyer“, „Hohenstaufen“, „Frundsberg“, „Nordland“ und „Karstjäger“) sind nur mit jeweils einem bis vier ehemaligen Angehörigen vertreten. Gänzlich fehlen demnach nicht nur einige deutsche SS-Großverbände wie die SS-Polizei-Division oder die Divisionen „Prinz Eugen“ und „Reichsführer-SS“, sondern auch sämtliche „fremdvölkischen“ SS-Divisionen.²¹

Drittens ist die Befragung auch deshalb nicht repräsentativ, weil sich von den 68 interviewten SS-Veteranen laut eigener Aussage 63 freiwillig zur Waffen-SS gemeldet hatten, also 93 Prozent. Nur fünf Soldaten gaben an, sie seien (unfreiwillig) zur Waffen-SS eingezogen worden. Die Waffen-SS bestand jedoch fast zur Hälfte aus Soldaten, die zu dieser Truppe eingezogen oder kommandiert worden waren (Stein 1967: 123-176; Wegner 1999: 273-277; Leleu 2007: 261-277). Für die Fragestellungen dieses Beitrags ist dies allerdings irrelevant. Denn es geht nicht um möglichst repräsentative Antworten, sondern darum, individuelle Narrative zu untersuchen. Dadurch lässt sich zeigen, wie homogen oder heterogen das Selbstbild ehemaliger Soldaten der Waffen-SS war und ob sich das gewünschte Selbstbild einzelner Soldaten mit dem Bild „der“ Waffen-SS deckte, das nach dem Krieg von der HIAG geprägt und propagiert wurde. Zweifellos ist eine derartige Umfrage desto aufschlussreicher, je mehr Aussagen ehemaliger Soldaten vorliegen, aber Repräsentativität in Bezug auf die gesamte Waffen-SS ist dabei nicht erforderlich.

Die Hauptfragen, die sämtlichen interviewten SS-Veteranen im Laufe des Gesprächs gestellt wurden, lauteten: Wann und warum sind Sie zur Waffen-SS gegangen? Haben Sie sich freiwillig gemeldet? Wie wurden Sie geworben? Bei welchen Verbänden haben Sie gedient? Welchen Dienstgrad hatten Sie zuletzt? Haben Sie sich einer Elite zugehörig gefühlt, und wenn ja, warum? Wurde bei der Truppe ein elitärer Korpsgeist gepflegt? Würden Sie sich als politischen Soldaten bezeichnen? Haben Sie ein Konkurrenzverhältnis zur Wehrmacht empfunden? – Weitere Fragen ergaben sich oft während des Gesprächs, bei dem die ehemaligen Soldaten zum Teil sehr ausführlich über ihre Zeit bei der Waffen-SS sprachen. Eines der telefonischen Interviews zog sich

19 Zur Dienstgradstruktur des Führerkorps der Waffen-SS im Jahre 1944 siehe Wegner 1999: 210.

20 Viele der interviewten Veteranen blieben während ihrer gesamten Dienstzeit bei einer einzelnen Division. Eine ganze Reihe der Befragten diente aber auch bei zwei oder drei Divisionen. Ein Veteran, der ehemalige SS-Obersturmführer Hans-Jürgen R., war nacheinander sogar Angehöriger von vier SS-Divisionen, und zwar „Totenkopf“, „Leibstandarte SS Adolf Hitler“, „Wiking“ und „Hitlerjugend“.

21 Mit den nichtdeutschen Angehörigen der Waffen-SS befassen sich die Beiträge in Böhler/Gerwarth 2017. Zur Waffen-SS gehörten zuletzt neben solchen Divisionen, die zum größten Teil aus Reichs- und Volksdeutschen bestanden, unter anderem albanische, belgische, estnische, französische, galizische, italienische, kroatische, lettische, niederländische, russische, ukrainische und ungarische Verbände.

auf diese Weise über etwa vier Stunden hin. Die meisten Gespräche waren dagegen deutlich kürzer und dauerten 30 bis 60 Minuten.

Warum zur Waffen-SS?

Die 68 befragten SS-Veteranen gaben zum Teil sehr unterschiedliche Antworten auf die Frage, warum sie sich zur Waffen-SS gemeldet hatten. Am häufigsten, und zwar in 27 Fällen, wurde jugendliche Begeisterung für das Militär, den Kampf im Krieg oder für die Waffen-SS als „Elitetruppe“ angegeben. 16 Veteranen sagten aus, sie hätten sich durch die Propaganda für die Waffen-SS angesprochen gefühlt. Einige Soldaten nannten mehrere Motive für ihre Meldung zur Waffen-SS. Acht Veteranen gaben an, sie hätten neben ihrem jugendlichen Enthusiasmus auch eine besondere Affinität zum Nationalsozialismus empfunden. Ein Soldat nannte als zusätzlichen Beweggrund, bei einer Meldung zur Waffen-SS keinen Reichsarbeitsdienst (RAD) ableisten zu müssen. Tatsächlich war die SS 1940 mit dem RAD übereingekommen, dass junge Männer ab dem Jahrgang 1920 vom Arbeitsdienst entbunden würden, wenn sie sich für mindestens viereinhalb Jahre zum Dienst bei der Waffen-SS freiwillig meldeten (Stein 1967: 39; Leleu 2007: 132f.). Dieses Motiv der Freiwilligenmeldung wird bislang wahrscheinlich deutlich unterschätzt. Immerhin gaben acht der 68 befragten Veteranen an, sich nur zur Waffen-SS gemeldet zu haben, um dem ungeliebten RAD zu entgehen. Auch Kurt Klusmeier, ein Soldat der 28. Jäger-Division des Heeres, berichtet in seinen Erinnerungen, er habe sich Anfang 1942 freiwillig zur Waffen-SS melden wollen, um keinen Arbeitsdienst leisten zu müssen. Als ihm mitgeteilt worden sei, er müsse „auf jeden Fall vorher zum RAD“, habe er auf die Freiwilligenmeldung zur Waffen-SS verzichtet und sich zur Wehrmacht einziehen lassen (Klusmeier 2013: 5).

Ein bislang sicherlich ebenfalls unterbewertetes Motiv waren berufliche Vorteile, die den SS-Bewerbern in Aussicht gestellt wurden. Elf der interviewten SS-Veteranen gaben an, sich ausschließlich deswegen für die Waffen-SS entschieden zu haben. Ein aufschlussreiches Beispiel dafür ist die Geschichte des österreichischen SS-Freiwilligen Kurt S., der beim „Anschluss“ Österreichs im Frühjahr 1938 erst 15 Jahre alt war. Laut eigener Aussage hatte er keine Vorstellung, was die SS überhaupt war, als er von einem SS-Werber eine Werbebroschüre erhielt, in der es hieß, er könne bei der SS entweder Berufssoldat werden oder nach vier Jahren mit guten Berufschancen im öffentlichen Dienst ausscheiden. Kurt S. bat seinen Vater um die Erlaubnis, in die SS eintreten zu dürfen. Da der Vater bereits seit sieben Jahren arbeitslos war und die Berufschancen für Kurt ebenfalls schlecht standen, willigte er ein. Kurt S. verpflichtete sich für vier Jahre und kam wenige Tage vor Vollendung des 16. Lebensjahrs zu den SS-Totenkopf-Verbänden nach Dachau.²² Später wurde er zur „Leibstandarte SS Adolf Hitler“ versetzt. Als seine Dienstverpflichtung nach vier Jahren abgelaufen war, wurde er – obwohl die Truppe sich im Kriegseinsatz befand – gefragt, ob er ausscheiden oder

²² Eine Meldung zu den SS-Totenkopf-Verbänden war bereits mit 16 Jahren möglich, während das Mindestalter für die SS-Verfügungstruppe 17 Jahre betrug (Leleu 2007: 1130). Die Angaben, die Kurt S. im Interview machte, wurden vom Verfasser in dessen Personalakte überprüft und stellten sich als richtig heraus.

weiter bei der Waffen-SS dienen wolle. Kurt S. entschied sich, bei der Truppe zu bleiben, um Berufssoldat zu werden, und verpflichtete sich auf eine Dienstzeit von 12 Jahren.²³

Die genannten Beweggründe der befragten Veteranen widerspiegeln die Bandbreite der Motive, die Jean-Luc Leleu bereits anhand zeitgenössischer Quellen für die deutschen SS-Freiwilligen herausgearbeitet hat: Waren es vor dem Krieg laut Leleu an erster Stelle politische Motive, spielten während des Krieges jugendlicher Enthusiasmus und der Ruf der Waffen-SS als „Elitetruppe“ mit guter Kameradschaft und moderner Ausrüstung eine große Rolle. Auch das Bestreben, der Schule oder dem RAD zu entkommen, sowie die Aussicht auf bessere Karrierechancen bei der Truppe selbst oder im Zivilleben nach dem Krieg konnten junge Männer motivieren, sich freiwillig zur Waffen-SS zu melden (Leleu 2007: 248-255). Dagegen gab kein einziger Interviewpartner an, er habe sich aus Konsensdruck bzw. Gruppenzwang freiwillig zur Waffen-SS gemeldet.²⁴

Einige der befragten Veteranen nannten aber noch andere Gründe, die bei ihnen ausschlaggebend gewesen seien. Ein ehemaliger Hauptsturmführer der 10. SS-Panzer-Division „Frundsberg“ erzählte, er habe sich 1938 auf Wunsch seines Vaters zur SS gemeldet, weil ein NSDAP-Funktionär zu diesem gesagt hatte: „Sie müssen dafür sorgen, dass ihr Sohn in die Waffen-SS kommt.“²⁵ Ein anderer Veteran, der 1944 zur 12. SS-Panzer-Division „Hitlerjugend“ einrückte, berichtete:

Ich war HJ-Führer. Ich hatte die 1. Gefolgschaft, das heißt Streifendienst- und Feuerwehrgefolgschaft. Wir hatten mit der Feuerwehr zu tun gehabt, wir hatten dort Dienst gehabt und bekamen auch ein eigenes Löschfahrzeug. [...] Und jetzt hieß es: Führerschein machen! Da sagte der Bannführer: „Es kommen nur die in Frage, die sich zur Waffen-SS gemeldet haben.“ Da bin ich aber schnell nach Hause, habe so ein Ding²⁶ ausgefüllt. [...] Dann bin ich sofort zu meinem Vater ins Lazarett gefahren, dann hat er unterschrieben.²⁷ Ich war kaum 14 Tage da zu Hause, da bekam ich eine Einberufung zur Kraftfahrerschule in Apeldoorn,

23 Interview mit Kurt S., 1.3.2011.

24 Alexander von Plato hat den Verfasser darauf hingewiesen, dass in Interviews, die er mit Waffen-SS-Veteranen geführt hat, „zusätzlich zu den von Ihnen aufgeführten auch andere Gründe für den Beitritt genannt werden, wie zum Beispiel: der Konsensdruck, der entstand, wenn Waffen-SSler, manchmal verwundet oder hochdekoriert, vor der Schulklasse für die Waffen-SS warben; oder die frühe Männlichkeit sowie das frühe Erwachsenwerden durch einen Beitritt: Man durfte in Filme gehen, für die man eigentlich zu jung war, man durfte in der Öffentlichkeit rauchen und Ähnliches“. Andere Befragte hätten ausgesagt, sie seien von einem HJ-Führer kollektiv eingeschrieben worden (schriftliche Mitteilung von Alexander von Plato, 7.11.2018). Diese Gründe nannte jedoch keiner der 68 vom Verfasser interviewten SS-Veteranen.

25 Interview mit Karl-Heinz E., 21.5.2011. Obwohl E. beim Interview sagte, er höre diesen Satz noch wie heute, kann der genaue Wortlaut nicht stimmen, da die Bezeichnung „Waffen-SS“ 1938 noch nicht gebräuchlich war.

26 Gemeint ist ein Aufnahmeantrag.

27 Minderjährige Bewerber benötigten für die Meldung zur Waffen-SS die Einverständniserklärung eines Erziehungsberechtigten. Ab Anfang 1942 durften sich 17-Jährige auch ohne Genehmigung ihrer Eltern zur Waffen-SS melden (Leleu 2007: 131). Der interviewte Veteran Wilfried R. war zur Zeit seiner Meldung im Sommer 1944 allerdings erst 16 Jahre alt.

Holland. Das war eine von der Waffen-SS.²⁸ Und da habe ich dann meinen Führerschein gemacht. [...] Und dann kam ich zur 12. HJ.²⁹

Elite oder nicht?

Neben ihrer Motivation, sich freiwillig zur Waffen-SS zu melden, stand als zweiter Schwerpunkt die Sicht der ehemaligen SS-Soldaten auf die eigene Truppe im Mittelpunkt der Interviews. Die erste Frage dazu lautete: Haben Sie sich als Angehöriger einer Elitetruppe gefühlt? 48 der Interviewten antworteten mit Ja, immerhin 20 mit Nein. Die Begründungen für die Verneinung dieser Frage waren sehr aufschlussreich. Zum einen differenzierten mehrere Befragte zwischen der Division, bei der sie selbst gedient hatten, und anderen SS-Verbänden. So hatten drei der ehemaligen Soldaten der 24. Waffen-Gebirgs-(Karstjäger)-Division der SS angehört, einer Division, deren militärische Leistungen in der Forschung sehr kritisch bewertet werden.³⁰ Alle drei Veteranen sagten im Interview, sie hätten ihre Division nicht als Eliteverband angesehen. Einer der Befragten, der 1942 zunächst zur SS-Gebirgs-Division „Nord“ gekommen war und später zu den „Karstjägern“ versetzt wurde, erklärte, dass man weder die Division „Nord“ noch die „Karstjäger“ als Elite bezeichnen könne, dafür aber die SS-Panzer-Divisionen „Leibstandarte“, „Das Reich“, „Totenkopf“ und „Wiking“.³¹ Ein anderer Veteran, der sich 1943 freiwillig gemeldet hatte und zunächst bei der 10. SS-Panzer-Division „Frundsberg“, später bei der 17. SS-Panzergrenadier-Division „Götz von Berlichingen“ eingesetzt war, sagte, seine Kameraden und er seien „Soldaten wie andere auch“ gewesen, „nur ein bisschen besser“. Als „Eliteverbände“ bezeichnete er nur die ersten fünf Divisionen der Waffen-SS, und zwar die SS-Panzer-Divisionen „Leibstandarte“, „Das Reich“, „Totenkopf“ und „Wiking“ sowie die 4. SS-Polizei-Panzergrenadier-Division.³² Interessant ist im selben Zusammenhang ein mit Marginalien versehenes Exemplar des Buchs *Die Waffen-SS* von John Keegan (1981), das der Verfasser von einem der befragten Veteranen als Geschenk erhielt. Der Veteran hatte es selbst von einem anderen ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS bekommen, von dem auch die Randbemerkungen stammen. Aus den Marginalien lässt sich folgern, dass der erste Besitzer, Alfred H., im Krieg offenbar bei den Divisionen „Leibstandarte“ und „Hitlerjugend“ gedient hatte.³³ In Keegans Buch findet sich eine Aufstellung sämtlicher Divisionen der Waffen-SS (Keegan 1981: 334-347), die Alfred H. mit Bemerkungen versehen hat. Neun Verbände kennzeichnete er mit dem Wort „Elite“: 1. SS-Panzer-Division „Leibstandarte SS Adolf Hitler“, 2. SS-Panzer-Division „Das Reich“, 3. SS-Panzer-Division „Totenkopf“, 5. SS-Panzer-Division „Wiking“, 6. SS-Gebirgs-Division „Nord“, 9. SS-Panzer-Division „Hohenstaufen“, 10. SS-Panzer-Division „Frundsberg“, 12. SS-Panzer-Division „Hitlerjugend“ und 38. SS-Panzergrenadier-Division „Nibelungen“. Keegan beschließt seine Studie mit dem Satz: „Die meisten SS-

28 Gemeint ist die SS-Kraftfahrerschule I (Apeldoorn) (Mehner 1995: 307).

29 Interview mit Wilfried R., 13.6.2011.

30 Siehe demnächst dazu Lieb (2018). Ich danke Dr. Peter Lieb (Potsdam), dass er mir Einsicht in das Manuskript gewährt hat.

31 Interview mit Hans Jürgen B., 17.9.2011.

32 Interview mit Adolf Z., 18.11.2011.

33 Der Verfasser konnte bislang leider keine weiteren Informationen zu Alfred H. ermitteln.

Divisionen mit Divisionsnummern über zwanzig waren ihrer tatsächlichen Stärke entsprechend nur dem Namen nach Divisionen und können nicht als Eliteverbände gelten“ (Keegan 1981: 348). Diesen Satz hat Alfred H. unterstrichen und darunter vermerkt: „Das ist wahr.“

Bemerkenswerterweise verneinten die Frage, ob sie sich einer Elite zugehörig gefühlt hätten, auch zwölf Veteranen, die während des Zweiten Weltkriegs den Stamm- und Kerndivisionen der Waffen-SS angehört hatten.³⁴ Mehrere Interviewpartner behaupteten sogar, der Begriff „Elite“ sei „damals“ gar nicht verwendet worden.³⁵ Dies entspricht nicht den historischen Tatsachen, denn die Begriffe „Elite“ und „Elitetruppen“ tauchen in zeitgenössischen Dokumenten immer wieder auf, und zwar bereits lange vor dem Zweiten Weltkrieg. 1928 verwendete Hitler den Begriff „Elitetruppen“ in seinem so genannten *Zweiten Buch* (Hitlers Zweites Buch 1961: 49; Hitler 1995: 7). 1935 sprach Hermann Görings Chefadjutant Karl-Heinrich Bodenschatz in seiner Geschichte des Jagdgeschwaders Nr. 1 „Freiherr von Richthofen“ von „einer Elitetruppe des Feldheeres“ (Bodenschatz 1935: 9). Am 8. Oktober 1943 sagte ein in amerikanische Gefangenschaft geratener Stabsfeldwebel des Deutschen Afrikakorps, die Waffen-SS sei „körperlich und geistig die Elite des Volkes“ (zit. nach Römer 2012: 373). Und deutsche Tageszeitungen benutzten die Bezeichnung „militärische Elite“ in Bezug auf die Waffen-SS schon in den ersten Jahren des Zweiten Weltkriegs (Lehnhardt 2017: 376, 584, Anhang 31).

Mehrere befragte Veteranen, die den Begriff „Elite“ für die eigene Truppe ablehnten, begründeten dies mit der Feststellung, sie seien „ganz normale Soldaten“ oder „Soldaten wie andere auch“ gewesen.³⁶ Hierbei liegt die Vermutung nahe, dass diese Soldaten das von der HIAG propagierte Selbstbild – „Soldaten wie andere auch“ – als Schutzbehauptung übernommen haben. Zwei Veteranen sagten, zwar sei die „Leibstandarte“ eine Elite oder etwas Besonderes gewesen, aber ihre eigenen Verbände und der Rest der Waffen-SS nicht.³⁷ Doch selbst drei ehemalige Veteranen der „Leibstandarte“ verneinten, zu einer Elite gehört zu haben. Einer von ihnen, ein ehemaliger SS-Oberscharführer (Feldwebel), der sich bereits 1939 freiwillig gemeldet hatte, schrieb:

Die klassischen Waffen-SS-Divisionen hatten in der ersten Zeit durchaus besondere Erfolge, worauf wir nicht wenig stolz waren, aber von Elite wurde nicht gesprochen. Es ist mehr oder weniger eine „Erfindung“ aus der Nachkriegszeit, insbesondere von diesen Glatzköpfen der rechten Szene mit Trommeln und Fahnen.³⁸

34 Davon drei ehemalige Angehörige der „Leibstandarte“, vier der Division „Das Reich“, drei der „Totenkopf“ und zwei der „Wiking“. Außerdem verneinten die Frage auch drei Veteranen der sehr kampfstarken SS-Panzer-Division „Hitlerjugend“. Zur Beurteilung dieser Division durch die deutschen vorgesetzten Kommandobehörden und die Alliierten bei den Kämpfen in der Normandie 1944 (Lieb 2014: 347f.)

35 Brief von Josef S. („Leibstandarte“), 8.11.2010; Interviews mit Max W. („Frundsberg“, „Götz von Berlichingen“), 12.3.2011; Heinz W. („Das Reich“, „Florian Geyer“), 4.7.2011; Burkhard R. („Nord“, „Karstjäger“), 24.9.2011.

36 Interviews mit Heinz N. („Hitlerjugend“), 22.10.2010; Ewald S. („Totenkopf“), 22.10.2010; Werner V. („Totenkopf“), 8.1.2011; Karl-Heinz E. („Hohenstaufen“, „Frundsberg“), 21.5.2011; Gerhard O. („Leibstandarte“, „Wiking“, „Nordland“), 11.11.2011; Julius M. („Wiking“, „Götz von Berlichingen“), 18.11.2011.

37 Interviews mit Werner V. („Totenkopf“), 8.1.2011; Heinz W. („Das Reich“, „Florian Geyer“), 4.7.2011.

38 Brief von Josef S. an den Verfasser, 8.11.2010.

Warum Elite?

48 der 68 interviewten Veteranen beantworteten die Frage, ob sie sich einer Elite zugehörig gefühlt hätten, mit Ja, einige davon sehr vehement und mit dem Zusatz „selbstverständlich!“³⁹ Daraus ergab sich die Folgefrage, warum diese Männer ihre Truppe als Elite betrachteten. Zwölf SS-Veteranen gaben dafür einen einzelnen Grund an, die restlichen 36 nannten zwei oder mehrere Gründe. Die am häufigsten genannte Antwort lautete, dass die Divisionen, denen die befragten Veteranen angehörten, immer an den Brennpunkten des Kampfgeschehens eingesetzt gewesen seien. Diesen Grund führten insgesamt 28 Interviewpartner an. 24 Veteranen gaben zudem an, sie hätten bei der Waffen-SS einen besonderen Korpsgeist oder eine besonders starke Kameradschaft erlebt. 19 Befragte glaubten, sie seien überdurchschnittlich gut ausgebildet worden. Ebenfalls neunzehnmal wurde die Antwort gegeben, die Waffen-SS sei durch das Prinzip der Freiwilligkeit oder aufgrund strenger Auslese eine Elite gewesen. Dabei erstaunt nicht, dass diese Antwort fast ausschließlich solche Veteranen gaben, die schon vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs oder in der ersten Kriegshälfte in die bewaffneten SS-Verbände eintraten, also zu einer Zeit, in der die Auslesekriterien tatsächlich noch relativ streng waren (Leleu 2007: 219-231, 1130f.).

Sechs ehemalige SS-Soldaten erklärten, ihre Verbände seien besonders gut ausgerüstet gewesen, davon vier Veteranen der „Leibstandarte“ und einer der Division „Das Reich“. Dies überrascht ebenfalls nicht, denn vor allem die „Leibstandarte“, aber auch die Division „Das Reich“ wurden in der Tat materiell bevorzugt und gehörten zu den bestausgerüsteten Divisionen der deutschen Streitkräfte (Jentz 1996: 177f., 187, 191; Leleu 2007: 319-391; Töppel 2014: 318-323). In Publikationen der HIAG wurde dies indes stets gelehrt. So heißt es im bereits erwähnten Bildband *Wenn alle Brüder schweigen*:

Nur militärischen Laien kann es vorstellbar erscheinen, die Waffen-SS sei von Hitler persönlich mit Waffen, Gerät und anderem Versorgungsgut besonders bedacht worden oder ihre Führung habe sich die Ausrüstung auf dem „freien Rüstungsmarkt“ nach Belieben selbst beschafft. Für derlei Naivität ist in diesem Zusammenhang kein Raum (Wenn alle Brüder schweigen 2000: 18).

Selbst Johannes-Rudolf Mühlenkamp, ehemaliger SS-Standartenführer und letzter Inspekteur der Panzertruppen der Waffen-SS, antwortete auf die Frage, ob die SS-Panzer- und Panzergrenadier-Divisionen besser ausgerüstet gewesen seien als die entsprechenden Divisionen des Heeres: „Diese Meinung kann nur als üble Nachrede bezeichnet werden“ (Straßner 1978: 80). In Wirklichkeit finden sich in zeitgenössischen Dokumenten viele Belege für das Gegenteil: So berichtete ein Ordonnanzoffizier der Division „Das Reich“ am 5. Juli 1942 nach einer Kurierfahrt ins Führerhauptquartier „Wolfsschanze“ bei Rastenburg in Ostpreußen: „Die Ausrüstung der SS-Division ‚Reich‘ ist vom Führer als vordringlich befohlen.“⁴⁰ Am 13. Mai 1943 beschwerte sich der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, Generalfeldmarschall Erich von Manstein, beim Chef des Generalstabs des Heeres, General der Infanterie Kurt Zeitzler,

39 Beispielsweise Hubert Meyer im Interview am 29.1.2011 oder Joachim O., ein ehemaliger Soldat der Division „Hitlerjugend“, im Interview am 12.2.2011.

40 Bundesarchiv (BArch), Abteilung Militärarchiv, Freiburg im Breisgau, M 823, Akte 1, unpag.

dass neue Panzer zuungunsten des Heeres „von oben aus der SS zugeteilt“ würden, woraufhin Zeitzler bestätigte: „Der Führer hat das ausdrücklich befohlen.“⁴¹ Das Kriegstagebuch des Wehrmachtführungsstabs bemerkte dazu bereits am 10. Mai 1943:

*Auf Befehl des Führers sind dem SS-Panzer-Korps 75 Panzer IV, 30 Sturmgeschütze und 20 Panzer VI (Tiger) zuzuweisen. Das bedeutet 50 % des gesamten Nachschubes an Panzer IV zum Osten. Das SS-Panzer-Korps steht materialmäßig bedeutend besser als alle anderen Panzer-Divisionen.*⁴²

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass selbst ein ehemaliger Angehöriger der Division „Götz von Berlichingen“ im Interview sagte, seine Truppe sei besser ausgerüstet gewesen als die Wehrmacht.⁴³ Dabei war die ab Ende 1943 aufgestellte Division „Götz von Berlichingen“ zwar gut, aber nicht überdurchschnittlich mit Waffen und Gerät ausgestattet (Zetterling 2000: 363-369; Lieb 2014: 348.). Die anderen befragten SS-Veteranen bestritten, dass ihre Divisionen besser ausgerüstet gewesen seien als entsprechende Heeresverbände. Selbst die Mehrzahl der ehemaligen Angehörigen der Stammdivisionen der Waffen-SS leugnete die Tatsache, dass ihre Verbände bei der Zuteilung von Waffen zumindest zeitweilig bevorzugt worden waren.

Fast alle interviewten SS-Veteranen distanzieren sich davon, politische Soldaten oder eine NS-Elite gewesen zu sein. „Nie und nimmer“ hätten sie sich als politische Soldaten gefühlt, betonte ein ehemaliger SS-Unterscharführer der „Leibstandarte“, welcher der Truppe bereits 1938 beigetreten war.⁴⁴ Nur ein einziger SS-Veteran sagte, er betrachte die Waffen-SS als NS-Elite und ihre Angehörigen als politische Soldaten.⁴⁵ Dagegen gaben fünf der befragten Veteranen als einen Grund für ihr Elite-Selbstverständnis an, ihre Vorgesetzten seien „vortreffliche Kommandeure“ oder Vorbilder gewesen.⁴⁶ Zwei Veteranen meinten, an die Soldaten der Waffen-SS seien von der militärischen Führung höhere Maßstäbe angelegt worden, was sich etwa darin geäußert habe, dass man bei der Waffen-SS mehr als beim Heer hätte leisten müssen, um Orden zu erhalten.⁴⁷ Schließlich ist noch ein Grund beachtenswert, den zwei ehemalige Angehörige der „Leibstandarte“ nannten, nämlich eine höhere Motivation aufgrund des relativ geringen Alters der Waffen-SS-Soldaten:

41 Privatarchiv Rüdiger von Manstein, Icking, Nachlass Erich von Manstein, Entstehung, Durchführung und Abschluss „Zitadelle“, Zeittafel mit Hinweis auf wichtige Dokumente, S. 11 sowie Handakte des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Süd, Mai 1943, unpag.

42 KTB-OKW (1990), Bd. 3/1, S. 458. Das SS-Panzerkorps bestand zu jener Zeit aus den Divisionen „Leibstandarte“, „Das Reich“ und „Totenkopf“. Bis zum 30.6.1943 war das Korps nicht nummeriert. Am 1.7.1943 wurde es in II. SS-Panzerkorps umbenannt (Weidinger 1986: 152).

43 Interview mit Valentin L., 25.11.2011.

44 Interview mit Rudolf L., 16.7.2011.

45 Interview mit Fritz K., 30.7.2011. Fritz K. hatte sich 1941 zur Waffen-SS gemeldet und diente zuletzt als SS-Oberscharführer bei der „Leibstandarte“.

46 Interviews mit Friedrich K. („Leibstandarte“), 30.10.2010; Gustav B. („Hitlerjugend“), 27.11.2010; Günther L. („Wiking“), 1.10.2011 (Zitat); Wilhelm K. („Hitlerjugend“, „Götz von Berlichingen“), 25.11.2011; Valentin L. („Götz von Berlichingen“), 25.11.2011.

47 Interviews mit Georg D. („Das Reich“, „Wiking“), 7.3.2011; Wilhelm K. („Hitlerjugend“, „Götz von Berlichingen“), 25.11.2011.

Wir waren eine junge Truppe, wir waren ja alles junge Männer im Alter von 18, 19, 20, 21 höchstens, in dieser Alterskategorie. Mit denen konnte man was anfangen. In einer Wehrmachtskompanie, wie uns ein Wehrmachtsangehöriger auch mal erzählt hat [...], da sind vielleicht 20 Verheiratete drin. Da ist eine Stimmung im Krieg ganz anders. Da ist bei den Leuten der Kopf mehr bei der Familie vielleicht als wie beim Feind.⁴⁸

Auf eine Wechselbeziehung zwischen jugendlichem Alter und „Draufgängertum“ an der Front ist in der Forschung bereits hingewiesen worden. So heißt es in René Rohr-kamps Studie über die Waffen-SS:

Die Verluststruktur im Juli [1944] zeigt dann aber eindeutig, dass die Zugehörigkeit zu einer Waffen-SS-Division bei den Kämpfen an der Westfront mit einer höheren Wahrscheinlichkeit zu sterben einherging. Die Zahlen weisen auf eine höhere Kampfintensität hin. Der sehr junge Personalbestand vor allem der im Westen eingesetzten 9., 10., 12. und 17. SS-Division, aber auch der aufgefrischten 1. und 2. [SS-Panzer-Division] spricht hier für eine nun auch empirisch ableitbare Korrelation zwischen nationalsozialistischer Erziehung bzw. Indoktrination und einer erhöhten Risikobereitschaft auf dem Schlachtfeld (Rohrkamp 2010: 117).⁴⁹

Wie Frederik Müllers in seiner Untersuchung zu Fallschirmjägern und Angehörigen der Waffen-SS gezeigt hat, war die politische Indoktrination bei kampfstarken „Eliteverbänden“ tatsächlich ein nicht zu vernachlässigender Faktor (Müllers 2012: 47-73, 85). Allerdings könnten die höheren Verluste jugendlicher Soldaten auch auf die intrinsische Motivation von Jugendlichen zurückzuführen sein, die noch nicht an Ehefrauen, Kinder oder selbst geschaffene materielle Werte gebunden sind wie viele ältere Soldaten. Abenteuerlust, „jugendlicher Leichtsinn“ und Unerfahrenheit junger Menschen dem Wert des Lebens gegenüber – welchen Einfluss diese Faktoren auf die Motivation und damit auch auf den Kampfwert militärischer Verbände haben, muss in Zukunft noch erforscht werden.⁵⁰

Vom „Wir“ zum „Ich“: Gruppennarrativ versus individuelle Motivation

Am Schluss der Untersuchung zu den Selbstbildern von SS-Veteranen soll auf die Aussagen eines einzelnen Soldaten noch etwas näher eingegangen werden, weil sie die Diskrepanz zwischen dem offiziellen Selbstbild der ehemaligen Waffen-SS und den persönlichen Erfahrungen eines ihrer Angehörigen verdeutlichen. Dabei ist bemerkenswert, dass dieser Veteran das offizielle Selbstbild zwar verinnerlicht, seine eigene Lebenserzählung damit jedoch nicht überschrieben hat.

48 Interview mit Karl H., 14.11.2011. Ähnlich Josef S. in einem Brief an den Verfasser vom 8.11.2010: „Die Waffen-SS waren Verbände mit ganz jungen Menschen mit einer anderen Lebenseinstellung wie [sic!] ältere Soldaten, die Verpflichtungen hatten, wir waren mehr oder weniger unbedarft.“

49 Rohr-kamps Studie hat leider erhebliche methodische Schwächen und ist daher als Grundlage für weitere Forschungen nur bedingt nützlich.

50 Ein weiterer interessanter Gedanke, der Rohr-kamps Argumentation widerspricht, findet sich – hier speziell zum überdurchschnittlich hohen Anteil der Führerverluste der Waffen-SS – bei Wegner 1999: 284, Anm. 96.

Im Oktober 2010 fragte der Verfasser einen ehemaligen Soldaten der „Leibstandarte“ schriftlich, warum er sich zur Waffen-SS gemeldet habe.⁵¹ Josef S., der befragte Veteran, antwortete mit einem längeren Schreiben, in dem er auffälligerweise nicht die Ich-Form benutzte, sondern durchgängig von „der Waffen-SS“, „der Jugend“ oder von „Wir“ sprach:

Die ersten Waffen-SS-Divisionen zu Beginn des Krieges machten durch ihre militärischen Erfolge auf sich aufmerksam, was zur Folge hatte, dass viele Kriegsfreiwillige sich zu dieser Truppe gemeldet haben. [...] Der Jugend war fürs Weiterkommen Tür und Tor geöffnet, die Waffen-SS hat in dieser Richtung die richtigen Parolen bekannt gemacht. Eine junge Truppe mit frischem Schwung, wo der Umgang vom Mann zu den Dienstgraden abgebaut wurde.⁵² [...] Die Jugend sah Deutschland in Gefahr und eilte zu den Fahnen, wie die Regimenter im ersten Weltkrieg bei Langemark [sic!], man muss diese Einstellung aus der Zeit heraus betrachten und nicht nach 60/70 Jahren aus dem Hinterhalt [sic!]. So hat aus meiner Sicht eine freiwillige Meldung zu dieser Truppe mit Nationalsozialismus nichts zu tun [gehabt], es ging um Deutschlands Auferstehung aus einem Tal der Tränen, hervorgerufen durch das Versailler Diktat.⁵³

Der Verfasser gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden und hakte nach, wobei er betonte, dass es um die ganz persönlichen Motive von Josef S. ginge, nicht um die Motivation „der Waffen-SS“ im Allgemeinen.⁵⁴ Daraufhin legte Josef S. in einem weiteren Schreiben seine persönlichen Gründe offen: Nach dem Abschluss der Volksschule und der Absolvierung einer vierjährigen Lehre habe er den Wunsch gehabt, Polizist zu werden. Er habe sich 1938 bei einer Polizei-Einheit erkundigt und die Auskunft erhalten, er „müsse zuerst ‚gedient‘ haben, d. h. 6 Monate RAD und zwei Jahre Wehrmacht, dann bestünde die Aussicht auf einen Beitritt“.⁵⁵ Daraufhin, so Josef S. weiter, habe er sich freiwillig zur Heeres-Flak gemeldet. Er sei angenommen worden, habe aber ab April 1939 zunächst seinen Arbeitsdienst ableisten müssen, anschließend, im Oktober 1939, sollte er seinen Dienst bei der Flak beginnen. „Ich hatte also den ersten Schritt zu meinem beruflichen Wunsch getan, ich wollte zur Polizei.“ Aber dann, so Josef S., sei „das böse Erwachen“ gekommen, denn mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 sei seine Entlassung aus dem RAD „vertagt“ worden,

51 Brief des Verfassers an Josef S. vom 30.10.2010. Die Frage lautete wörtlich: „Was war Ihr Hauptbeweggrund, sich zur Waffen-SS zu melden?“

52 Gemeint ist, dass zwischen Vorgesetzten („Dienstgraden“) und Untergebenen („Mann“) ein besonders kameradschaftliches Verhältnis geherrscht habe – eine Aussage, die von vielen der befragten Veteranen gemacht wurde.

53 Brief von Josef S. vom 8.11.2010.

54 Brief des Verfassers an Josef S. vom 19.11.2010, wörtlich: „Was war Ihr ganz persönliches Motiv, sich zur Waffen-SS zu melden und nicht beispielsweise zur Luftwaffe oder zu einer Freiwilligen-Division des Heeres wie ‚Großdeutschland‘? Was hat Sie ganz besonders angesprochen bzw. (falls Sie direkt geworben wurden) welches Argument hat Sie überzeugt?“

55 Brief von Josef S. vom 27.11.2010, daraus auch die folgenden Zitate.

wir bekamen eine gelbe Armbinde „Deutsche Wehrmacht“ und mussten uns bereit halten für irgendwelche kriegerischen Einsätze. [...] Meinen Freiwilligen-schein zur Flak musste ich dem zuständigen Wehrbezirkskommando zurück schicken, jetzt war ich Freiwild geworden, meine Träume waren geplatzt.

Allerdings, so Josef S. weiter, habe er neue Hoffnung geschöpft, als er erfuhr, dass die Polizei Freiwillige suche. Sofort habe er sich gemeldet.

Im Herbst 1939 kam dann von Bitburg ein Musterungsbescheid, wo ich dann auch hinfahren konnte. Polizisten habe ich dort keine gesehen, dafür graue SS-Führer, die mich als tauglich eingestuft haben, so weit so gut. Bei der anschließenden Besprechung lag mein Gesuch auf dem Tisch, die kannten also meinen Wunsch. Der rote Faden aber war, wenn ich zur Verfügungstruppe ging[e], hätte ich ein besseres Sprungbrett, bei der Polizei anzukommen, denn die Polizei würde später mit diesen Einheiten aufgestockt usw., es wäre für mich der richtige Weg. Nach kurzer Überlegung und Beantwortung meiner Fragen glaubte ich, diesen Weg einschlagen zu sollen. Leider hatte ich bis dahin überhaupt keinen Schimmer, was die Verfügungstruppe, später Waffen-SS, für eine Formation war. Sie war bei uns im Rheinland auch bis dahin völlig unbekannt, oder man hat nicht darauf geachtet. Einerseits wollte ich aus dem RAD heraus, [andererseits] nicht zu irgendeiner ungeliebten Truppe eingezogen werden, also machte ich kurzen Prozess, Unterschrift und fertig. [...] Wie ich später erfahren habe, waren nicht wenige den gleichen Weg auf Empfehlung gegangen. Immerhin verstanden diese Herrn⁵⁶ ihr Handwerk, das mit zunehmender Kriegsdauer härter wurde.⁵⁷

Waffen-SS und Heer: Selbstbild gegen Fremdbild

Unzweifelhaft herrschte während des Zweiten Weltkriegs zwischen Heer und Waffen-SS ein starkes Konkurrenzverhältnis. Das hatte viele Gründe, etwa Himmlers Drang, die bewaffneten SS-Verbände immer weiter auszubauen, um dem Heer schließlich eine gleichrangige SS-Armee entgegenstellen zu können (Longerich 2010: 700f.). Möglicherweise verfolgte Himmler dabei sogar das Ziel, die Wehrmacht eines Tages durch die Waffen-SS abzulösen (Leleu 2007: 101ff.). Die Sonderstellung der Waffen-SS, die zwar im Kriegseinsatz dem Heer unterstand, aber ihren „direkten Draht“ zu Himmler behielt, sorgte beim Heer genauso für Argwohn und Ärger wie die Tatsache, dass sich die Waffen-SS immer wieder der Kontrolle durch die Wehrmacht entziehen konnte, beispielsweise bei der Zuteilung von Waffen oder Personal (Leleu 2007: 590-598). Am 17. August 1943 schrieb ein Offizier des Generalstabs des Heeres, der zur Heeresgruppe Süd geschickt worden war, um sich über die Erfahrungen der Frontkommandeure berichten zu lassen:

⁵⁶ Gemeint sind die SS-Werber.

⁵⁷ Dass die Schutzpolizei massiv für die SS-Verfügungstruppe bzw. für die Waffen-SS warb, hat die Forschung bestätigt (Rempel 1980: 120, Anm. 37; Lehnhardt 2017: 119).

Als bedeutsamer Faktor wurde von vielen Stellen die Zurücksetzung des Heeres gegenüber der Luftwaffe und Waffen-SS in jeder Hinsicht bezeichnet. Die moralische Rückwirkung auf das Heer macht sich in zunehmendem Maße bemerkbar.⁵⁸

Einige Kommandeure der Waffen-SS warfen dagegen dem Heer vor, es würde die SS-Verbände absichtlich „verheizen“ (Höhne 1992: 434). Diese Behauptung taucht auch in den Memoiren von SS-Veteranen auf, etwa bei Willi Rogmann, einem langjährigen und hoch dekorierten Angehörigen der „Leibstandarte“:

Denn wir unterstanden ja Wehrmachtsgenerälen, die uns, die Waffen-SS, aber mitunter auch unter aller Würde behandelten, und uns ins Feuer schickten, um „ihre“ Divisionen zu schonen. Ich könnte ein Lied darüber singen (Rogmann 2009: 18).

Offenbar teilte diese Ansicht aber nur eine Minderheit unter den SS-Veteranen. Denn von den 68 interviewten ehemaligen Soldaten der Waffen-SS sagten lediglich drei, sie hätten während des Krieges eine Konkurrenz oder ein gespanntes Verhältnis zum Heer empfunden, und nur einer davon meinte, seine Kameraden und er hätten den Eindruck gehabt, das Heer wolle sie „verheizen“.⁵⁹ Die meisten befragten SS-Veteranen berichteten hingegen, dass zwischen Waffen-SS und Heer ein gutes, kameradschaftliches Verhältnis geherrscht habe.

Doch wie war es umgekehrt? Erinnerten sich Veteranen des Heeres später an ein Konkurrenzverhältnis? Und wie sahen sie die Waffen-SS im Rückblick? Um diese Fragen zu beantworten, wurde parallel zu den Interviews mit den SS-Veteranen auch eine Befragung von ehemaligen Soldaten des Heeres durchgeführt. Dabei wurden insgesamt 43 Veteranen befragt, davon 42 telefonisch und einer persönlich. Im Gegensatz zu den SS-Veteranen erklärten sich sämtliche kontaktierten ehemaligen Heeresangehörigen bereit, Interviews zu geben. Allerdings erwiesen sich bei weitem nicht alle Interviews als brauchbar für die Untersuchung. Denn aussagekräftig waren nur die Erzählungen solcher Soldaten, die zusammen mit SS-Verbänden an der Front gekämpft hatten. Viele der befragten Heeresveteranen hatten während des Krieges entweder überhaupt keinen Kontakt mit SS-Soldaten gehabt, oder die Begegnungen waren so kurz, dass dabei unmöglich ein nachhaltiger Eindruck entstehen konnte, was die Befragten mitunter selbst einräumten. Von den 43 Interviews waren deshalb nur 24 für die vorliegende Untersuchung brauchbar.

Die 24 Veteranen stellen freilich in keiner Weise einen repräsentativen Querschnitt des deutschen Heeres dar. Die meisten von ihnen gehörten materiell sehr gut ausgestatteten gepanzerten Verbänden an. Für die Fragestellungen dieses Beitrags ist dies allerdings eher von Vorteil, weil dadurch eine bessere Vergleichbarkeit mit jenen gepanzerten Verbänden der Waffen-SS gegeben ist, mit denen die meisten befragten Heeresoldaten an der Front zusammen kämpften. Denn ein einfacher Infanterist der Wehrmacht musste sich gegenüber den Soldaten eines gepanzerten Verbands der Waffen-SS von

58 Bericht des Majors i. G. Ferber über die Reise zur H.Gr. Süd vom 12. bis 16.8.43, 17.8.1943 (BArch, RH 10/54, Bl. 102-114, Zitat Bl. 109, Hervorhebungen im Original).

59 Interview mit Heinz L. („Totenkopf“), 22.10.2010.

vorn herein benachteiligt fühlen, während das bei einem Angehörigen eines gepanzerten Verbands des Heeres nicht zwangsläufig der Fall war. Dies gilt insbesondere für die Elitedivision des Heeres schlechthin, die Panzergrenadier-Division „Großdeutschland“, der fünf der befragten Veteranen angehört hatten.⁶⁰ Weitere vier Veteranen hatten während des Krieges bei schweren Panzerabteilungen gedient, die mit dem besonders kampfstarken und bei der Truppe begehrten „Tiger“ ausgerüstet waren. Ein anderer interviewter Soldat gehörte seinerzeit der schweren Panzerjäger-Abteilung 653 an, einem materiell ebenfalls außergewöhnlich gut ausgestatteten Verband. (Münch 1997). Acht Veteranen dienten bei der Sturmartillerie, die während des Krieges hohes Ansehen genoss und deren Angehörige sich nicht selten ebenfalls als Elite betrachteten. Bereits in einer zeitgenössischen Veröffentlichung heißt es: „Wo Sturmgeschütze gegen den Feind rollen, liegt immer der Brennpunkt der Schlacht“ (Müller 1944: 22). Zudem setzten sich die Verbände der Sturmartillerie zumeist aus Freiwilligen zusammen, und die Sturmgeschütze selbst galten als die effizientesten deutschen Kampffahrzeuge; sie erreichten Ende 1943 das beste Verhältnis zwischen Produktionszahlen, geringen eigenen und hohen gegnerischen Verlusten sowie einsatzbereiten Fahrzeugen.⁶¹

Fünf der übrigen sechs befragten ehemaligen Heeressoldaten hatten folgenden Verbänden angehört: 21. Panzer-Division, 28. Jäger-Division, 4. Gebirgs-Division, 7. Gebirgs-Division und 30. Infanterie-Division. Der sechste Soldat, Tönniges von Zastrow, war während des Krieges Dritter Generalstabsoffizier (Ic) beim Panzerarmee-Oberkommando 5.⁶² Als Oberstleutnant hatte er zugleich den höchsten Dienstgrad aller befragten Heeresveteranen bekleidet.

Genau wie bei den 68 interviewten SS-Veteranen sind auch bei den 24 ehemaligen Angehörigen des Heeres die Mannschaftsdienstgrade deutlich unterrepräsentiert: Die Gruppe der Befragten umfasst nur sieben Obergefreite und zwei Gefreite, dafür aber zehn Offiziere, einen Oberfeldwebel, zwei Feldwebel und zwei Unteroffiziere.⁶³ Die Fragen, die sämtlichen Interviewpartnern in Bezug auf die Waffen-SS gestellt wurden, lauteten: War die Waffen-SS eine Elite, und falls ja, weshalb? Wie war das Verhältnis zur Waffen-SS; gab es Konkurrenz? Wurden SS-Divisionen bevorzugt ausgerüstet? Wurde die Waffen-SS bei Ordensverleihungen gegenüber dem Heer favorisiert? Beginnen Soldaten der Waffen-SS mehr Verbrechen oder kämpften sie brutaler als Angehörige der Wehrmacht? War die Waffen-SS eine besonders nationalsozialistische Truppe und ihre Angehörigen „politische Soldaten“?

20 der 24 Heeresveteranen bejahten die Frage, ob die Waffen-SS eine Elite gewesen sei. Als Gründe nannten die meisten der Befragten eine sehr gute Ausrüstung sowie besonders große kämpferische Leistungen, die sich vor allem in einer außergewöhnlichen Standfestigkeit im Gefecht gezeigt habe. Jeder Dritte der Befragten erzählte spontan, die Heeressoldaten seien immer froh oder beruhigt gewesen, wenn sie SS-Verbände als Frontnachbarn hatten, denn dann hätten sie sich sicherer gefühlt. Diese Aus-

60 Im Sommer 1943 war die Division „Großdeutschland“ die am besten ausgerüstete deutsche Division (Töppel 2014: 320ff.).

61 Vortragsnotiz des Panzeroffiziers beim Chef des Generalstabs des Heeres vom 6.12.1943 (Abschrift, BArch, RH 10/59, Bl. 102-105).

62 Für die Vermittlung des Kontakts zu Tönniges von Zastrow danke ich Dr. Peter Lieb (Potsdam).

63 Zur Verteilung der Dienstgrade bei Verbänden des Heeres siehe Müller-Hillebrand 1954: 73; Creveld 1989: 61f., 68.

sage machte auch einer jener vier Veteranen, welche die Waffen-SS nicht als Elite betrachteten.⁶⁴ Vier Soldaten sagten zudem aus, die Waffen-SS sei eine Elite gewesen, weil sie immer an den Brennpunkten gekämpft habe. Ebenfalls vier Heeresveteranen meinten darüber hinaus, die SS-Soldaten hätten eine besonders hohe Motivation oder größeren Enthusiasmus als die Soldaten der Wehrmacht gehabt oder seien besser ausgebildet gewesen.

Die vier Heeressoldaten, welche die Waffen-SS nicht als Elite bezeichneten, lobten dennoch die militärischen Leistungen jener SS-Verbände, die sie an der Front selbst erlebt hatten. Tönniges von Zastrow, der den Begriff „Elite“ an sich als „unpassend“ ablehnte, bezeichnete die Waffen-SS-Divisionen als „sehr gut“ und ihre Angehörigen als „hervorragende Soldaten und harte Kämpfer“.⁶⁵ Allerdings sei eine Konkurrenz zwischen Heer und Waffen-SS „auf jeden Fall“ zu spüren gewesen. Außer Zastrow sagten indes nur zwei weitere der befragten Heeresveteranen, dass sie eine Rivalität zur Waffen-SS verspürt hätten. Josef Mühlbauer, ein Feldwebel der 7. Gebirgs-Division, meinte, das Verhältnis zu den Soldaten der 6. SS-Gebirgs-Division „Nord“, mit denen er an der Front persönlich Kontakt hatte, sei immer kameradschaftlich gewesen. Gleichwohl hätten die Angehörigen seiner Division gegenüber den Waffen-SS-Soldaten Neid empfunden, weil sie besser ausgerüstet gewesen seien.⁶⁶ Auch Otto Carius, damals Oberleutnant bei der schweren Panzerabteilung 502, erzählte, die Heeressoldaten seien auf die Waffen-SS-Angehörigen neidisch gewesen, weil sie eine bessere Ausrüstung gehabt hätten. Außerdem seien die Waffen-SS-Soldaten „etwas arrogant“ gewesen, aber diese Arroganz, so Carius weiter, sei durchaus berechtigt gewesen, weil sie so große kämpferische Leistungen vollbracht hätten.⁶⁷

Die Überzeugung, die Waffen-SS sei besser ausgerüstet gewesen als das Heer, äußerten 20 der 24 befragten Heeresveteranen. Dagegen glaubten nur drei, die Waffen-SS sei bei der Verleihung von Orden bevorzugt worden. Zwei davon gehörten zur schweren Panzerabteilung 503, deren Angehörige bei der Verleihung mit höchsten Orden offenbar tatsächlich benachteiligt wurden, allerdings nicht nur gegenüber einigen SS-Verbänden, sondern auch im Vergleich zu ihren Schwesterabteilungen des Heeres (Töppel 2012: 182f.).⁶⁸ Zwei der 24 befragten Veteranen meinten dagegen, die Waffen-SS sei bei der Verleihung von Auszeichnungen nicht bevorzugt, sondern benachteiligt worden.⁶⁹

64 Interview mit Alfred Rubbel (schwere Panzerabteilung 503), 26.11.2010. Rubbel (1921-2013) veröffentlichte noch kurz vor seinem Tod seine Kriegserinnerungen (Rubbel 2012).

65 Interview mit Tönniges von Zastrow, 16.5.2011. Dem Panzerarmee-Oberkommando 5, bei dem Zastrow ab dem 5.7.1944 als Ic eingesetzt war, unterstanden Mitte Juli 1944 folgende Divisionen: 2. und 21. Panzer-Division, 271., 272., 276., 277., 346. und 711. Infanterie-Division, 16. Luftwaffen-Felddivision sowie 1., 9., 10. und 12. SS-Panzer-Division (Tessin 1965: 283; Wegmann/Zweng 1998: 199).

66 Interview mit Josef Mühlbauer, 12.9.2011.

67 Interview mit Otto Carius, 19.2.2011. Carius (1922-2015) wurde nach dem Zweiten Weltkrieg durch seine Erinnerungen mit dem Titel „Tiger im Schlamm“ (1960) außerordentlich bekannt.

68 Interview mit Alfred Rubbel, 25.6.2011; Interview mit Richard von Rosen, 5.3.2011. Neben Rubbel hat auch Richard von Rosen Kriegserinnerungen veröffentlicht (Rosen 2013). Von Heinrich Timpe (1923-2015), dem dritten Veteranen, der die Meinung äußerte, die Waffen-SS sei bei Ordensverleihungen bevorzugt worden (Interview am 18.4.2011), liegen ebenfalls Memoiren vor (Timpe 2013). Zu Timpe siehe auch Scherzer 2007: 180.

69 Interviews mit Hermann Herz (Leutnant bei der Sturmgeschütz-Abteilung 261), 26.3.2011 und Kurt Klusmeier (Oberjäger bei der 28. Jäger-Division), 23.5.2011. Diese Ansicht äußerte darüber hinaus auch

Die Frage, ob die Waffen-SS eine besonders nationalsozialistische Truppe und ihre Angehörigen „politische Soldaten“ gewesen seien, beantworteten fünf Soldaten mit Ja, 19 mit Nein. Nur drei der 24 Veteranen äußerten die Meinung, die Waffen-SS habe brutaler gekämpft oder mehr Kriegsverbrechen begangen als das Heer. Insgesamt ließ sich demnach bei den befragten Heeresveteranen ein überaus positives Bild der Waffen-SS feststellen.

Fazit

Abschließend soll noch einmal auf die eingangs gestellten Leitfragen der Untersuchung zurückgekommen werden: Wie stark wurde das offizielle Selbstbild „der“ Waffen-SS, das durch die Publikationen der HIAG vermittelt wurde, von einzelnen ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS verinnerlicht? Gab es ein einheitliches Waffen-SS-Narrativ, das alle ehemaligen Angehörigen dieser Truppe auch als ihre eigene lebensgeschichtliche Erzählung tradierten? Letztere Frage kann mit einem klaren Nein beantwortet werden. Die Interviews zeugen im Gegenteil von einer großen Heterogenität des Selbstbilds der befragten SS-Veteranen. Das wurde bereits bei der Frage deutlich, ob die Waffen-SS eine Elite gewesen sei. Immerhin 20 der 68 befragten ehemaligen SS-Angehörigen beantworteten diese Frage mit Nein, darunter auch solche Veteranen, die zu den Stamm- und Kerndivisionen der Waffen-SS gehört hatten. Selbst unter den befragten Angehörigen der „Garde des Führers“⁷⁰, der 1. SS-Panzer-Division „Leibstandarte SS Adolf Hitler“, reichte die Meinung von „Wir waren die besten Soldaten der Welt“⁷¹ bis zur Aussage, als Elite hätten sie sich nicht gefühlt, das sei vor allem eine Erfindung von „Glatzköpfen der rechten Szene“.⁷²

Nur relativ wenige der befragten SS-Veteranen hatten das von Paul Hausser geprägte Bild verinnerlicht, „Soldaten wie andere auch“ gewesen zu sein. Bei vielen der Interviewten herrschte demgegenüber die Meinung vor, sie seien etwas Besonderes gewesen, und zwar vor allem durch ihre militärischen Leistungen. Dagegen widersprachen fast alle Befragten vehement der Aussage, sie seien politische Soldaten oder eine NS-Elite gewesen. Hierbei handelt es sich in vielen Fällen sicherlich um eine Schutzbehauptung der Nachkriegszeit, denn die Waffen-SS warb seinerzeit nachweislich mit dem Argument, eine besonders große Affinität zu Hitler oder zum Nationalsozialismus zu haben. Bemerkenswert ist freilich, dass auch die meisten befragten Heeresveteranen sagten, die Waffen-SS sei keine besonders nationalsozialistisch ausgerichtete Truppe gewesen. Ob die Heeresveteranen dabei selbst SS-Narrative aus der Nachkriegszeit übernommen haben oder ob sie die Waffen-SS schon während des Krieges politisch als „Soldaten wie andere auch“ betrachteten, ließe sich aber nur durch weitere Forschungen klären.

Georg Bose (1921-2011), ein Ritterkreuzträger der Sturmgeschütz-Abteilung 177, im Interview am 21.2.2011. Bose wurde allerdings für die Auswertung nicht berücksichtigt, da er laut eigener Aussage zwar 1945 in Ungarn mehrfach mit SS-Soldaten zusammentraf, aber nicht mit SS-Einheiten zusammen kämpfte. Von Bose liegen ebenfalls Kriegserinnerungen vor (Bose 2005).

⁷⁰ Der SS-Veteran Horst S. erinnerte sich im Interview am 20.8.2013 noch an das „Marschlied der Leibstandarte“, das seine Einheit mit folgendem Kehrreim gesungen habe: „Wir sind die Garde, die unser Führer liebt, ja liebt, die stolze Leibstandarte, die nur kämpft und sich nie ergibt.“

⁷¹ Interview mit Rudolf L., 16.7.2011; Brief von Rudolf L. an den Verfasser, 22.7.2011.

⁷² Brief von Josef S. an den Verfasser, 8.11.2010.

LITERATUR

- Bodenschatz, Karl (1935): *Jagd in Flanderns Himmel*. Aus den sechzehn Kampfmöneten des Jagdgeschwaders Freiherr von Richthofen, München.
- Böhler, Jochen und Robert Gerwarth (Hg.) (2017): *The Waffen-SS. A European History*, Oxford.
- Bose, Georg (2005): „Ob’s stürmt, oder schneit...“! Mit meinem Sturmgeschütz im Einsatz, Einhausen.
- Bremm, Klaus-Jürgen (2018): *Die Waffen-SS. Hitlers überschätzte Prätorianer*, Darmstadt.
- Carius, Otto (1960): *Tiger im Schlamm*. Die 2./schw. Pz.-Abt. 502 vor Narwa und Dünaburg, Neckargemünd.
- Casagrande, Thomas (2015): *Südtiroler in der Waffen-SS. Vorbildliche Haltung, fanatische Überzeugung*, Bozen.
- Crevelde, Martin van (1989): *Kampfkraft. Militärische Organisation und militärische Leistung 1939-1945*, Freiburg.
- Cüppers, Martin (2005): *Wegbereiter der Shoa. Die Waffen-SS, der Kommandostab Reichsführer-SS und die Judenvernichtung 1939-1945*, Darmstadt.
- Einer, F.G. [Joachim Ruoff] (1987): *Treu ihrem Volk. Das Selbstverständnis der Soldaten der Waffen-SS*, Osnabrück.
- Förster, Jürgen (2015): Was wäre die Waffen-SS ohne den Generalstab gewesen? Zur strukturellen Zusammenarbeit von Heer und SS, in: Michael Jonas, Ulrich Lappenküper und Oliver von Wrochem (Hg.): *Dynamiken der Gewalt. Krieg im Spannungsfeld von Politik, Ideologie und Gesellschaft*, Paderborn, 211-240.
- Gentile, Carlo (2012): *Wehrmacht und Waffen-SS im Partisanenkrieg: Italien 1943-1945*, Paderborn.
- Harten, Hans-Christian (2014): *Himmlers Lehrer. Die Weltanschauliche Schulung in der SS 1933-1945*, Paderborn.
- Hausser, Paul (1988): *Soldaten wie andere auch. Der Weg der Waffen-SS*, 3. Aufl., Osnabrück.
- Heder, Eberhard F. (1994): *Über die Leistung der Waffen-SS*, Warburg (Ms.).
- Hitler (1995). *Reden, Schriften, Anordnungen*. Februar 1925 bis Januar 1933, hg. vom Institut für Zeitgeschichte, Bd. II A: *Außenpolitische Standortbestimmung nach der Reichstagswahl Juni-Juli 1928*, München.
- Hitlers Zweites Buch (1961). *Ein Dokument aus dem Jahr 1928*, eingeleitet und kommentiert von Gerhard L. Weinberg, Stuttgart.
- Höhne, Heinz (1992): *Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS*, Augsburg [Erstauflage 1967].
- Jentz, Thomas L. (Hg.) (1996): *Panzertruppen. The Complete Guide to the Creation & Combat Employment of Germany’s Tank Force*, Bd. 2: 1943-1945, Atglen (Pennsylvania).
- Keegan, John (1981): *Die Waffen-SS*, München.
- Kempe, Fritz (1943): *Das Gesicht des deutschen Soldaten*, Berlin.
- Kliemann, Kurt-Gerhard (1965): *Die Waffen-SS. Eine Dokumentation*, Osnabrück.
- Klusmeier, Kurt (2013): *Von Leningrad bis Breslau. Tagebuch eines Infanteristen von 1942 bis 1945*, München.
- KTB-OKW (1990): *Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab) 1940-1945*, geführt von Helmuth Greiner und Percy E. Schramm, hg. von Percy E. Schramm, 8 Bde., Sonderausgabe, Bonn.
- Lehnhardt, Jochen (2014): *Die Inszenierung des nationalsozialistischen Soldaten: Die Waffen-SS in der NS-Propaganda*, in: Jan Erik Schulte, Peter Lieb und Bernd Wegner (Hg.): *Die Waffen-SS. Neue Forschungen*, Paderborn, 377-391.
- Lehnhardt, Jochen (2017): *Die Waffen-SS: Geburt einer Legende. Himmlers Krieger in der NS-Propaganda*, Paderborn.
- Leleu, Jean-Luc (2007): *La Waffen-SS. Soldats politiques en guerre*, Paris.

- Lieb, Peter (2014): Militärische Elite? Die Panzerdivisionen von Waffen-SS und Wehrmacht in der Normandie 1944 im Vergleich, in: Jan Erik Schulte, Peter Lieb und Bernd Wegner (Hg.): Die Waffen-SS. Neue Forschungen, Paderborn, 336-353.
- Lieb, Peter (2019): The Waffen-SS: A Criminal Military Elite? The SS-Karstwehr Battalion/24th Waffen-Gebirgs-(Karstjäger) Division der SS in Slovenia and Italy 1943-45, in: Global War Studies [im Druck].
- Longerich, Peter (2010): Heinrich Himmler. Biographie, München.
- Mehner, Kurt (1995): Die Waffen-SS und Polizei 1939-1945. Führung und Truppe, Norderstedt.
- Merkel, Franz Josef (2010): General Simon. Lebensgeschichte eines SS-Führers. Erkundungen zu Gewalt und Karriere, Kriminalität und Justiz, Legenden und öffentlichen Auseinandersetzungen, Augsburg.
- Meyer, Hubert (1995/96): Kriegsgeschichte der 12. SS-Panzerdivision „Hitlerjugend“. 2 Bde., 3. Aufl., Coburg.
- Müller, Walter (1944): Sturmgeschütze vor! Ein Buch der Sturmartillerie, Berlin.
- Müller-Hillebrand, Burkhart (1954): Das Heer 1933-1945. Entwicklung des organisatorischen Aufbaues, Bd. 1: Das Heer bis zum Kriegsbeginn, Darmstadt.
- Müllers, Frederik (2012): Elite des „Führers“? Mentalitäten im subalternen Führungspersonal von Waffen-SS und Fallschirmjgertruppe 1944/45, Berlin.
- Mnch, Karlheinz (1997): Combat History of schwere Panzerjäger Abteilung 653, formerly the Sturmgeschütz Abteilung 197, Winnipeg (Manitoba).
- Neitzel, Sönke (2002): Des Forschens noch wert? Anmerkungen zur Operationsgeschichte der Waffen-SS, in: Militrgeschichtliche Zeitschrift 61, 403-429.
- Rempel, Gerhard (1980): Gottlob Berger und Waffen-SS Recruitment: 1939-1945, in: Militrgeschichtliche Mitteilungen 27, 107-122.
- Rogmann, Willi (2009): Meine Kriegserlebnisse, Bad Lobenstein.
- Rohrkamp, René (2010): „Weltanschaulich gefestigt Kämpfer“. Die Soldaten der Waffen-SS 1933-1945. Organisation – Personal – Sozialstrukturen, Paderborn.
- Römer, Felix (2012): Kameraden. Die Wehrmacht von innen, München.
- Rosen, Richard von (2013): Als Panzeroffizier in Ost und West. Im Panzer III, Tiger und Knigtiger in Russland, Frankreich und Ungarn, Würzburg.
- Rubbel, Alfred (2012): Im Panzer IV und Tiger an der Ostfront. Das persönliche Kriegstagebuch des Alfred Rubbel Dezember 1939 – Mai 1945, Würzburg.
- Scherzer, Veit (2007): Die Ritterkreuztrger. Die Inhaber des Ritterkreuzes des Eisernen Kreuzes 1939 von Heer, Luftwaffe, Kriegsmarine, Waffen-SS, Volkssturm sowie mit Deutschland verbndeter Streitkräfte nach den Unterlagen des Bundesarchivs, 2. Aufl., Ranis.
- Schulte, Jan Erik, Peter Lieb und Bernd Wegner (Hg.) (2014): Die Waffen-SS. Neue Forschungen, Paderborn.
- Stang, Knut (2009): Ritter, Landsknecht, Legionär. Militrmythische Leitbilder in der Ideologie der SS, Frankfurt am Main.
- Stein, George H. (1967): Geschichte der Waffen-SS, Düsseldorf.
- Steiner, Felix (1993): Die Armee der Geächteten, 5. Aufl., Rosenheim.
- Straner, Peter (1978): Vorwärts – voran, voran! Das Panzerbuch der Waffen-SS, Leoni am Starnberger See.
- Straub, Katharina (2011): Wahrnehmungen und Deutungen von Soldaten der Waffen-SS, in: Welzer, Harald/Sönke Neitzel/Christian Gudehus (Hg.): „Der Führer war wieder viel zu human, viel zu gefühlvoll“. Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht deutscher und italienischer Soldaten, Frankfurt am Main, 315-347.
- Sydnor, Charles W. (1977): Soldiers of Destruction. The SS Death’s Head Division, 1933-1945, Princeton (New Jersey).
- Tessin, Georg (1965): Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939-1945, Bd. 2: Die Landstreitkräfte 1-5, Frankfurt am Main.

- Timpe, Karl-Heinrich (2013): *Der Krieg, wie ich ihn erlebte. Erinnerungen eines Sturmgeschütz-soldaten*, Bayreuth.
- Töppel, Roman (2012): *Das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und der Kampfwert militärischer Verbände*, in: *Zeitschrift für Heereskunde* 76, 180-190.
- Töppel, Roman (2014): *Waffen-SS und Wehrmacht in der Schlacht bei Kursk. Ein Vergleich im operativen Einsatz*, in: Jan Erik Schulte, Peter Lieb und Bernd Wegner (Hg.): *Die Waffen-SS. Neue Forschungen*, Paderborn, 317-335.
- Venohr, Wolfgang (2003): *Die Abwehrschlacht. Jugenderinnerungen 1940-1955*, 2. Aufl., Berlin.
- Wegmann, Günther und Christian Zweng (1998): *Die Dienststellen, Kommandobehörden und Truppenteile des Heeres, 15.10.1935-8.5.1945*, Bd. 1: Nr. 1-10, Osnabrück.
- Wegner, Bernd (1982): *Hitlers politische Soldaten: die Waffen-SS 1933-1945. Studien zu Leitbild, Struktur und Funktion einer nationalsozialistischen Elite*, Paderborn.
- Wegner, Bernd (1999): *Hitlers Politische Soldaten: Die Waffen-SS 1933-1945. Leitbild, Struktur und Funktion einer nationalsozialistischen Elite*, 6. Aufl., Paderborn.
- Weidinger, Otto (1986): *Division Das Reich. Der Weg der 2. SS-Panzer-Division „Das Reich“*, Bd. 4, 2. Aufl., Osnabrück.
- Weingartner, James J. (1975): *Hitler's Guard. The Story of the Leibstandarte SS Adolf Hitler, 1933-1945*, Corbondale (Illinois).
- Weise, Niels (2013): *Eicke. Eine SS-Karriere zwischen Nervenklunik, KZ-System und Waffen-SS*, Paderborn.
- Wenn alle Brüder schweigen (2000). *Großer Bildband über die Waffen-SS*, hg. vom Bundesverband der Soldaten der ehemaligen Waffen-SS e.V., 7. Aufl., Coburg.
- Westemeier, Jens (2010): *Die Junkerschulgeneration – eine militärische Elite des „Führers“? Ergebnisse einer Untersuchung der Absolventen der SS-Führerschulen*, in: *Arbeitskreis Militärgeschichte e.V., Newsletter* 35, 8-13.
- Westemeier, Jens (2014): *Himmlers Krieger. Joachim Peiper und die Waffen-SS in Krieg und Nachkriegszeit*, Paderborn.
- Wilke, Karsten (2011): *Die „Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit“ (HIAG) 1950-1990. Veteranen der Waffen-SS in der Bundesrepublik*, Paderborn.
- Wolf-Roskosch, Florian (2014): *Ideologie der Waffen-SS. Ideologische Mobilmachung der Waffen-SS 1942-45*, Hamburg.
- Zetterling, Niklas (2000): *Normandy 1944. German Military Organization, Combat Power and Organizational Effectiveness*, Winnipeg (Manitoba).

Zusammenfassung

Das öffentliche Selbstbild „der“ Waffen-SS, repräsentiert durch die „Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit der ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS e.V.“, ist in den vergangenen Jahren von der Forschung bereits untersucht worden. Doch wie stark wurde dieses Selbstbild von einzelnen ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS verinnerlicht? Gab es ein einheitliches Waffen-SS-Narrativ, das alle ehemaligen Angehörigen dieser Truppe auch als ihre eigene lebensgeschichtliche Erzählung tradierten, oder wichen die persönlichen Erzählungen von SS-Veteranen vom öffentlichen Selbstbild ab? Um diese Fragen beantworten zu können, wurden insgesamt 68 SS-Veteranen interviewt. Die Ergebnisse der Befragung werden in diesem Beitrag vorgestellt.

Annäherung an die Gewalterfahrungen ehemaliger Heimkinder aus DDR-Spezialheimen

Eine Oral History-Untersuchung

Agnès Arp

1. Einleitung

495.000 Kinder und Jugendliche wurden zwischen 1949 und 1990 in die Heime der DDR-Jugendhilfe eingewiesen, darunter ca. 135.000 in Spezialheime. Das entspricht rund 12.500 Heimeinweisungen pro Jahr und ergibt einen Schnitt von einem Heimkind auf 1.000 DDR-Bürger (Beauftragte der Bundesregierung für die Neuen Länder 2012: 278). In der DDR wurde zwischen Normal- und Spezialheimen unterschieden. In den Normalheimen wurden Minderjährige zwischen drei und 18 Jahren untergebracht, deren Herauslösung aus ihren Familien nur zeitweilig notwendig erschien. Stellte die Jugendfürsorge hingegen erhebliche Erziehungsprobleme fest, wurden die Kinder und Jugendlichen zur „Umerziehung“ in sogenannten Spezialheimen (Spezialkinderheim und Jugendwerkhof) untergebracht (Jörns 2006; Sachse 2012).¹ Spezialkinderheime waren für Kinder zwischen drei und 14 Jahren, Jugendwerkhöfe für Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren. Im Jugendwerkhof konnten die Jugendlichen einen Teilfacharbeiterabschluss erlangen.

Die DDR-Heimerziehung lässt sich in die Kontinuität der „schwarzen Pädagogik“ einordnen, wobei ihre pädagogischen Prinzipien mit dem Konzept der „sozialistischen Umerziehung“ der Kinder und Jugendlichen, die als „schwererziehbar“, „abweichend“ und „unangepasst“ galten, gerechtfertigt wurden. Sie sollten zuverlässige „sozialistische Persönlichkeiten“ werden. In der Realität bediente sich die Umerziehungspraxis jeder denkbaren Methode, die geeignet war, den eigenen Willen dieser Minderjährigen zu brechen (vgl. u. a. May 2011; Sachse 2011; 2013; 2013; Hannemann 1995; Sengbusch 1995; Beyler/Hottenrott 2010; Benz 2014). Dementsprechende Menschenrechtsverletzungen in Heimen der DDR für Kinder und Jugendliche wurden durch verschiedene Untersuchungen in den letzten Jahren nachgewiesen (Arp/Butz/Gebauer/Hofmann/Ritter 2012; Arp/Hofmann/Kalies 2012; Beauftragte der Bundesregierung für die Neuen Länder 2012; Thüringer Ministerium für Soziales, Familie und Gesundheit. Abteilung Jugend, Familie, Sport, Landesjugendamt 2013; Sachse/Knorr/Baumgart 2017). Im Herbst 2012 wurde daraufhin der Fonds Heimerziehung Ost zur Entschädigung für erlittenes Leid und Unrecht durch die Jugendhilfe in der DDR eingerichtet.

¹ Die Heimerziehung und die Jugendhilfe waren dem Ministerium für Volksbildung unterstellt, bis auf die Heime für Kinder bis drei Jahren, die dem Gesundheitsministerium der DDR unterstellt waren. Zur Entwicklung der Heime zwischen 1949 und 1989/90 vgl. Sachse 2012.

Die Gewalt, der diese Kinder physisch und psychisch ausgeliefert waren, ist erschreckend. Die genannten Studien offenbaren die ganze Bandbreite von physischer oder psychischer Gewalt, die Kindern geschadet hat, mit der sie verletzt und unterworfen wurden (Schubert/Klein 2011). Die wiederholte Erfahrung „menschengemachter“ Gewalt, die die betroffenen Kinder durch Familienmitglieder oder andere Fürsorgepersonen erduldet haben, rief oft sichtbare körperliche Verletzungen hervor. Systematische Drohungen und Schweigegebote bilden die zweite Gewaltdimension, die auf Unterdrückung des Aussprechens erlittener Gewalt abzielt. In dem Maße, wie die Gewalttaten sowohl für die Umwelt als auch für die Betroffenen selbst nicht präzise greifbar und beschreibbar sind, verlieren die Taten auch an Kontur und Beweisbarkeit (Gahleitner/Oestreich 2010: 11-12). Was die traumatisierende Dimension des Mit-Erlebens von Gewalt angeht, löst dies meistens Hilflosigkeit, Scham (Goffman 1975: 16)² und Schuldgefühle³ aus, weil der/die BeobachterIn nichts unternahm, bzw. unternehmen konnte, ohne selber Opfer zu werden.⁴ In solchen Situationen innerkollektiver Gewalt wurde aus dem/r BeobachterIn mitunter ein/e MittäterIn. Schließlich verursachen Gewalttaten jeder Art „nachhaltigen Schaden in sozialer, ökonomisch-materieller, körperlicher, kognitiver, psychischer und sexueller Hinsicht“ (vgl. u. a. Sieder/Smioski 2012).

Der Ansatz der Oral History bietet eine Möglichkeit, Quellen über die verschlossene und tabuisierte Welt der Kinder- und Jugendheime in der DDR zu generieren. Tatsächlich scheiterte die Einsichtnahme in entsprechende Jugendhilfekonakten daran, dass viele Akten von den Archiven kassiert, sprich: vernichtet wurden. Unsere Recherchen nach Heimakten hatten ergeben, dass sie meistens vernichtet bzw. – im Zuge von Umzügen – verlorengegangen waren oder aber immer noch in Heimen „gebunkert“ werden. Darüber hinaus geben diese Akten die Sicht der Heimerzieher und Jugendfürsorger wieder. In den lebensgeschichtlichen Interviews, die ich mit ehemaligen Heimkindern aus der DDR geführt habe, wurde von Gewalterfahrungen in ihren vielfältigen Facetten direkt und indirekt berichtet. Dabei gaben meine InterviewpartnerInnen zwar im ersten freilaufenden Teil des Interviews⁵ Gewaltszenen wieder und erinnerten mehrere Gewaltsituationen, und dennoch verneinten sie (bis auf zwei Personen) auf meine Nachfrage

2 Ausführlicher zu der aktuellen Forschung über das Gefühl der Scham und deren destruktive Nachwirkungen auf die Persönlichkeit Tisseron 2000. Tisseron führt anhand der Bindungstheorie von Bowlby aus, dass Scham einen Bruch in der Bindung ausdrückt. Eine solche Bindung offenbart emotionales Ungleichgewicht und starke interne Desorganisation. In diesem Zusammenhang bietet der Traumaforscher und Psychiater Boris Cyrulnik eine innovative Definition von Scham als (sozialer) Prozess, der zu einer Art innerer Gefangenschaft führt, nicht zuletzt weil die durch das Erfahrene verletzte Seele das Erlebte unausgesprochen lässt, es als unaussprechlich betrachtet und sich somit fortwährend damit quält, die traumatisierende Erfahrung und die damit einhergehende Scham zu verheimlichen. „Die Scham ist nicht durch eine Tatsache selbst begründet, sondern entsteht durch einen inneren Diskurs, der diese Tatsache beurteilt“ (Cyrulnik: 2011).

3 Tisseron unterscheidet deutlich zwischen Scham einerseits und Keuschheit und Schuld andererseits. Die Keuschheit hat eine schützende Funktion, während die Schuld, wenn sie anerkannt und vergeben wird, sozialisierende Eigenschaften hat. Dagegen ist Scham für das Subjekt extrem desorientierend und bedroht das Individuum in den drei Säulen seiner Identität: Selbstwertgefühl, Bindung zu Anderen bzw. zu nahstehenden Menschen und die Sicherheit einer Gruppenzugehörigkeit (Tisseron 2005: 44-47).

4 Im Laufe ihrer Heimkarriere wurden etliche Heimkinder von Opfern zu Tätern innerkollektiver Gewalt. Dies behindert ihre eigene Aufarbeitung extrem, da sie zwar als Opfer von Gewalterfahrungen gesellschaftlich inzwischen akzeptiert sind. Jede Selbstdarstellung, selbst zeitweise zum Täter geworden zu sein, führt zwangsläufig zur Aberkennung des Opferstatus: Als Täter stoßen sie auf wenig Verständnis.

5 Zu der Oral History-Methode, nach welcher ich die Interviews geführt habe, vgl. Wierling 2003; Niethammer 1985; Plato 2008.

hin, selbst Gewalt erlebt zu haben. Auf diesen scheinbaren Widerspruch möchte ich im Folgenden eingehen.

2. Erzählungen über die Spezialheime

Meine Forschung über die Gewalt in den Spezialheimen der DDR basiert auf einunddreißig lebensgeschichtlichen narrativen Interviews mit ehemaligen Heimkindern sowie zwei lebensgeschichtlichen Interviews mit ehemaligen Jugendwerkhofleitern,⁶ die ich im Rahmen von zwei Expertisen (Arp/Butz/Gebauer/ Hofmann/Ritter 2012; Arp/Hofmann/Kalies 2012) zwischen 2010 und 2012 geführt habe.⁷ Von diesen einunddreißig Personen sind elf Frauen und zwanzig Männer der Geburtsjahrgänge 1933 bis 1976. Im Folgenden untersuche ich im Besonderen sechzehn Lebensgeschichten von Heimkindern,⁸ die regelrechte Odysseen in Spezialkinderheimen und Jugendwerkhöfen der DDR durchlaufen haben. Viele Heimkinder wurden beispielweise innerhalb von vier Jahren in fünf verschiedene Spezialheime eingewiesen (vgl. Arp 2012a: 21; und Sachse 2012; 2013).

Ich muss vorausschicken, dass ich schon vor Beginn der Interviewphase eher schwierige und traurige Lebensgeschichten erwartet hatte. Das Ergebnis übertraf meine Vorannahmen allerdings noch um einiges. Alle Erzählungen ehemaliger Spezialheimkinder waren von Gewalt und Verzweiflung im Kindesalter geprägt. Um diese Erzählungen zu verarbeiten und den InterviewpartnerInnen professionell begegnen zu können, habe ich eine psychologische Begleitung meinerseits während der Feldarbeitsphase für unumgänglich erachtet. Die InterviewpartnerInnen berichteten oftmals, dass das lange Gespräch ihnen gut getan hatte, sicherlich deshalb, weil das bis jetzt offenbar Unausprechbare Gestalt annahm und ihnen zugehört wurde.⁹

Über den Alltag im Normal- und Spezialheim berichteten die InterviewpartnerInnen relativ wenig bzw. erst, wenn ich sie in der zweiten Phase des Interviews ausdrücklich danach fragte. Dies war umso erstaunlicher, als sie wussten, dass ich sie im Rahmen eines stattlich geförderten Forschungsprojektes über ehemalige Heimkinder und Heime der DDR-Jugendhilfe befragen wollte. Gerade weil ich die Interviews lebensgeschichtlich angelegt hatte, hätten sie ihre Erzählung auf den von uns vorab angegebenen Hauptfokus richten oder gleich mit der Schilderung der Jahre im Heim anfangen können. Im Gegensatz dazu fingen die meisten mit der Beschreibung ihrer Herkunftsfami-

6 Susanne und Sigurd Schrade (Pseudonyme), 1944 und 1940 in Sachsen geboren, beide tätig in zwei verschiedenen Bezirken der DDR. Er bekam 1965 die Leitung eines Jugendwerkhofes und brachte dafür eine Qualifikation als Berufsschullehrer und Berufserfahrung als Heimerzieher und Offizier mit. Sie wurde als Diplom-Pädagogin ausgebildet und übernahm Mitte der Siebziger Jahre die Leitung eines Jugendwerkhofes. Beide blieben in ihrer Funktion bis 1990.

7 Ronald Gebauer hat im Rahmen der Expertise sechs weitere Interviews geführt.

8 Sechs Frauen und zehn Männer, die im Durchschnitt vier Jahren in Heimen in unterschiedlicher Alter verbrachten: Kristin Bäumelein, Jg. 1937, Silvia Hasel, Jg. 1943, Gregor Kastanie, Jg. 1943, Georg Platane, Jg. 1943, Tristan Murau, Jg. 1958, Emil Andersen, Jg. 1958, Zora Ilex, Jg. 1959, Siegfried Cactus, Jg. 1960, Sebastian Uhl, Jg. 1964, Sophie Blatt, Jg. 1965, Sascha Hartriegel, Jg. 1967, Sabine Mirabelle, Jg. 1967, Bert Schneider, Jg. 1970, Karin Ast, Jg. 1971, Simon Rüter, Jg. 1972 und Robin Mistel, Jg. 1976. (Pseudonyme) (vgl. für genauere Angaben: Arp 2012b: 101 f.).

9 Vgl. dazu den erhellenden Artikel von Gabriel Rosenthal über das Verhältnis von Oral History und Traumerfahrungen (Rosenthal 2002).

lie oder aber mit ihrem Leben als Erwachsener an. Im Nachhinein konnte ich oft feststellen, dass viele bisher kaum oder gar nicht über diese Zeit im Heim geredet hatten und dies im Interview erstmals taten. Dabei fiel es ihnen schwer, mir ausführlich ihr Leben als Heimkind zu vermitteln. Sehr oft hatte ich den Eindruck, dass sie nach Worten suchten, um eine Situation zu beschreiben, dass sie eine Sprache für bisher unausgesprochene Erfahrungen erst finden mussten und Zeit und Raum für Reflexionen brauchten. Manche Situationen schienen sie damals so überfordert zu haben, dass sie noch nicht in der Lage waren, sie bewusst zu reflektieren. Dies könnte damit zusammenhängen, dass Kinder, die vor ihrem siebten oder achten Lebensjahr verletzt bzw. traumatisiert werden, noch nicht über die narrative Fähigkeit verfügen, Zeit, Handlung und Erfahrung adäquat zu formulieren. Eine strukturierte Narration ist in solchen Fällen kaum möglich.¹⁰ Manchmal schienen die InterviewpartnerInnen auch von unliebsamen Bildern plötzlich überflutet zu werden, oder sie wussten nicht mehr genau, ob das Erinnerte wirklich erlebt worden war. An solchen Stellen rangen sie mit Erinnerungen, die das damalige Leid und den damaligen Schmerz wieder vergegenwärtigen und die für sie kaum erträglich waren.

In der Analyse der sechzehn Interviews¹¹ wurde sichtbar, dass die InterviewpartnerInnen Episoden erzählten, die sich in ihrer Struktur ähneln und sich zugleich auf wenige Themen beschränkten. Dabei ragen drei Themen heraus: die erste Heimeinweisung, die beobachtete und/oder erlebte Gewalt im Spezialheim, das heißt die Beschreibung von Demütigungen, Strafen, Schlägen, Drohungen und öffentlichen Bloßstellungen, die auch sexuellen Charakter hatten, und als drittes Thema der Wunsch nach Aufarbeitung der Heimerfahrungen (Arp 2012b). Im Folgenden möchte ich insbesondere auf die Schilderungen der Heimeinweisung, des Heimalltags und der Gewalt im Spezialheim eingehen.

2.1 Erzählmuster über den Heimalltag

Die Erzählungen über die Zeit im Heim verlaufen zumeist chronologisch. Als erstes werden Vermutungen um die Einweisungsgründe angestellt, weil die meisten ehemaligen DDR-Heimkinder auch heute noch nicht wissen, warum sie ins Heim kamen bzw. wer genau die Einweisung veranlasste. Dass die Eltern noch leben, ist keinesfalls der Schlüssel zu einer persönlichen Aufarbeitung, denn die etwaige Beteiligung der Eltern an der Heimeinweisung ihrer Kinder ist tabuisiert. Eine Rekonstruktion der Ereignisse und Gründe, die zur Heimweisung führten, gelingt den ehemaligen Heimkindern nur selten. Auf die Überlegungen zu den Gründen folgt die Erinnerung an den Tag der Einweisung in ein Heim der Jugendhilfe. Danach wird der Alltag im Heim eher unsystematisch erzählt bzw. dargestellt, meist als Aufzählung von kollektiven Handlungen, die den Tag in ritualisierte Aufgaben, Pflichten und Beschäftigungen strikt einteilten.

Unabhängig voneinander beschreiben die Interviewten die gleichen Abläufe, die auch in den differenzierten Schilderungen nur leichte Nuancen aufweisen. Diese weitgehende Übereinstimmung in den sprachlichen Äußerungen passt zu der Vermutung,

¹⁰ Dies kann auch ältere Personen betreffen, deren Bewusstsein von dem Trauma „anästhesiert“ wird (vgl. Cyrulnik 2004: 114).

¹¹ Die Auswertung der Interviews erfolgte nach deren Voll- bzw. Teiltranskription durch thematisches Einordnen und Kodieren der Transkripte.

dass eigenständige Erfahrungen kaum gemacht werden konnten, nicht zuletzt, weil eigenständige Entscheidungen über das eigene Leben nicht möglich waren. Dieser extrem eingeeengte persönliche Entscheidungsspielraum, verbunden mit der Eintönigkeit des Alltags macht eine Erinnerung an Details so unmöglich wie überflüssig, da sie keine Bedeutung für die eigene Existenz erlangten. So kann ein Heimkind bei einem Heimwechsel zwar die neuen Gebäude beschreiben, nicht jedoch neue Lebensbezüge, da diese in gleicher Weise geordnet waren wie im alten Heim. Susanne Schrade, ehemalige Werkhofleiterin, betont aus ihrer Perspektive die Eintönigkeit des Alltags für die Zöglinge:

durch diese straffe Strukturierung, durch diesen straffen Tagesablauf war kaum Platz für-für-für irgendwelche Spielchen. Der Wochenplan war durch-... von morgens vom Aufstehen bis Sonntagabends ins Bett gehen (erstes Interview mit dem Ehepaar Schrade am 27. Februar 2012, 02:14:38).

Die Ähnlichkeit der Tagesabläufe, die sich mit der „straffen Strukturierung“ erklären lassen, war in verschiedenen Spezialheimen nochmal deutlich extremer. So gab es detaillierte zentrale Vorgaben für Tages-, Wochen- und Jahrespläne, deren Einhaltung überprüft wurde. Die Gleichförmigkeit der Erinnerungen an den Heimalltag spricht dafür, dass diese zentralen Vorgaben mit Akribie umgesetzt wurden (vgl. Jez 1988). Sigurd Schrade, Ehemann von Susanne Schrade und ebenfalls Jugendwerkhofleiter, fügte hinzu:

War ja auch alles zentral vorgegeben: zentrale Heimordnung für die Kinderheime und für die Jugendheime. Davon abgeleitet wieder die spezifischen [Ordnungen] für das jeweilige Objekt, alles ausgeplant, ausgebuht, ausgefüllt bis dann ja kein Platz für irgendeinen schrägen Gedanken kommt. [...] Und dafür war der Direktor verantwortlich. Also bei der Partei und nachher beim Staatsapparat (erstes Interview mit dem Ehepaar Schrade am 27. Februar 2012, 02:15:45).

Infolgedessen gibt es kaum persönliche Anekdoten in den Erzählungen über die Zeit in Heimen.¹² Was bleibt, sind stereotype Äußerungen wie „Da war es nicht so schlimm“ oder „Das kann man gar nicht so richtig beschreiben“. Gravierend wirkt der Umstand, im Spezialheim über keinen individuellen Rückzugsraum zu verfügen, was immer als sehr belastend erinnert wird. Dies bestätigen auch Susanne und Sigurd Schrade: „Es gab keine Rückzugsmöglichkeiten für die Jugendlichen“ (vgl. zweites Interview am 28. Februar 2012, 00:15:50). Selbst in der Freizeit wurde zwischen „gelenkter Freizeit“ und „ungelenkter Freizeit“ unterschieden, so der offizielle Sprachgebrauch. Die „ungelenkte Freizeit“ umfasste in der Regel laut Vorgabe maximal 30 Minuten pro Tag. In der Praxis, bei fehlendem Personal, konnten die Zeiten länger sein, oft entfiel sie aber auch, so dass ein durchgängig fremdbestimmter Tagesablauf zu ertragen war.

¹² Zur Problematik von Alltagserinnerungen über durch feste Regeln gekennzeichnete Institutionen vgl. Rosenthal 1995. Carola Kuhlmann kommt in ihrer Studie über westdeutsche Heimkinder und Heimerzieher anhand von narrativen Interviews ebenfalls zu der gleichen Schlussfolgerung (Kuhlmann 2008: 124).

Enge Freundschaften aufzubauen, erwies sich als beinahe unmöglich, weil es dafür nicht die nötige Privatsphäre gab. Freiräume für vertrauliche Gespräche unter den Kindern und Jugendlichen existierten kaum. Simon Rüter, die 1988 im Spezialkinderheim in Bad Langensalza war, berichtet z.B. nur von einem Mädchen, zu der eine nähere Beziehung bestand. Das Mädchen sei aus dem geschlossenen Jugendwerkhof Torgau zum Küchendienst in das Spezialkinderheim Bad Langensalza abgestellt worden und habe ihn bei der Essensausgabe durch größere Portionen bevorzugt (Interview mit Simon Rüter am 14. April 2011).

2.2 Die Heimeinweisung und der erste Tag im Spezialheim

Die Erinnerungen an den ersten Tag im Spezialheim sind ein auffallendes wiederkehrendes Motiv in den Interviews. Zugleich sind diese Erinnerungen paradigmatisch für die beschriebene erlebte Gewalt, die aber dennoch nicht als solche benannt wird.

Die InterviewpartnerInnen beschreiben den Ablauf ihrer ersten Heimeinweisung in einer verblüffend ähnlichen Chronologie, die einen von der Jugendhilfe geplanten, routinisierten Ablauf erkennen lässt, der sich idealtypisch wie folgt darstellt:

Es ist früh am Morgen. Ein Erwachsener kommt nach Hause. Er will das Kind abholen, und anscheinend wissen die Eltern Bescheid, weil sie nicht überrascht reagieren. Dem Kind wird erzählt, dass es auf Reise bzw. in den Urlaub geht und es nicht zur Schule muss. Das Kind freut sich trotz leichter Verwunderung und packt seine Sachen. Eltern, womöglich Geschwister oder nur die Mutter und die Person fahren anschließend mit einem Auto zu einem dem Kind unbekanntem Ort. Das Kind blickt bei der Ankunft auf ein altes und großes Gebäude. Sie passieren ein großes Tor, gehen über die Schwelle, grüßen einen zweiten Erwachsenen, und trennen sich. Das Kind muss erst mal in einem Raum allein warten. Es weiß aber nicht, worauf es wartet, und bekommt ein mulmiges Gefühl. Ein Beispiel unter anderen findet man bei Kristin Bäumelein, 1943 geboren. Sie erinnert ein großes, geheimnisvolles und vor allem lautes Tor, und betont dabei, dass sie seitdem zusammenzuckt, sobald sie knallende Türen hört:

Aber wenn Sie erstmal da hinkommen, Sie wissen ja gar nicht, was ihnen blüht. Und und //jaja// da war eine Fürsorgerin mit da- die hat mich aufgeschafft und (4)¹³ naja, da war eben das große Tor. Und das war erst mal zu und ich war drinne und ich wusste nicht, was auf mich zukommt (Interview mit Kristin Bäumelein am 24.02.2011, 00:50:39).

Dann beschleunigen sich plötzlich die Geschehnisse: Es wird unverzüglich von der Familie verabschiedet, nachdem es von einem dritten unbekanntem Erwachsenen begrüßt worden ist. Manchmal wurde das Kind ohne Eltern hingbracht, manchmal musste es in einem Durchgangsheim¹⁴ Zwischenstation machen. Der Heimleiter erklärt die Heimregeln und gibt mehrere Anweisungen. Das Kind erhält die Heimkleidung ausgehändigt. Karin Ast, 1971 geboren, erinnert wie folgt:

¹³ Die Zahl in der Klammer gibt die Dauer des Schweigens in Sekunden an.

¹⁴ Die Durchgangsheime hatten die Aufgabe, Kinder und Jugendliche aufzunehmen, bis ihr weiterer Aufenthalt bestimmt war (Eltern, Rückführung, U-Haft, Aufnahme- und Beobachtungsheim, auch Normalheime, Spezialkinderheime und Jugendwerkhöfe) (vgl. dazu Sachse 2012: 171-198). Die Unterbringungsbedingungen waren prekär.

Keine Ahnung. Ich weiß nicht, wie ich 's gemacht hab. Also ich bin heut – heut bin ich n sehr ungeduldiger Mensch. Damals war ich noch etwas geduldiger. Ich glaub, das hat mir auch geholfen, weil heute würd' ich verrückt werden. Heut würd' ich durchdrehen. Damals bin ich zwar auch fast durchgedreht, aber irgendwie habe ich 's geschafft. Ich weiß nicht wie. Keine Ahnung. Weil ... es sind ja nun Stunden, die man da sitzt, und man hat nichts. Und man darf auch nicht – man hat nen blauen Jogginganzug gekriegt, da waren die Gummis raus, die blauweißen Turnschuh ohne Schnürsenkel und – ja, man hat halt nichts gehabt (Interview mit Karin Ast am 15. März 2011, 01.33.58 D1).

Oft kommt dann ein vierter Erwachsener und fordert das Kind auf, ihm still zu folgen und zu gehorchen. Dann trifft das Kind die Heimkinder. Das Kind wird der zugewiesenen Altersgruppe wortlos überlassen. Es hat sich blitzartig der Gruppe gegenüber zu positionieren, weiß aber nicht immer wie. Entweder kann sich das Kind sofort durchsetzen und sich Respekt erkämpfen oder es wird geschlagen und muss sich den Stärkeren unterordnen. (Arp 2012b: 115-124). Karin Ast erinnert ihre erste Begegnung mit den Insassen im Jugendwerkhof Crimmitschau so:

Ich bin da angekommen – Wo ich da hinkam, in Crimmitschau, dann ham die zu mir gesagt, ich soll die Schuhe ausziehn. – Unten schon, da warn wir noch gar nicht im Treppenhaus oben in der zweiten Etage in meiner Gruppe. Da hab ich gesagt: „Nee, mach ich nich. Das mach ich oben, aber hier nicht.“ Und da hat die eben zu mir gesagt: „Du machst das jetzt, ansonsten...“ Da hab ich gesagt: „Was ansonsten?“ „Kannste was erleben.“ Da hab ich gesagt: „Das ist schön für Dich.“ Und da hab ich die so verprügelt, dass ich gleich in die Zelle gekommen bin und die ins Krankenhaus (Interview mit Karin Ast am 15. März 2011, 00:35:45 - 00:36:00 D1).

Dieser Ablauf ist eine idealtypische Zusammenstellung aus vielen Erzählungen von Heimkindern, deshalb aber nicht die einzige Art und Weise, wie eine Heimeinweisung geschah. Es kam auch vor, dass Kinder in der Schule von Mitarbeitern der Jugendhilfe abgeholt wurden, weil die Eltern verhaftet oder geflüchtet waren. Oder dem Kind wurde lange vorher schon mit einer Heimeinweisung gedroht. Was ich hier hervorheben will, ist der Charakter eines plötzlichen und meist unangekündigten Vorganges, mit dem das Kind konfrontiert wurde, der es auf ein passives Objekt reduzierte und nicht selten in einen Schockzustand versetzte oder zumindest als verstörendes Erlebnis empfunden wurde. Die folgende Schilderung stammt von Simon Rüster, den ich im Gefängnis interviewte. Er kam mit zehn Jahren in das Spezialkinderheim Bad Langensalza, erlebte die Einweisung als unerwartet und plötzlich und fühlte sich in einen emotionalen Notzustand katapultiert. Ohne die Möglichkeit sich zu verabschieden, kam er in eine Umgebung, die für ihn kein Mitgefühl übrig hatte:

Mit zehn Jahren bin ich dann ins Kinderheim gekommen. Nach Bad Langensalza. Also, ohne Vorankündigung. Ohne alles. Direkt aus der Schule abgeholt. Meine Mutter hat mich damals aus der Schule abgeholt, mich dann nach Hause gebracht. Da hieß es dann halt: Sachen packen. Wir fahren in Urlaub. Und ich bin nach Hause gegangen und da war halt schon ne Frau da, die da gar nicht

hingehört. Ich kannte die auch nicht aus meinem persönlichen Umfeld. Die Frau stand die ganze Zeit in der Stube. Und mein Vater war da. Der saß damals mit auf der Couch. Meine kleine Schwester war auch da. Naja und meine kleine Schwester hat so im Schein halt Sachen gepackt, so, wie sie halt war. War halt klein, viel kleiner als ich. Die hat da noch ihren Spaß dran gehabt. Ja dann ging's halt los, dass ich dann nach Bad Langensalza verbracht wurde. Und da bin ich dann halt angekommen, war so ein Raum wie hier. Da wurden meine Sachen reingestellt und ich sollte halt – meine Mutter oder mein Vater hatten damals gesagt, ich soll halt auf die Sachen aufpassen. Und die gehen das nur alles abklären so. Ja. Und seitdem hab ich dann meine Eltern für Jahre erstmal nicht mehr wiedergesehen. Die einzigsten, die ich dann (dort) in Folge wiedergesehen hab, da als ich in dem Raum saß, war dann halt na 'ne Erzieherin aus dem Heim. Und die hat mir dann halt glasklar gesagt: Na hier is Endstation! Ich brauch gar nicht rumheulen ich seh meine Eltern jetzt erstmal nicht mehr wieder. Dass ich jetzt im Kinderheim bin. Naja für mich is da alles zusammengebrochen. Da wurde ich halt erstmal diesem Leiter von dem Kinderheim in Bad Langensalza vorgestellt. Herrn B. oder B. oder ich-, so in der Richtung war das. Der hat och kein Mitgefühl gehabt, der hat mir halt gleich gesagt: Ja, hier is Kinderheim, Spezialkinderheim. Un-, ja dann hat meine Tortur halt angefangen. Bin ich halt von einem Drama ins nächste rein geschleudert oder reingeschoben worden. Da fängt halt meine Heimzeit an (Interview mit Simon Rüster am 14. April 2011, 00.04.09 D1).

Seine Erinnerungen an den ersten Tag sind von psychischer Gewalt und deutlichen Zeichen harter Disziplin bestimmt. Er erwähnt ein Schweigegebot, „militärischen Drill“, Unterordnung und das Eingangsritual, als er von den Zöglingen in die „Frischlingsstation“¹⁵ gebracht wurde (vgl. Arp 2012b: 124). Gefühle der Überrumpelung, der Verzweiflung und der Angst überbewältigten ihn. Als er als Erwachsener Kontakt zu seinen Eltern sucht und Nachforschungen anstellt, erfährt er von seinem Vater, dass die Eltern wegen Spionage verurteilt worden waren und beide im Gefängnis saßen. Er vermutet heute, dass die Gründe für seine Heimeinweisung in dieser politischen Vergangenheit seiner Eltern liegen. Allerdings zeigen die Akten auch, dass die Eltern mit der Erziehung ihres Sohnes überfordert waren.

Als tiefe Verunsicherung erinnern die Betroffenen das vollkommene Unwissen über das, was ihnen widerfuhr. Die Kinder wurden erst einmal direkt nach der Ankunft im Heim mit ihren Fragen, ihren Unsicherheiten und Befürchtungen allein gelassen oder im schlimmsten und nicht so seltenen Fall in eine Arrestzelle gesperrt. Diese Arrestpraxis ist vor allem in Durchgangsheimen zu beobachten. Frappierend an den Erzählungen über die Heimeinweisung, diese kurze, aber beunruhigende Zeitspanne, die damals von den Kindern kaum einzuordnen war, ist die Schweigsamkeit aller Akteure

¹⁵ Simon Rüster verwendet diesen Begriff und meint damit die erste Gruppe, in der man als „Neuer“ von den Heimkindern selber eingeteilt wurde: „Es gab Mädchenabteilungen, also Mädchengruppen. Und es gab Jungengruppen. Wenn man halt neu gekommen ist man, ich weiß es heut nicht mehr so genau: Jungen eins. Das war so Zugang. Ja, also die Älteren ham immer gesagt: hier Zugang, Frischlinge. Das war so die Frischlingsstation. Und dann wurdeste halt eingeteilt, wer ankam, da gab's dann, das war wie so 'n kleiner sozialer Aufstieg, wenn man dann so Jungen drei oder Jungen vier war, weil man dann schon mit den etwas Älteren dann auch in Kontakt gekommen ist, ja. So Frischlingsstation, wo man sich eingewöhnt hatte, so, die Station“ (Interview mit Simon Rüster am 14. April 2011, 00:28:31-00:28:49).

dem Kind gegenüber. Jugendfürsorger teilten den betroffenen Kindern und Jugendlichen anscheinend nie mit, was mit ihnen geschah geschweige denn welche Folgen die Entscheidung der Jugendhilfe für ihr weiteres Leben haben würde. Der/die JugendhilfemitarbeiterIn, der/die das Kind zu Hause abholte, war für die gesamte Heimzeit des Kindes sein externer Ansprechpartner.¹⁶ Seine/ihre Aufgabe bestand unter anderem darin, Kontakt zu dem Heimleiter zu halten und Informationen über das Heimkind zu sammeln. So erinnert Simon Rüter die regelmäßigen Besuche der Jugendhilfemitarbeiter im Spezialkinderheim Bad Blankenburg wie eine Farce, da das Ergebnis ohnehin von ihm nicht zu beeinflussen gewesen sei:

Da hat ich immer so was wie Anhörungen, also jetzt kann ich sagen, dass es Anhörungen waren, weil ich bin halt im Gefängnis ... (3) Da kam in regelmäßigen Abständen bei mir R. und Frau S. vom Jugendamt Arnstadt. Und die kam in regelmäßigen Abständen, da wurdeste halt geholt und da hieß es: Jugendamt ist da. Alles klar. Da ham se dich dann in so 'n Raum gesteckt, wie hier, und da hat se gefragt, wie 's is so. Da haste erklärt, dass du bitte wieder nach Hause möchtest, so, gern wieder zu deinen Eltern willst und so. Und da wurde kategorisch schon die Ablehnung, also definitiv: Nee, gibt 's nich. So, die hat da-, fünf Minuten ging das, da hat die irgendwas geschrieben. Ihre Ablehnungsgründe, weil du halt noch nicht so weit bist oder weiß der Teufel, ge? (Weil) die Beurteilung vom Heim wieder nicht so war oder so. Und dann sin die wieder abgehauen. Und das geht- gab 's dann nach einer Zeit regelmäßig, so ja. Es wurde gar nichts dafür getan, dass du wieder nach Hause kommst. War das wirklich-, du bist da und du bleibst da un fertich. Und da gibt's kein Theater. Und da hab ich auch, ich weiß nich, hab ich literweise bestimmt Tränen verloren (Interview mit Simon Rüter am 14. April 2011, 00.32.00 D1).

Die Heimleiter und Heimerzieher beschränkten ihre Tätigkeiten strikt auf ihre organisatorischen Aufgaben: die Umerziehung jedes Neulings, ohne sich mit seiner Person auseinanderzusetzen.¹⁷ Heute betonen ehemalige Heimerzieher, dass sie nur eine begrenzte Einsicht in jeden „Fall“ hatten und sich damit auch begnügten bzw. zufrieden gaben.¹⁸ Susanne und Sigurd Schrade erläuterten mir ihrerseits, dass sie als Jugendwerkhofleiter keinen Einblick in die Vergangenheit des Neulings erhielten bzw. erhalten wollten. Die Akte sei aus dem Aufnahme- und Beobachtungsheim Eilenburg gekommen¹⁹, und der Jugendwerkhofleiter habe dazu einen Erziehungsplan erhalten, in welchem über das Kind tendenziell negativ geurteilt worden sei. Information über die

¹⁶ Ihre Rolle wird bis heute in der Forschung zu wenig thematisiert.

¹⁷ Es gibt bis Anfang der 1970er Jahre pädagogische Prinzipien, nach denen der Gehorsam frei von Argumenten, also reine Unterordnung, nicht Überzeugung, ähnlich wie beim Militär zu erzeugen sei (vgl. Gmurman 1960: 25). Elemente davon finden sich in der Heimerziehung wieder.

¹⁸ Vgl. Interviews mit sieben ehemaligen Heimerziehern in der DDR (Hoffmann 2012a; 2012b)

¹⁹ Eilenburg wurde ursprünglich als Beobachtungsheim konzipiert, aber aufgrund von Kapazitätsüberlastungen anderer Heime als solches recht bald wieder geschlossen worden. In den darauffolgenden Jahren wurden dort aber die Kapazitäten der einzelnen Spezialheime der DDR verwaltet. Die Heimleiter wurden angewiesen, monatlich die Belegzahlen der jeweiligen Gruppen sowie die für die Gruppen festgelegten Ausbildungen nach Eilenburg zu melden. Anhand dieser Daten wurde von Eilenburg aus die Zuweisung der Kinder- und Jugendlichen in die Spezialheime koordiniert.

Herkunftsfamilien der Kinder hätten sie nicht bekommen.²⁰ Die Kinder mussten Unerwünschtes verschweigen und durften keine Fragen stellen. Sie wurden geradezu absichtsvoll in unaufgeklärten Verhältnissen belassen, solange sie sich unter der Obhut der Jugendhilfe befanden. Dementsprechend fühlten sie sich vollkommen ausgeliefert und durften nur das machen, was ihnen aufoktroiert wurde (so auch Kuhlmann 2008: 129 f.) Darüber hinaus durfte nach der Entlassung die Heimzeit nicht öffentlich thematisiert werden.²¹ Die Sprachhemmungen und die Schwierigkeiten, im Erwachsenenalter über die Heimzeit zu reden, sind auch als eine mögliche Konsequenz dieses Prozesses zu verstehen.²²

Der erste Tag im Spezialheim wird in den Interviews fast ausnahmslos mit Gewalt assoziiert. Das Thema der Gewalt bzw. Episoden von Gewalt im Heimalltag wurden oft angesprochen bzw. erinnert und erzählt, ohne dass ich ausdrücklich danach fragte. Die Interviewpartner schilderten Situationen, in denen sie geschlagen wurden oder beobachteten, wie ein anderes Heimkind geschlagen wurde, wobei diese unterschiedlich detailliert wiedergegeben wurden.²³ Im Rahmen dieser Erinnerungen tauchen als Akteure meist Heimerzieher auf, die oft als grobe und lieblose Personen beschrieben werden, die unfähig sind, Trost und Zuwendung zu schenken. Deren wiederkehrendes Erkennungsmerkmal ist der Schlüsselbund, der gern als Waffe gegen die Kinder und Jugendlichen benutzt wurde. Liebe oder „gute“ ErzieherInnen tauchen in den Erinnerungen hingegen selten auf, wobei es sie auch gab. Emil Andersen, geboren 1958, erinnert zum Beispiel Folgendes:

Pfff. In Holzdorf gab's eine Erzieherin, die hat immer gerne, wenn was nicht klappte, da hat die nen Schlüsselbund gehabt, so nen ziemlich großen, die hat nicht gefragt, die hat einfach geschmissen. [I: So?] Ja, ja. Die hat den einfach geschmissen. Egal. Einfach geschmissen. Ja, ja. Der ene kricht ihn an Bauch, der andere am Kopf, da hat es mal geblutet und so. Die war eben so. Die hieß G. Ne kleine Blonde, aber mächtigen Wurf hat sie gehabt. Ja, das is so. (Interview mit Emil Andersen am 28 April 2011, 00:07:13).

Demütigungen, Strafen und Drohungen werden auch im Zusammenhang der Einweisung in den geschlossenen Jugendwerkhof Torgau oder die Arrestzelle erinnert, oft verbunden mit spezifischen Aspekten physischer, psychischer und/oder sexualisierter Gewalt anlässlich von Ritualen am Einweisungstag, Racheaktionen, Reaktionen auf Abwehr- bzw. Ablehnungsreaktionen und willkürliche Machtdemonstration. Bert Schneider erinnert, wie Kinder, nach einer Entweichung geschlagen werden:

Die sind in ihr Zimmer geschickt worden und dann hast es nur noch gehört. Die Schreie haste gehört alles. Also das war. War schon... (Interview mit Bert Schneider am 27. Dezember 2010, 00:32:45.)

20 Vgl. zweites Interview mit dem Ehepaar Schrade am 28. Februar 2012, 00.09.15 bis 00:25:20.

21 Vgl. dazu die Beschreibung über eventuelle „Ressentiments“ der Insassen, die entlassen werden (Goffman 1973: 76).

22 Nach der Entlassung aus dem Heim wurden Heimkinder in der DDR-Gesellschaft stigmatisiert (vgl. Arp 2012b: 147-156; Arp 2012a: 61-64).

23 Über die Erinnerungen an Gewalterfahrung in Spezialheimen und die Beschreibung der erlebten Kollektiverziehung vgl. Arp 2012b: 133-146.

3. Umerziehung in totaler Institution

Allein die Tatsache, in ein Spezialheim eingewiesen worden zu sein, bedeutete die Erfahrung der Machtlosigkeit verbunden mit einem Gewaltübergreif. Das Kind oder der Jugendliche verlor das Recht auf Selbstbestimmung, das Recht auf Privatheit und Familie.²⁴ Die Heimeinweisung wird von den ehemaligen Heimkindern durchgängig als ein einschneidendes Erlebnis beschrieben, das sich auf ihr weiteres Leben auswirkte. Simon Rüter beschreibt das Geschehen der Heimeinweisung von allen Interviewpartnern am ausführlichsten, und seine Erzählung bestätigt im Detail die von Goffman (1973: 24-77) analysierte materielle und soziale Enteignung: Konstituierung als Objekt, Ehrerbietungspflicht, Gehorsamkeitstests, Initiationsriten, Reduzierung der Person auf Attribute wie beispielweise „schwererziehbar“, „Kind von Asozialen“, Statuszuweisung als Neuling, der mit Strafen rechnen muss, wenn er nicht alles über sich ergehen lässt oder „aufsässig“ ist.²⁵ Die Zuweisung von Anstaltssachen und Gebrauchsgegenständen und der Verlust des Namens durch Zuweisung einer Nummer werden von Simon Rüter beschrieben.²⁶ Anders als viele andere Interviewpartner beschreibt er ausführlich die Kleidung und die restliche Ausstattung:

Wir hatten, vom Heim her hatten wir halt Sachen. Ich musste ja meine Privatklamotten abgeben, die ich mithatte. Die ich jetzt mit meiner, ich sag immer schön Inhaftierung na?, dort abgeben musste. Da hatten die halt extra so 'ne Wäschekammer, da kam die Klamotten hin. Da hastde halt so- Erstausrüstung hieß das — haste bekommen so. Erstmal Trainingsanzug und so 'n Waschbeutel. Da waren Zahnbürste, halt Zahncreme, 'ne Handwaschbürste, 'ne Seifenbüchse, was ham mer noch da? Das wars glaub ich schon. Und der Beutel, der Seifenbeutel, wo die Seife reinkam. Und dann haste Trainingsanzüge gehabt. Das wusst' ich noch, das warn so braun mit so rot-gelben Streifen warn die. Also da hast de hier so Streifen auf der Seite gehabt, hier so (Interview mit Simon Rüter am 14. April 2011, 00.59.00- 00.60.18 D1).

Susanne und Sigurd Schrade bestätigten mir diese Vorgehensweise, die sich in der ritualisierten Entledigung oder Enteignung alles Individuellen beim Eintritt in die Jugendwerkhof-Gemeinschaft ausdrückte.²⁷ Durch die einheitliche Anstaltskleidung wurden die Jugendlichen uniformiert und dadurch entindividualisiert.

24 Die Forderung nach gewaltfreier Erziehung und einem achtsamen Umgang mit Kindern ist erst im November 2000 mit einem Gesetz „zur Achtung der Gewalt in der Erziehung“ gesetzlich umgesetzt worden. Richtungsweisend hierfür war der 1942 verstorbene Pädagoge Janusz Korczak, der schon 1911 eine „Magna Charta“ der Kinderrechte verfasste. Janusz Korczak, ein polnischer Arzt, Pädagoge und Kinderbuchautor schrieb Aufsätze für Erzieher und Eltern. Als Leiter eines Waisenhauses konnte er seine Prinzipien und Erziehungsvorstellungen im Alltag umsetzen (Korczak 2007; 2012).

25 Die Konstruktion von sogenannten „Problemfällen“ sowie „devianten“, „schwererziehbarer“ und „straffälliger“ Kinder und Jugendlicher in der DDR sollten Gegenstand weiterer Forschung werden.

26 Interview mit Simon Rüter am 14.4.2011, 00.58.30 D1.

27 Die Privatkleider wurden abgenommen und die Haare geschnitten (vgl. erstes Interview mit dem Ehepaar Schrade am 27.2.2012, 00:32:45 bis 00:38:55. Hierzu auch Sachse 2010: 181).

3.1 Spezialheime als rechtsfreie Räume

Die Erzählungen über die Spezialheime vermitteln eindeutig den Eindruck, dass jene Heime, als „totale Institution“ strukturelle Elemente der Gewalt aufwiesen und als eine Art „rechtsfreier Raum“ funktionierten. Die Tatsache, dass die Heime meist auf dem Lande und isoliert standen, hat diese Wahrnehmung sicherlich verstärkt. Erving Goffman definiert es so:

Eine totale Institution lässt sich als Wohn- und Arbeitsstätte einer Vielzahl ähnlich gestellter Individuen definieren, die für längere Zeit von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten sind und miteinander ein abgeschlossenes, formal reglementiertes Leben führen. Ein anschauliches Beispiel dafür sind Gefängnisse, vorausgesetzt, dass wir zugeben, dass das, was an Gefängnissen gefängnisartig ist, sich auch in anderen Institutionen findet, deren Mitglieder keine Gesetze übertreten haben (Goffman 1973: 11).

Susanne und Sigurd Schrade sprechen deutlich über den menschenrechtsverletzenden Charakter dieses „abgeschlossenen, formal reglementierten Lebens“. Auch sprechen sie davon, dass der Mensch „zur Null“ gemacht wurde, also gezielt gebrochen werden sollte. Ganz offen reden sie über Arrestzellen, über Gitter vor den Fenstern und über Machtmissbrauch der ErzieherInnen und Übertragung der Bestrafung an den Gruppenführer oder die Gruppenführerin. In den Spezialheimen wurden viele Misshandlungen, die nach DDR-Recht unzulässig waren, bis 1990 geduldet (Wapler 2012: 80 ff.). Die Kinder waren Tag für Tag mit potentiellen und faktischen Gewaltausbrüchen und Entgleisungen von Seiten des Heimpersonals konfrontiert:²⁸

Also Strafen warn-, das ging -, war 'ne Tortur über die ganze Heimzeit. Also das die Erzieherinnen-, also diese Frau E. war-, die is mir so in Erinnerung geblieben. Also ich könnt die auch heute noch beschreiben, wie 's damals aussah, was se für 'n Moped gefahren hat. Ihre Liebessänger, also ich weiß alles noch von der Frau, ich hab die nie vergessen, die is halt eingebannt. Ihre Lieblingsbeschäftigung war halt immer so erstmal früh so, Bettennoten und so halt. Wenn man dann von der Schule kam dann so nach 'm Mittag, wenn das einigermaßen geklappt hat un man hatte halt wieder 'n Eintrag im Tagebuch, also da gab 's so, die hatten so 'n großes Buch gehabt, das ge- is auch immer mit in die Schule gegangen, dann so Tadel und so 'n Zeug kam da rein oder die Mitarbeit nich

28 Im November 1984 reicht ein Vater aus Leipzig eine Eingabe an das Ministerium für Staatssicherheit ein mit der Bitte um Prüfung und Stellungnahme zu einem Vorfall, der seine beiden Söhne in einem Spezialkinderheim betraf. Die Schule der Kinder hatte die Heimeinweisung 1984 beantragt, und die Jugendhilfe hatte dies auch befürwortet. Die Eltern waren dazu gezwungen, ihre Kinder ins Heim zu bringen. „Nun waren wir am 04.11.1984 zu Besuch in Eilenburg bei XX und mußten erfahren, ich möchte betonen ‚nicht nur von unserem Sohn!‘, dass unser Sohn durch den Erzieher Y körperlich gezüchtigt, beziehungsweise gebiesagt wird. Zum Beispiel an den Haaren ins Doppelstockbett gezogen wurde, des weiteren unterm Knie ins weiche Fleisch gekniffen und darangezogen. [...] Mein Sohn sagte, dass er das seinem Vater erzählen würde, da bekam er zur Antwort, dass könne er machen, dem Erzieher würde sowieso nichts passieren. Ich stellte meinen Sohn vor dem Erzieher nochmal zur Rede, wobei er bei dem mir gesagten blieb. Wie nicht anders zu erwarten leugnete der Erzieher [...] Keines der anderen Kinder hat den Mut, es den Eltern zu sagen, weil sie Angst vor den Repressalien dieses Mannes haben.“ BStU, MfS, BVfS Leipzig, BdL 01876, Seite 0102.

entsprechend war, war halt so ihre Lieblingsbestrafung halt so, so dieses Kneifen. Die hat so in die Haut rein und so rumdrehen und mit diesen diesen Fingern, das war halt auch in der Schule 'ne beliebte Strafe, so mit diesen Knöcheln hinten so über 'n Hinterkopf, so an diesen Knochen hier hinten. Das dann so drüberziehen, so mit Vollgas so Zack! Also Rubbeln ham die das halt genannt. Das war halt immer so Lieblingsbeschäftigung. Oder Strafen aussprechen wie Flurblocker oder Schuhe putzen für die ganze Gruppe. So das man wirklich schön als Arschloch da stand so (Interview mit Simon Rüster am 14 April 2012, 00:12:06).

Entgleisungen von Nachtwächtern²⁹ werden ebenfalls geschildert:

Ja. Nachtwache. Ist auch so 'ne Sache. Ganz schlimme Sache. (3) Also wir hatten 'ne Nachtwache, der hieß Herr D. Und da is halt 'n Mensch gewesen, der hat soweit ich in Erfahrung-, später dann nach der Wende in Erfahrung gebracht hab, hat der schon hier in Gräfentonna im Gefängnis gearbeitet. So. Und der war halt Nachtwache dort in dem Kinderheim. Und das war halt 'n Mensch, klein, dick, Brille, und der hatte so Fingernägel, die gingen so rum, der hat irgendwie ganz komische Fingernägel, sah aus wie so Krallen. (3) Und (4) ah das war 'n Sadist. Einfach nur 'n Sadistenschwein. Was anderes war das gar nicht, 'n absolutes Arschloch, also ich,....Er hat die Leute rausgeholt, ich weiß noch-, die Leute hatten, Kinder halt, so aus Socken Fußball gemacht, so groß. Und abends wurde die Station abgeschlossen. Da wurde alles zugeschlossen und so und da durfte keiner mehr raus aus den Räumen. Hieß es dann Achtverschluss. Da wurde abgeschlossen. Und dann durfte keiner mehr raus, also auf Toilette, so, das musste alles vorher erledigt werden. Und dann durfte keiner mehr aus dem Zimmer raus. Und die Leute ham halt so kleine Fußbälle aus Socken gebaut. Und sie ham halt draußen auf dem Flur ham die 'n bisschen Fußball noch gespielt, das war im Sommer so. Und die sin immer gekommen und ham vorne an der Tür gelauscht. So. Ah Tür vorne ganz leise aufgemacht, so, und dann rein, die die se erwischt ham, die hams so un so gleich gekriegt. Da is der gleich hin und gleich drauf geprügelt. Und dann ham die die ganze Station noch rausgeholt, egal wie spät das war. Und wenn der nur nachts jemanden erwischt hat, der mal auf Toilette musste. Da ham die die ganze Station rausgeholt, alle vor die-, vor ihre Zimmer stellen mussten, also da mussten mer uns alles so vor die Zimmer stellen, an die Wand. Und da ham die sich immer so kleine Spiele einfallen lassen. So wie Kniebeuge nach Zahlen. Mit Büchern, also mit vorgestreckten Händen. Da hat der Bücher draufgelegt (Interview mit Simon Rüster am 14 April 2012, 00:24:12.)

Schließlich werden erdrückende und angsteinflößende Situationen unter den Heimkindern allein erinnert:

²⁹ Vgl. der Bericht eines IMs, der in den sechziger Jahren als Heimerzieher im Spezialkinderheim Bad Blankenburg arbeitete und wegen Misshandlungen an Kindern bekannt war: „Nachtwächter wird ins Heim eingestellt, handelt sich um XX. 65 Jahre, vorbestraft 1957 wegen Unz. M. Kindern, z.Z. wohnhaft Potsdam, ehem Rudolstadt.“, VPKA Rudolstadt, OG II, Reg.-Nr. 194/64, 1964-1978, 5.10.1965, BStU, MfS, BV Gera/KD Stadtroda, Bl.S. 102.

Wenn jetzt jemand unordentlich war, also unsauber am Körper, das hat mir so leidgetan ... die war in ner andern Brigade. Da ham die gejagt, hier, in, in, in, in Duschraum. Ham die naksch gemacht und ham die mit'm Schrubber geschrubbt. Die konnte aber nix dafür. Die hat Defizite gehabt (Interview mit Zora Ilex von Ronald Gebauer am 28. März 2011, 00:42:15 – 00:43: 32).

Also, erstmal Handgreiflichkeiten auch, dann weiß ich noch, da hatten wir eine dabei, die war halt nicht ganz so – hygienisch, sag ich mal. Ja, die haben sie dann halt unter die Dusche gestellt und mit dem Schrubber und mit Ata und kaltes Wasser (3) abgeschrubbt. und die anderen mussten dann halt zugucken. (3) Oder mitmachen, sonst hätten sie vielleicht auch noch n paar draufgekriegt. (2) (Interview mit Sabine Mirabelle, Jg. 1967, von Ronald Gebauer am 10. März 2011, 01:03:47).

Sie wurden Zeuge oder gar Mittäter bei physischen Angriffen auf ein anderes Kind, sollten andere Kinder und Jugendliche denunzieren, bei der Bestrafung von Heimkindern beispielweise durch Festhalten mithelfen oder zusehen, wie andere gequält wurden.

Na, da gings schon. Also, da ist es zum Beispiel so gewesen, auch einmal, ähm, da wußt ich zum Beispiel nicht, was ich mache. Das war, da war ich überfordert mit der Situation. Ich wollte dem Mädchen helfen – und zwar ham se der die Klobürste hinten rein gerammt. (2) und (2) die ham alle angefeuert, und ich bin dann dazu gekommen und konnt gar nicht glauben, was ich da sehe. //I: Hm// (3) Und hab dann was dazu gesagt und dann ham se gesagt: „Du bist auch gleich dran.“ Und normalerweise hab ich ja immer dann (2) gedacht: Nee, du bist die Stärkere. Aber da konnt ichs dann nicht. Da – das war zu viel für mich. Und da warn ja auch mehrere. Das warn ja von zwei Gruppen – und das waren so viele dann und ältere, weil das die älteren Gruppen warn, da konnt ich nicht, da wußte ich nicht. Also, da hab ich lange zu knabbern gehabt auch. Das hab ich dann eigentlich gut vertragen – verdrängen können. Aber das war schon krass. Also da ham se – und es muss wohl nicht das erste Mal gewesen sein. Also die müssen im Waschraum immer mal Aktionen gemacht haben. Da weiß ich Gott sei Dank nichts von. Das will ich auch gar nicht wissen. (2) Also mich ham se nicht drangenommen. (3) Wahrscheinlich, weil eben schon bekannt war, dass ich aus der Gruppe unten, wo ich in der Zelle war, na eben das (3). Gott sei Dank. Die haben mich da eigentlich alle in Ruhe gelassen (Interview mit Karin Ast, Jg. 1971, am 15. März 2011, 00:55:06-00:56:30).

Die pädagogische Referenz für die Heimpädagogik in der DDR war Anton Makarenko (1888-1939), der als bedeutendster Pädagoge der Sowjetunion gilt (Kamp 1995: 467-545). Auf dieser Grundlage waren die Heimkinder permanenter Kontrolle seitens der Heimerzieher oder anderer Heimkinder ausgesetzt und wurden in kollektive Maßnahmen gezwungen. Die Folge war der vollständige Verlust von Intimität und die unmittelbare Bedrohung des eigenen Körpers. Die von Erving Goffman (1973: 40-41) als direkten und elementaren Angriff auf das Selbst herausgestellte Entblößung und Bloß-

stellung ist in den Interviews in jeder Hinsicht belegbar. Goffman schildert die erdrückende Führung der „Insassen“ durch das Personal, das jede Geste reguliert, beurteilt und sanktioniert (Goffman 1973: 45).

3.2 Kollektiverziehung oder Opportunismus?

Die Ausübung der Gewalt innerhalb einer Gruppe nahm unterschiedliche Formen an, je nachdem, was die „Gruppenchefs“, die als „Lieblinge“ der Heimerzieher beschrieben wurden, als notwendig erachteten. Der Gruppenchef trug eine Armbinde, die der ehemalige Jugendwerkhofleiter Schrade als „Waffe“ beschrieb.³⁰ Heimkinder, so Schrade weiter, seien für Symbolik sehr empfänglich gewesen. Aber auch als „Lieblinge“ der Heimerzieher waren die Gruppenchefs sehr unbeliebt. In der Gesamtsituation Heim war persönliche Zuwendung extrem rar. Entsprechend genau wurde deshalb die Verteilung von persönlicher Zuwendung beobachtet und von Erziehern, denen dieser Mangel bewusst war, auch als Erziehungsmittel eingesetzt. Zuwendung von Erziehern musste man sich in einer Konkurrenzsituation durch besondere Leistungen, besonders unterwürfiges Verhalten verdienen. Das machte die „Lieblinge“ bei den anderen unbeliebt und führte mitunter sogar zu Racheakten.³¹

Schläge und Drohungen von den „Lieblingen“ fanden wiederum laut Aussagen der Interviewpartner regelmäßig statt. Somit waren viele Kinder und Jugendlichen Opfer und Täter zugleich, wodurch der Kontakt untereinander belastet war. Solidarisierung und Gemeinschaftsbildung erstickten im Keim. Die anderen Heimkinder werden in den Interviews nicht in Verbindung mit Freundschaften, sondern in Schilderungen von Gewalt und Kollektiverziehung erwähnt. Bei der Beschreibung der Heimkinder benutzen die Interviewten bezeichnenderweise den Wortschatz und die Kategorien der HeimerzieherInnen. Sie sprechen von Kindern bzw. Jugendlichen „ohne jede Auffälligkeit“, von „Waisen“, „Kriminellen“, „Verhaltensauffälligen“, „Schulschwänzern“ und Kindern mit „Erziehungsproblemen“ und weisen somit auf die Heterogenität der Kinder und Jugendlichen hin, die im Heim lebten. Fast nie werden andere Kinder oder Jugendliche namentlich oder anhand von persönlichen Charakterzügen erinnert und dargestellt, sondern gesichtslos und anonym. Oft werden sie als diejenigen geschildert, die geschlagen, gedrängt und gedroht haben. Die Erzählung von Susanne Schrade gibt die Perspektive der Erzieherin auf die sogenannte Kollektiverziehung wieder:

Und vielleicht auch noch mal zu diesen Situationen, die [...] so zugespitzt haben, dass wir, dass, dass die Kollegen gemeint haben, keine andere Möglichkeit mehr zu haben: diese Kollektiverziehung. Das bestand ja auch aus einem Funktionärssystem, also Selbstverwaltung sollte das ja sein. So, und da darf man nicht vergessen: die Jugendlichen haben mit sich selbst genügend zu tun, die sollten erst mal selbst ihre Lage erkennen, jetzt wurden die in die Lage versetzt, in gewissen Tagesbereichen die Gruppe zu führen. Die kamen ja über kurz oder lang in die gleiche Situation, dass sie mit ihrem Latein am Ende waren. Die haben ja auch nicht untereinander ja, ja wie soll ich mal sagen, akzeptiert, dort ist natürlich auch ein Sumpf gewuchert von Präfektentum von-von-von-von Drangsalierungen, die dann nachts, bilde ich mir ein, auch oft in den Schlafsälen, wenn

30 Vgl. zweites Interview mit dem Ehepaar Schrade am 28.2.2012, 00.23.11.

31 Zur Delegierung von Kontroll- und Leitungsbefugnisse und Kalfaktorialität vgl. Jöns 1995: 114 ff.

zwölf Jugendliche in einem Saal, [...], dass es da zu solchen Übergriffen kam, wo dann auch Jugendliche weggelaufen sind, weil sie dem Druck der Gruppe gar nicht mehr Stand halten konnten. Ist mir völlig nachvollziehbar. Es ist auch ein Wahnsinn, die Jugendlichen, die selbst zu ihrer Erziehung dort sind, praktisch anstatt von Erziehern den Tageslauf regulieren zu lassen. Das würde ja bedeuten, sie können das alles dann [...] können wir sie entlassen und die haben dann natürlich alles, was so an Kränkungen untereinander war, haben die dann ausgespielt, wenn die als Hygieneverantwortliche die Schränke kontrolliert haben oder wenn da noch ein Fussel am Besen war oder noch Wasser im Eimer. Da gibt's ja so feine Dinge, wo man den Menschen zur Null machen kann, auch untereinander (erstes Interview mit dem Ehepaar Schrade am 27. Februar 2012, 01:28:50).

Die Unerträglichkeit der Kollektiverziehung kulminierte täglich in den öffentlichen Ritualen, die in „Gruppenversammlungen“ vollzogen wurden. Oftmals hatten diese Züge eines Tribunals, bei welchem Heimkinder bloßgestellt wurden.³² Zora Ilex erzählt, wie sie solche Versammlungen im Jugendwerkhof Hummelshain erlebt hat:

Es wurde von jedem die Arbeit des Tages ausgewertet, das Verhalten sowie die Sauberkeit. Da wurde alles auf den Tisch gelegt. Alles. Wenn de da ma ein Taschentuch uf'm Tisch liegen gelassen hast, das wurde auch, mit zur Auswertung mitgebracht. Oder ma, ma was Schlimmeres passiert, das wurde alles mit zur Auswertung gebracht. Wie zum Beispiel ... ich hatte Angst, is klar. Ich habe ja heute och mit meiner Inkontinenz zu tun, da ging och ma was ins Bett. Das wurde ausgewertet, da hab ich mich wieder geschämt wie so'n Bettnässer (Interview mit Zora Ilex von Ronald Gebauer am 28. März 2011, 00:34:49 – 00:35:12).

Sigurd Schrade als ehemaliger Erzieher spricht deutlich von einer

ständigen Abrechnung, Tagesauswertung, Wochenauswertung, Monatsauswertung, das wurde alles ständig bewertet, beurteilt. Sie [die Jugendlichen] mussten Stellung nehmen: „Wie siehst Du das?, wie siehst Du das?“ herausgefordert, als einen regelrechten Konkurrenz- und Machtkampf, der da organisiert wurde (erstes Interview mit dem Ehepaar Schrade am 27. Februar 2012, 00:24:15).

Jeden Tag mussten die Heiminsassen erleben, wie jemand bei den Auswertungen oder bei Inspektionen gedemütigt wurde. Die Formen der Gewalt reichten von öffentlichen physischen oder psychischen Bloßstellungen und Demütigungen wie etwa beim Duschen, Zwangsputzen vor der Gruppe bis hin zu einzelnen Einschüchterungen (ausführlich Goffman 1973: 32-42). Der permanente erzieherische Druck war für sich genommen eine Form der Gewalt, der sie sich nicht entziehen konnten bzw. nur über das „Entweichen“, was wiederum härtere Strafmaßnahmen zur Folge hatte. Oftmals wurde das Kind oder der Jugendliche nach einer „Entweichung“ mit Arrest bestraft oder

³² Vgl. hierzu die Reportage *Jugendwerkhof* von Roland Steiner (DEFA 1988) über den Jugendwerkhof Hummelshain in Thüringen, in dem eine gezielte Demütigung im Rahmen einer Gruppenversammlung präzise dokumentiert wird.

musste sich einer öffentlichen Bestrafung unterziehen, die ihn oder sie stigmatisierte und erniedrigte. Im Jugendwerkhof Hummelshain mussten die Heimkinder in solchen Fällen noch in den 1980er Jahren einen Tag lang mit einer bestimmten Uniform durch das Gelände laufen. Ähnliches gab es in den 1960er Jahren mit der sogenannten Strafkleidung auch in der BRD (Kuhlmann 2008: 144). Dies erklärt auch, warum sich Erzählungen über „Entweichungen“ stark ähneln und warum Abläufe über Polizeireviere, Durchgangsheime, Transfer, Drohungen mit dem Geschlossenen Jugendwerkhof Torgau und Empfang im Spezialheim mit Arrest und Kerker in einem gleichförmigen Wortlaut erzählt werden. Gewaltaktionen wie kollektive Schlägereien nach einer Einweisung, nach einer „Entweichung“ oder nach einem Diebstahl wurden von den ErzieherInnen oftmals geduldet oder gar subtil angestiftet.

Die sozialistische Kollektiverziehung (manche reden von „Selbsterziehung“) in der Heimerziehung beruhte auf die Überzeugung, dass das Heimkind über das Heranwachsen seines Bewusstseins zur wertvollen Persönlichkeit der sozialistischen Gesellschaft zu formen war. Eberhard Mannschatz lieferte in der DDR das theoretische Grundgerüst für die Erzieher, indem er sich stark auf Makarenko berief: Kinder sollten zum Kollektiv und durch das Kollektiv erzogen werden, wobei das Kollektiv als Mittlerfunktion zwischen Gesellschaft und Individuum generell aufgefasst wurde und diesem eine zentrale Erziehungsfunktion aufgebürdet wurde.³³ Die Kollektiverziehung im Spezialheim führte nicht zu einer Umerziehung im Sinne einer verbesserten Persönlichkeit, deren Charakterzüge sich der sozialistischen Gesellschaft angenähert hatten, sondern einzig und allein zur überlebenswichtigen Anpassung, die mit der Unterordnung unter das Heimkinderkollektiv zu gewährleisten war. Dieses unausgesprochene Gesetz des Stärkeren begünstigte die Herausbildung von Opportunisten, die nur daran interessiert waren, ihre Vorteile zu sichern, und denen dafür jedes Mittel recht war. Die soziale Heterogenität der Heimkinder (in puncto Persönlichkeit und familiärem Hintergrund) gekoppelt mit der nicht tolerierten individuellen Abweichung von den vorgegebenen Zielen der Umerziehung führte zu einer strengen Hierarchie innerhalb der Kollektive und zu opportunistischen Verhaltensmustern, die das Handeln der Heimkinder beherrschten. Susanne Schrade fasst zusammen, dass der „eigentliche Kern“ dieser Pädagogik in der erzwungene Anpassung bestand. Sie reduziert diese Pädagogik radikal auf ihr gewaltförderndes Potential: „Wenn einer sich an das System gut angepasst hat, ist er umerzogen worden.“³⁴ Die hochgepriesene „Umerziehung“ der Kinder und Jugendlichen hatte zur Folge, dass die Heimkinder einen Zwang zu Anpassungsstrategien internalisierten, die eher von eigenen Interessen als von moralischen Regeln bestimmt waren.

3.3 Isolation und Tabuisierung

Ein weiterer Aspekt der Gewalt innerhalb dieses Mikrokosmos resultiert aus der Tatsache, dass die Spezialheimen innerhalb der DDR-Gesellschaft ein gesellschaftliches Tabu darstellten. Goffman bringt mit dem Begriff der totalen Institution diese Tabuisierung mit der Isolierung der Einrichtungen in Zusammenhang:

33 Mannschatz unterteilte das Kollektivbewusstsein in drei Teile: „Kern“, „Reserven“ und der „Rest“ (Mannschatz 1961).

34 Erstes Interview mit dem Ehepaar Schrade am 27.2.2012, 00:25:27.

Jede Institution nimmt einen Teil der Zeit und der Interessen ihrer Mitglieder in Anspruch und stellt für sie eine Art Welt für sich dar; kurz, alle Institutionen sind tendenziell allumfassend. [...] Ihr allumfassender oder totaler Charakter wird symbolisiert durch Beschränkungen des sozialen Verkehrs mit der Außenwelt sowie der Freizügigkeit, die häufig direkt in die dingliche Anlage eingebaut sind wie verschlossene Tore, hohe Mauern, Stacheldraht, Felsen, Wasser, Wälder oder Moore. Solche Einrichtungen nenne ich totale Institutionen (Goffman 1973: 15).

Informationen aus Spezialheimen durften unter keinen Umständen an die Bevölkerung gelangen. Deshalb war es Heimkindern streng verboten, nach ihrer Entlassung über ihre Erlebnisse zu reden. Serge Tisseron schreibt darüber, dass durch das Schweigen das Trauma verdoppelt wird, weil das Opfer niemanden findet, der ihm/ihr hilft oder zuhört, um das traumatische Erlebnis bzw. den ersten Schock zu überwinden (Tisseron 2005: 190-207).

In diesem Zusammenhang war auch die „Entweichung“ Gegenstand permanenter Sorge aller Jugendwerkhofleiter, die dem Vorgesetzten im Referat Jugendhilfe der Bezirke aber auch dem Bezirksschulrat, dem Rat des Kreises, der Kreisdienststelle des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) und der SED-Kreisleitung rechenschaftspflichtig waren. Kontakte zwischen Heimkindern und der Bevölkerung waren unerwünscht, weil man die Unruhe fürchtete, die sich in der Bevölkerung der umliegenden Dörfer hätte ausbreiten können. Stattdessen wurde die schnellstmögliche Rückführung des Heimkinds in den Jugendwerkhof erwartet, um „kriminelle Handlungen“ zu verhindern. Das MfS sorgte auch dafür, dass es nicht dazu kam: Inoffizielle Mitarbeiter wurden unter den Heimerziehern eingesetzt, um Ausschreitungen und Unruhen, die Heimkinder in der Umgebung ihrer Heime hätten auslösen können, vorzubeugen. Die Offiziere des MfS wollten darüber hinaus Fälle von Republikflucht verhindern. Manche IM geben Einblicke in den Alltag der Heime. Dabei wird kaum die Perspektive der Kinder eingenommen, sondern jene der ErzieherInnen. Systematisch wurde darüber berichtet, wie die „Stimmung“ im Heim war, wie der Leiter, die Leiterin arbeitete, wie die HeimerzieherInnen politisch dachten und ob es westorientierte Jugendliche gab.³⁵ Das MfS spielte in den Jugendhilfeeinrichtungen der DDR eine aktive Rolle. Diese Dimension und die Ideologisierung des Alltags sind deutliche Unterschiede zu der Heimerziehung der Bundesrepublik, während Gewalterfahrungen in beiden deutschen Staaten zumindest bis Ende der sechziger Jahre ein Kennzeichen von Heimerziehung waren.

Eine Folge der Abgeschlossenheit der Heime und des Sprech- und Kontaktverbotes bestand darin, dass nur ein kleiner Kreis – MitarbeiterInnen der Jugendhilfe, des MfS, der Volksbildung und des Gesundheitswesens – in die Strukturen und Prozesse der Einrichtungen der Jugendhilfe eingeweiht war. Wer aus welchen Gründen und mit welcher Perspektive damals Heimkind wurde, blieb der Mehrheit der Bevölkerung verborgen.³⁶

35 Im Archiv des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen (BStU) finden sich über 800 Seiten Material über Kinderheime und Jugendwerkhöfe aus unterschiedlichen Kreisdienststellen der ehemaligen DDR.

36 Diese Ignoranz der Gesellschaft ist heute noch spürbar, wie wir es durch eine telefonische Befragung bei über 1.000 Haushalten feststellten (Ritter 2012).

Kontakte nach außen wurden behindert und kontrolliert. So wurde die eingehende und ausgehende Post vom Heimpersonal gelesen und zensiert, so dass eine vertrauliche Kommunikation mit Bezugspersonen unterbunden wurde.³⁷ Auch Geschenke wie Süßigkeiten und anderes, die man von zu Hause geschickt bekam, mussten geteilt werden. Oftmals wurden sie von den Heimerziehern ganz zurückgehalten, sodass auch über solche materiellen Zuwendungen kein Trost erfahren werden konnte. Tristan Murau, der im Spezialkinderheim Bad Blankenburg war, erinnert dazu:

Oder, meine Eltern haben mir ein Weihnachtspaket geschickt. Und da war ein Polizeiauto drinnen. Und das hat der auf'n Fußboden gelegt und hat mit'm Fuß draufgetreten. Ist schlimm (Interview mit Tristan Murau am 16. März 2011, 00:28:40).

Auch von den Eltern war kein Trost zu bekommen, da deren Besuchsrecht eingeschränkt war. In Spezialheimen gab es in der Regel drei bis fünf Besuchssonntage im Jahr. Weitere Besucherlaubnis gab es zumeist nicht, nur einzelne Heime handhabten dies lockerer. Zudem wurde die Besucherlaubnis als disziplinarisches Druckmittel eingesetzt und relativ oft verweigert. Der eingeschränkte Kontakt zu den Eltern mag eine Erklärung dafür sein, dass die Familienmitglieder in den Erzählungen über die Heimzeit nicht erwähnt werden. Sie tauchen nur im Rahmen der Besuchsfrequenz auf und werden mit Sehnsucht in Verbindung gebracht.

Auch Bildung spielte in der Heimerziehung eine geringe Rolle. In den eigenen Spezialheimschulen unterrichtete oftmals unqualifiziertes oder strafversetztes und durchaus überfordertes pädagogisches Personal, das sich auch nicht scheute, den Unterricht durch Zusammenstreichen der Stundenpläne weiter zu reduzieren. In welchem Umfang die persönliche Entwicklung der Kinder somit in vielen Hinsichten massiv eingeschränkt wurde, wird in den sozialen Folgen der DDR-Heimerziehung sichtbar. Dass die DDR-Heimkinder zu keinem Zeitpunkt auf ein eigenständiges Leben nach dem Heim vorbereitet wurden, wurde in den Interviews wiederholt berichtet. Vielmehr fühlten sie sich nach der Entlassung aus dem Heim allein gelassen, hilflos und nicht im Stande, auch die einfachsten, alltäglichsten Aktivitäten wie Einkaufen, Kochen oder die finanzielle Haushaltsführung zu bewältigen. Auch auf einen Beruf wurden sie im Spezialheim nicht vorbereitet, sondern allenfalls in Hilfsarbeiten eingewiesen (Arp/Butz 2012: 41-52).³⁸

4. „Haben Sie im Heim Gewalt erlebt?“

Die Interviewpartner haben alle im ersten offenen Teil des Interviews Gewaltszenen wiedergegeben. Dabei hatte ich oft das Gefühl, dass sie zum ersten Mal Erlebnisse beschrieben, die sie nie zuvor in Worte gefasst hatten. Es waren meist Situationen von

³⁷ Vgl. dazu die Briefe eines Jungen an seine Mutter, der im Alter von 14 bis 18 Jahren in drei verschiedenen Spezialheimen leben musste (May 2018).

³⁸ In den Normalheimen besuchten die Heimkinder die Schule außerhalb des Heimes und konnten den Abschluss der zehnten Klasse absolvieren. Anschließend wurde über die Jugendhilfe bzw. die Heimleitung ein Ausbildungsplatz vermittelt. Zu den Unterschieden zwischen Normal und Spezialheimen vgl. Arp 2012a: 57-60.

Gewalt, von Willkür und Kollektivverziehung. Am Ende eines jeden Interviews versuchte ich mit einer Nachfrage, das jeweilige Verständnis von Gewalt zu erfassen. Die Antworten auf meine Frage „Haben Sie im Heim Gewalt erlebt?“ überraschten und verwirrten mich. Fast alle betonten, Gewalt zwar gesehen, aber nicht persönlich erfahren zu haben.

Nach ein paar Interviews verstand ich, dass meine Frage zu abstrakt und darüber hinaus ungeschickt war. Die Verneinung persönlicher Gewalterfahrung resultiert aus einem spezifischen Verständnis von Gewalt. Ein abgestuftes System von offiziellen und inoffiziellen Strafen war fester Bestandteil des pädagogischen Systems und wurde als solches geradezu internalisiert. Das Wissen um Strafe soll zu die mit Strafe versehenen Handlungen unterbinden. In der Praxis führten regelmäßige Strafen, besonders wenn sie kalkulierbar waren, zu einer „Übel-Abwägung“: fünf Stunden unerlaubten Entfernens, „kosteten“ beispielsweise zwei Tage Arrest. Also wurde Arrest nicht als Ausdruck von Gewalt begriffen, sondern als Zahlungsmittel für unerlaubtes Entfernen. Als Heiminsasse kalkulierte man, ob der Arrest als „Gegenwert“ für den Genuss kurzzeitiger Freiheit in einer verkraftbaren Beziehung stand. Wenn ja, nahm man ihn in Kauf. Deshalb wurde ein Teil der Strafen nicht unter dem Stichwort „Gewalt“ erinnert (vgl. Sachse 2010: 106-110)

Eine weitere Erklärung für die Negierung eigener Gewalterfahrung besteht darin, dass Kinder, die einer solchen Erziehung längerfristig ausgesetzt waren, negative Gefühle verdrängen mussten, um psychisch standzuhalten.³⁹ Die ehemaligen Heimkinder hatten sowohl bei ihren Eltern als auch in verschiedenen Heimen so viele Gewaltformen erlebt, dass sie die Bandbreite ihrer Erfahrungen mit diesem einen Begriff kaum verbinden konnten. Es muss für die Kinder und Jugendlichen schwer gewesen sein, die verschiedenen Formen der Gewalt zu deuten, in einer Umgebung, in der Gewalt zur Normalität gehörte. Bestimmte illegale, aber etablierte Strafarten wurden gar nicht dem Begriff „Gewalt“ zugeordnet, sondern danach beurteilt, ob sie als adäquate Reaktionen auf Regelverstöße hinzunehmen waren. Die Kinder konnten keine passenden Worte dafür finden, weil ihnen das Differenzierungsvermögen und eine Vergleichsebene fehlten. Lediglich zwei meiner letzten Interviewpartner gaben mir eine differenziertere Antwort. Der Erste, Martin Auerbach erzählte, wie ein Heimerzieher ihm mehrere Kopfnüsse gab, weil er einen Schulkameraden wegen eines „Nutellabrot“ (bzw. Nutdossi, wobei Martin Auerbach Nutella sagt) erpresste:

I: Wurde das geahndet, wenn das rauskam mit den Kopfnüssen?

S. W.: Nee, wurde nicht geahndet. Nee, nee wurde nicht geahndet. Nee. (2) Das war normal. (2)

I: Das wurde toleriert?

S. W.: Das wurde toleriert, genau. (2) Zumindest hat man's nicht so, nicht so äh so mitbekommen, ne. (3) Jo, das war so. Wir haben uns darüber lustig gemacht, wenn wir in der Gruppe waren. Aber hat schon ganz schön wehgetan. Also das war schon nicht ohne gewesen, ne. (6)

I: Würden Sie sagen, dass das Gewalt war? Also wenn ich frage, gab's Gewalt in dem Heim, was würden Sie sagen?

³⁹ Zu ähnlichen Erklärungen kommt auch Kuhlmann 2008: 153 ff. Zu den Auswirkungen der schwarzen Pädagogik und die Verdrängung der erlittenen Gewalt siehe Miller 1980.

S. W.: Nee, das ist- Nee-

I: Ist keine Gewalt?

S. W.: Nee, würde ich nicht sagen. Es tat zwar- also es tat zwar weh und aber dass, dass so, jetzt richtig so- Nee, denke ich mal nicht. Also-

I: Und was ist Gewalt für Sie?

S. W.: Gewalt? Na ich denke mal, wenn das (2) so Schlagen. (2) Dass es jetzt, wenn man Angst hat in die Gruppe zu gehen, ja. Wenn man aus der Schule kommt und hat schon richtig Bammel davor, da reinzugehen. Denke mal, da fängt für mich das an (Interview mit Martin Auerbach, geb. 1972, am 21. Juni 2012, 01:28:00-4).

Die Gewalt fasst er eher antizipativ auf, als ein mulmiges Gefühl vor dem, was ihn seitens der anderen Jugendlichen und der HeimerzieherInnen erwarten könnte, als eine Handlung, die seine Person bedroht und absehbar sei. Ähnlich äußerte sich Robin Mistel und betonte ohne jeden Zweifel, dass es Gewalt gab:

I: Hm. Aber also würden Sie sagen, dass es innerhalb der, der Jugendlichen dann damals Gewalt gab?

R. M.: Ja. (2)

I: Und also wie oft so...? Jeden Tag oder musste man irgendwie ständig damit- oder daran denken oder? (2)

R. M.: Naja, man war schon ständig damit konfrontiert also Gewalt ist auch ein Wort, das ist dehnbar. Es gibt körperliche- physische Gewalt und es gibt auch psychische Gewalt, also psychische Gewalt ist für mich, wenn der Gruppenführer (2) also ganz absurd (2) im Nachhinein, wenn=wenn der mich nach ,ner Zigarette fragt. So. Ich hab keine Zigaretten. Ich hab genauso viel Zigaretten wie der auch ((räuspert sich)), so und da kannst du, du nicht NEIN sagen. Also das, das ist schon psychische Gewalt. Gibst du dem keine Kippe, dann äh endet das in körperlicher Gewalt beziehungsweise hat der dich aufm Kieker und dann biste halt morgen dran. So. (2) Oder halt, das halt beim Fernsehgucken, was weiß ich, da (4) na das man halt irgendwelche Leute rumschickt, irgendwelche Dienste zu erledigen, halt frag mich nicht ((lautes Ausatmen)) (9) ja geh mal in mein Zimmer und hol mir mal mein, mein, meine Kekse irgendwie sowas. Das ist keine Gewalt im herkömmlichen Sinne, aber letztendlich ist es- //I: Druck ja.// Ich hab keine Lust, dem seine Kekse zu holen und ich muss die aber holen. Das ist Gewalt (Interview mit Robin Mistel, geb. 1972, am 27. Mai 2011, 00.47.30-00.48.00 D1)

Spezialheime waren geographisch isoliert, pädagogisch vernachlässigt und gesellschaftlich ignoriert. Als Ort der „Un-Erziehung“, in welchem Kinder und Jugendliche Stunde für Stunde und für eine nicht absehbare Zeit unter permanentem Druck und willkürlicher Disziplin zusammenleben mussten, geschahen tagtäglich Machtentgleisungen und Misshandlungen an Minderjährigen im Namen der „Umerziehung zur sozialistischen Persönlichkeit“.

Ehemalige Heimkinder aus Spezialheimen erlebten körperliche und psychische Gewalt und widmen meist unbewusst einen großen Teil ihrer Erzählungen diesen Erinnerungen. Die Gewalt vollzog sich überwiegend als strukturelle Gewalt, zum Beispiel als

Ausgeliefertsein gegenüber den herzlosen und formalen Routinen der Heimeinweisung oder als delegierte Gewalt, die die Mitinsassen in der Kollektiverziehung ausübten.

Hier wird ein Realbild von Kindheit gezeichnet, welches von der Welt abgeschnitten ist, geprägt von einem durchstrukturierten Alltag, aus dem es kein Entkommen gibt, in dem Minderjährige wenig Wert haben und das Gesetz des Stärkeren greift. Einige InterviewpartnerInnen werden bis heute von Ängsten und Scham verfolgt und von Schuldgefühlen geplagt. Die Verarbeitung früherer Gewalterfahrungen bleibt ein Lebensproblem, nicht zuletzt, weil sie damals verdrängt wurde und unausgesprochen blieb. Die damaligen HeimerzieherInnen, Eltern und LehrerInnen waren Teil dieses Schweigekartells, und manche schweigen bis heute.

LITERATUR

- Arp, Agnès (2012a): Leben nach dem Kinderheim: Folgen der Heimerziehung in der DDR. Eine Annäherung, in: Agnès Arp, Kathleen Butz, Ronald Gebauer, Michael Hofmann, Jan Kalies und Thomas Ritter: Zur sozialen Lage ehemaliger DDR-Heimkinder in Thüringen. Forschungsbericht im Auftrag des Thüringer Ministeriums für Soziales, Familie und Gesundheit, Erfurt, 18-66. https://www.thueringen.de/imperia/md/content/tmsfg/abteilung4/referat31/forschungsbericht_soziale_lage_ddr-heimkinder.pdf (28.02.2019).
- Arp, Agnès (2012b): Alltagserinnerungen von ehemaligen Heimkindern aus Spezialheimen der ehemaligen DDR, in: Agnès Arp, Michael Hofmann und Jan Kalies: Strukturen und Prozesse in den Spezialheimen der DDR in Thüringen. Forschungsbericht im Auftrag des Thüringer Ministeriums für Soziales, Familie und Gesundheit, Erfurt, 74-166. https://www.thueringen.de/imperia/md/content/tmsfg/abteilung2/referat24/forschungsbericht_strukturen_und_prozesse_in_spezialheimen_der_ddr.pdf (28.02.2019).
- Beauftragter der Bundesregierung für die Neuen Bundesländer (Hg.): Aufarbeitung der Heimerziehung in der DDR (2012).
- Benz, Wolfgang (2014): Gewalt gegen Kinder. Jugendhilfe und Heimerziehung in der DDR, in: Deutschland Archiv. <http://www.bpb.de/182642> (17.04.2018).
- Beyler, Gabriele und Laura Hottenrott (2010): Weggesperrt, geschädigt und gedemütigt – Der lange Weg zur Rehabilitierung von DDR-Heimkindern, in: Horch und Guck, Zeitschrift zur kritischen Aufarbeitung der SED-Diktatur, Heft 68, Jg. 2/2010, 22-25.
- Cyrułnik, Boris (2011): „Scham“. Im Bann des Schweigens. Wenn Scham die Seele vergiftet. Hünfeldern.
- Gahleitner, Silka Birgitta und Ilona Oestreich (2010): „Da bin ich heute krank von“. Was hilft ehemaligen Heimkindern bei der Bewältigung ihrer Traumatisierung? Berlin. http://www.rundertisch-heimerziehung.de/documents/RTH_dabinichheutekrankvon.pdf (17.04.2018).
- Gmurman, Wiktor (1960): Disziplin in der Schule. Ost-Berlin 1960.
- Goffman, Erving (1975): Stigma. Frankfurt am Main.
- Goffman, Erving (1973): Asyle: über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main.
- Hannemann, Martin (1995): Erziehung der sozialistischen Persönlichkeit, in: Deutscher Bundestag (Hg.): Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“, Bd. III/1, Baden-Baden.

- Hoffman, Michael (2012a): Erfahrungen und Orientierung von Heimerziehern in der DDR, in: Agnès Arp, Kathleen Butz, Ronald Gebauer, Michael Hofmann, Jan Kalies und Thomas Ritter: Zur sozialen Lage ehemaliger DDR-Heimkinder in Thüringen. Forschungsbericht im Auftrag des Thüringer Ministeriums für Soziales, Familie und Gesundheit, Erfurt, 102-115.
https://www.thueringen.de/imperia/md/content/tmsfg/abteilung4/referat31/forschungsbericht_soziale_lage_ddr-heimkinder.pdf (28.02.2019).
- Hoffman, Michael (2012b): Lehrer und Erzieher in Spezialheimen der DDR im heutigen Thüringen. Ein Problemaufriss, in: Agnès Arp, Michael Hofmann und Jan Kalies: Strukturen und Prozesse in den Spezialheimen der DDR in Thüringen. Forschungsbericht im Auftrag des Thüringer Ministeriums für Soziales, Familie und Gesundheit, Erfurt, 168-175.
https://www.thueringen.de/imperia/md/content/tmsfg/abteilung2/referat24/forschungsbericht_strukturen_und_prozesse_in_spezialheimen_der_ddr.pdf (28.02.2019).
- Jez, Siegfried (1988): Erfahrungen zur Planung und Analyse der Bildungs- und Erziehungsarbeit. Pädagogische Lesung (BBF PL 88-11-56), Prenzlau.
- Jörns, Gerhard (1994): Der Jugendwerkhof im Jugendhilfesystem der DDR. Göttingen.
- Jörns, Gerhard (2006): Das System der Jugendhilfe in der DDR in: Geschlossene Heimunterbringung der DDR. Torgau: Initiativgruppe Geschlossener Jugendwerkhof Torgau.
- Kamp, Johannes-Martin (1995): Kinderrepubliken. Geschichte, Praxis und Theorie radikaler Selbstregierung in Kinder- und Jugendheimen. Opladen.
- Korczak, Janusz (2012): Wie man ein Kind lieben soll. Göttingen.
- Korczak, Janusz (2007): Das Recht des Kindes auf Achtung. Fröhliche Pädagogik. 4. Aufl., Gütersloh.
- Kuhlmann, Carola (2008): „So erzieht man keinen Menschen!“ Lebens- und Berufserinnerungen aus der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre. Wiesbaden.
- Mannschatz, Eberhard (1961): Probleme der Kollektiverziehung. Berlin.
- May, Manfred (Hg.) (2011): (Zu)Hören-Erfahrungen aus Gesprächen mit ehemaligen DDR-Heimkindern. TMSFG, Erfurt.
- May, Manfred (2018): Wie geht es Dir, mir geht es gut. Briefe von Alexander Matzke an seine Mutter. Bad Freienwalde.
- Miller, Alice (1980): Am Anfang war Erziehung. Frankfurt am Main.
- Niethammer, Lutz (1985): Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Lutz Niethammer und Alexander von Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Bonn, 392-445.
- Plato, Alexander von (2000), Zeitzeugen und die historische Zunft: Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft; Ein Problemaufriss, in: BIOS 13, 1, 5-29.
- Plato, Alexander von (2008): Interview-Richtlinien, in: Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hg.): Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen im internationalen Vergleich. Wien, 443-450.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main.
- Rosenthal, Gabriele (2002): Biographisch-narrative Gesprächsführung: zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. Psychotherapie und Sozialwissenschaft 4(3), 204-227.
- Sachse, Christian (2013): Ziel Umerziehung. Spezialheime der DDR-Jugendhilfe 1945-1989 in Sachsen. Leipzig
- Sachse, Christian (2012): Spezialheime der DDR-Jugendhilfe im Land Brandenburg - Orte und Einrichtungen. Potsdam.
- Sachse, Christian (2011): Der letzte Schliff. Jugendhilfe/Heimerziehung in der DDR als Instrument der Disziplinierung (1945-1989). Schwerin.

- Sachse, Christian, Stefanie Knorr und Benjamin Baumgart (2017): Expertise. Historische, rechtliche und psychologische Hintergründe des sexuellen Missbrauchs an Kindern und Jugendlichen in der DDR. Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Missbrauchs (Hg.), Berlin, 11. Oktober 2017.
- Sengbusch, Dietrich (1995): Das System der Jugendwerkhöfe in der DDR, in: Deutscher Bundestag (Hg.): Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“, Bd. III/3, S. 1812 ff., Baden-Baden.
- Schubert, Klaus und Martina Klein (2011): Das Politiklexikon. 5., aktual. Aufl. Bonn.
- Sieder, Reinhard und Andrea Smioski (2012): Der Kindheit beraubt. Gewalt gegen Kinder in Erziehungsheimen der Stadt Wien. Wien.
- Tisseron, Serge (2005): *Vérités et mensonges de nos émotions*. Paris.
- Tisseron, Serge (2000): *Phänomen Scham*. München.
- Thüringer Ministeriums für Soziales, Familie und Gesundheit. Abteilung Jugend, Familie, Sport, Landesjugendamt (2013): Arbeitskreis Misshandlung/Missbrauch in ehemaligen DDR-Kinderheimen und Jugendwerkhöfen, Bericht über die Aktivitäten des Arbeitskreises. http://www.thueringen.de/imperia/md/content/tmsfg/abteilung3/referat31/ak-heimkinder-taetigkeitsbericht_internet.pdf (28.2.2019).
- Wawerzinek, Peter (2010): *Rabenliebe*. Berlin.
- Wierling, Dorothee (2003): Oral History, in: *Aufriss der Historischen Wissenschaften*, Band 7.

Zusammenfassung

Dieser Artikel untersucht sechzehn lebensgeschichtliche Interviews von ehemaligen Heimkindern aus DDR-Spezialheimen. In diesem Artikel wird der Fokus auf zwei Themen gelegt: Die Erinnerung an die erste Heimeinweisung und die erlebte Gewalt. Die Schilderungen des Heimalltags beziehen mehrere Gewaltszenen ein. Erklärungsbedürftig ist, dass die InterviewpartnerInnen die Tatsache verneinen, dass sie selbst Opfer dieser Gewalt waren. Im vorliegenden Aufsatz wird dieser Widerspruch im Kontext der Anstalts-Soziologie der totalen Institution und der Umerziehungspädagogik problematisiert.

Politikwissenschaftliche Werkbiographieforschung

Erkenntnisinteresse und Forschungsperspektiven

Isabelle-Christine Panreck

1. Einleitung

Ideen fallen nicht vom Himmel, jedenfalls nicht in Gestalt von wissenschaftlichen Erkenntnissen. Sie werden von Menschen gemacht, formuliert und vermittelt (Bleek 2001: 19).

Pointiert richtet sich das Zitat Wilhelm Bleeks gegen die Idee einer Wissenschaft, die ihre Erkenntnisse jenseits der gesellschaftlichen und politischen Diskurse produziert. Vielmehr betont Bleek die Einbindung der Forschung in den zeithistorischen Kontext: Welche Ergebnisse und Erkenntnisse Wissenschaft hervorbringt, hängt auch von den konkreten gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen ab (vgl. Noetzel/Probst 2016; Bargetz 2016: 19; grundlegend Foucault 1973: 258-262). Daneben kommt den Forschenden selbst eine Schlüsselrolle zu. Denn wer erhellen will, wie welche Erkenntnisse entstehen, muss die Biographie der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in Rechnung stellen (vgl. Bleek 2001: 22). So ist das Erkenntnisinteresse der Einzelnen durch ihre Sozialisierung in bestimmten zeithistorischen Kontexten geprägt – zum Beispiel durch Erfahrungen von Krieg und Vertreibung, Hunger, Terrorismus sowie Unterdrückung, aber auch von Wohlstand, Sicherheit oder politischer Stabilität (vgl. Bleek 2001: 20).

Die Politikwissenschaft hängt mehr als andere Wissenschaften vom gesellschaftlichen und politischen Kontext ab. Sie ist auf eine freiheitlich-demokratische Ordnung angewiesen, will sie nicht ideologisiert zum verlängerten Arm des Staates und seiner Legitimation verkommen, wie dies zum Beispiel im sozialistischen System der DDR geschah (vgl. Bleek 2001: 26, 30; Beyme 1991). Trotz dieser Sonderstellung innerhalb des Wissenschaftskanons fristeten die Reflexion der eigenen Fachgeschichte und ihre Einbettung in zeithistorische Kontexte in der Politikwissenschaft lange ein Schattendasein. Erst ab Mitte der 1990er Jahre nimmt das Interesse am eigenen Fach und seinen Protagonisten und Protagonistinnen in Form von Werkbiographien an Fahrt auf, wobei dies nicht in ein methodologisch und theoretisch geschlossenes Paradigma mündet. Offen ist: Welches genuine Erkenntnisinteresse verfolgt die politikwissenschaftliche Werkbiographie? Welche Perspektiven legt sie zur Erschließung ihres Forschungsfeldes an?

Der Aufsatz umreißt zunächst das Erkenntnisinteresse der Werkbiographieforschung und bettet dieses in theoretische Überlegungen zur Archäologie des Wissens ein (2). Im Anschluss entwickelt er mit Rückgriff auf die benachbarten Disziplinen fünf

verschiedene Analyseperspektiven für die politikwissenschaftliche Werkbiographieforschung: den ideengeschichtlichen, zeitgeschichtlichen, biographieanalytischen, soziologischen und wissen(schaft)sgeschichtlichen Zugang, wobei die jeweiligen politikwissenschaftlichen Anschlusspunkte aufgezeigt und zur Illustration Beispiele aus dem aktuellen Forschungsstand gegeben werden (3). Aus der Zusammenführung der einzelnen Stränge sowie der Abwägung ihrer Relevanz wird das Programm der politikwissenschaftlichen Werkbiographieforschung hergeleitet (4). Das Fazit schließlich offenbart die zentralen Merkmale des politikwissenschaftlichen Forschungsfeldes „Werkbiographien“ und wagt einen Ausblick auf zukünftige Entwicklungen.

2. Die Kontextualisierung von Wissen

Wer die politikwissenschaftliche Werkbiographieforschung in den Blick nimmt, dem offenbart sich ein heterogenes Forschungsfeld. Kaum verwunderlich, findet sie in der interdisziplinären Biographieforschung und ihrer soziologischen, literatur- und kulturwissenschaftlichen wie geschichtswissenschaftlichen Debatte wenig Beachtung (vgl. zum Beispiel Depkat 2015). Dabei sind die (Neu-)Anfänge des Faches nach 1945 bereits durch zahlreiche Monographien über die „Gründungsväter“ der deutschen Politikwissenschaft beleuchtet. Mit Werken über Wolfgang Abendroth, Karl Dietrich Bracher, Theodor Eschenburg, Ossip K. Flechtheim, Ernst Fraenkel, Michael Freund, Carl Joachim Friedrich, Waldemar Gurian, Wilhelm Hennis, Otto Kirchheimer, Siegfried Landshut, Gerhard Lehbruch, Karl Loewenstein, Richard Löwenthal, Sigmund Neumann, Dolf Sternberger, Arnold Brecht, Kurt Sontheimer und Eric Voegelin ist die erste Generation der deutschen Politikwissenschaft beinahe umfassend aufgearbeitet.

Wie die Aufzählung verdeutlicht, war die (Neu-)Gründung des Faches nach 1945 ausschließlich Männern vorbehalten. Die erste Frau – Gerda Zellentin – wurde erst 1970 berufen, 1973 folgte ihr Helga Haftendorn als zweite Frau auf einen politikwissenschaftlichen Lehrstuhl (vgl. Jesse/Liebold 2014: 29, 37). Sind die hierarchischen Geschlechterverhältnisse im Fach durchaus Gegenstand kritischer Reflexion (vgl. besonders Sauer 2015; 2003), schlägt sich die werkbiographische Analyse der Professorinnen an politikwissenschaftlichen Fakultäten in Deutschland (bislang) nicht in Monographien, wohl aber vereinzelt in Aufsätzen nieder (vgl. etwa die Beiträge über Helga Haftendorn, Beate Kohler-Koch und Gerda Zellentin in Jesse/Liebold 2014).

Als Ausgangspunkt für die jeweilige Beschäftigung mit Leben und Werk in Form der Werkbiographie kann der Anspruch Wilhelm Bleeks gelten, Mensch und Gesellschaft gleichermaßen zum Erkenntnisobjekt zu erklären: „Wissenschaftsgeschichte als Wissenschaftlergeschichte fragt nach der familiären und sozialen Herkunft von Hochschullehrern, nach deren Bildungsweg, Studienfächern, Universitäten und akademischen Lehrern. Wissenschaftliches Werk und akademische Biographie werden solchermaßen in einen engen Bezug gesetzt“ (Bleek 2001: 20).

Kurzum: Eine Werkbiographie setzt Text und Kontext ins Verhältnis, wobei die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen im Sinne der „Intellectual History“ der Zentrifugelpunkt der Untersuchung sind (vgl. Schale/Liebold 2016; Gallus 2009). Über die Verknüpfung von „Text“ und Biographie sowie die Analyse von gesellschaftlichen Möglichkeitsräumen lassen sich über das Werk der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen Aussagen zur Wissensproduktion in Gesellschaften ableiten. Diese Perspektive schließt an den französischen Philosophen Michel Foucault an, der die Bedeutung

gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse für die Produktion von Wissen hervorhebt (vgl. Foucault 1973; kritische Reflexion bei Schale 2004: 22-30). Nach Foucault sind Forschungsergebnisse und Alltagswissen diskursiv miteinander verknüpft (vgl. Foucault 2009: 15 f.); konkret fragt er, „wie [es] kommt [...], dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle“ (Foucault 1973: 42).

Eine von Foucault angeleitete Werkbiographie geht demnach einerseits über eine rein biographische, andererseits über eine rein textimmanente Betrachtung hinaus, indem sie Text und Kontext vor dem Hintergrund der Wissensproduktion verknüpft. Neben die analytische Durchdringung des Textes tritt die Aufarbeitung der gesellschaftlichen, politischen und institutionellen Bedingungen der Wissensproduktion, wobei der Zugriff auf die Kontexte über die Person der/s Forschenden erfolgt. Aufschluss geben können hier Nach- und Vorlässe etwa in Form schriftlicher Memoiren, Briefwechsel, Akten und Fotos. Unterstützend können biographisch-narrative Interviews (vgl. Rosenthal 2015: 189-228, 1995; Schütze 1984, 1983, siehe auch Reichertz 2016: 188-199) und Interviews mit Experten und Expertinnen (vgl. Kaiser 2014: 53-67) herangezogen werden.

3. Fünf Perspektiven auf ein heterogenes Forschungsfeld

3.1 Die Biographie als Ausgangspunkt

Ist das Erkenntnisinteresse der Werkbiographieforschung als Strang der „Intellectual History“ (Gallus 2009) so umrissen, bleibt die Frage nach den genauen Forschungsperspektiven offen: Welche Zugänge können sich als fruchtbar für die politikwissenschaftliche Analyse erweisen? Klar ist: Um den Kontext eines „Textes“ zu durchdringen, müssen fachspezifische Scheuklappen abgelegt werden. Vielmehr ermöglicht ein Blick auf die benachbarten Disziplinen und ihr Zugang zur Wissenschaftsgeschichte erste Antworten. So erweisen sich aus der Erziehungswissenschaft, Soziologie und Geschichtswissenschaft ein biographieanalytischer, ein soziologischer und ein zeitgeschichtlicher Ansatz als fruchtbar für die politikwissenschaftliche Analyse.

Ausgangspunkt für die Analyse der Kontextbedingungen von Wissen sind die Biographien der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen. Anleihen finden sich bei der historischen Biographieforschung, da sie das Augenmerk auf den Lebensweg der Gelehrten legt. Der Übergang zwischen einer geschichts- und politikwissenschaftlichen Perspektive verläuft dabei fließend – er lässt sich am besten über die Formulierung fachspezifischer Fragen erhellen. So überwiegt aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive das historische Interesse an der Person: Wer vermittelt uns das Wissen über die Politik? Wer fällt die normativen und evaluativen Urteile? Aus welcher Generation stammt die/der Gelehrte, und was machte ihre/seine Generation aus? Steht das Werk der Gelehrten im Mittelpunkt, nimmt die zentrale Frage ideengeschichtliche Züge an: Inwiefern führten bestimmte biographische Einschnitte oder Erfahrungen zu der Ausrichtung des wissenschaftlichen Werkes? Für eine politikwissenschaftliche Perspektive sind beide Fragekomplexe fruchtbar. Besonders relevant ist für sie das Wechselspiel zwischen Wissenschaft und praktischer Politik (vgl. Bleek 2001: 19f.): Inwiefern überschreiten die Forschenden die Grenze zwischen Wissenschaft und Politik, indem sie sich zum Beispiel aktiv in einer Partei engagieren?

Fragen nach der Generation und dem Parteiengagement führen zur Netzwerkforschung. Ihr Ziel ist die Deskription und Analyse von Netzwerken, wobei hier entweder aus der Vogelperspektive das gesamte Netzwerk in den Blick genommen wird oder aus der Froschperspektive die Position und die Bedeutung Einzelner bestimmt werden. Der Begriff des Netzwerkes ist weit gefasst und berücksichtigt Freundschaften genauso wie Verwandtschaften oder Vereine. Der Informationsfluss verläuft in homogenen Gruppen – zum Beispiel unter Schülern und Schülerinnen – eher symmetrisch, im Fall heterogener Gruppen – um im Beispiel zu bleiben: zwischen Schüler und Schülerin sowie Lehrer und Lehrerin – eher asymmetrisch. Wie das Beispiel zeigt, sind Netzwerke selten isoliert, vielmehr überlappen sie sich, oder verschiedene kleine fügen sich in ein großes Netzwerk ein, wobei die Existenz starker Beziehungen in kleinen Teilnetzwerken – zum Beispiel Verwandtschaften – für den Informationsfluss im Gesamtnetzwerk eher hemmend ist (vgl. Lenger 2005: 180-184). Für die Geschichte der Politikwissenschaft erscheinen Netzwerke insbesondere dann von Interesse, wenn sie die akademische Karriere Einzelner fördern und somit ihren Teil zur Gesamtausrichtung der Disziplin beitragen, ergibt sich diese doch aus den Forschungsfragen der Einzelnen (vgl. Depkat 2015: 12).

Die Fäden zusammengesponnen, umfasst der biographieanalytische Ansatz demnach zwei Dimensionen: das zeithistorische Interesse an der Person, besonders mit Blick auf das Wechselspiel zwischen Wissenschaft und (Partei-)Politik, und zweitens die Bedeutung von Netzwerken für den individuellen Lebensweg. Inwiefern leitet die Biographieanalyse bereits die politikwissenschaftliche Werkbiographieforschung an?

Obschon das Wechselspiel von Politik und Politikwissenschaft von besonderem Interesse für die Disziplin ist, ist es nur selten Gegenstand der bisherigen werkbiographischen Forschung. Am ehestem am Verhältnis von Politik und Wissenschaft interessiert sind die Werkbiographien über Arnold Brecht (Bethke 2013) und Theodor Eschenburg (Wengst 2015). So arbeitet Wengst Eschenburgs zahlreiche Korrespondenzen mit führenden Köpfen aus Politik und Ministerien heraus. Überdies sei Eschenburg Mitglied in einer Reihe wichtiger Kommissionen, zum Beispiel zur Aufklärung der Affäre um den DDR-Spitzel Guillaume gewesen – die Vernetzung und Verflechtung Eschenburgs mit der praktischen Politik unterscheidet den aus der Verwaltung stammenden Politikwissenschaftler von den übrigen Vertretern der ersten Generation (vgl. Wengst 2015: 227-237). Ist die Werkbiographie im Zuge der Eschenburg-Kontroverse der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft (DVPW) entstanden und erst kurze Zeit nach Abflauen der Debatte veröffentlicht worden, kommt dem Verhältnis Eschenburgs zur Demokratie besondere Bedeutung zu. Über weite Strecken leiten die Fragen nach Eschenburgs Einstellung zur Demokratie in der Weimarer Republik und nach Beweggründen für seine Entscheidungen im Dritten Reich die Analyse – Eschenburg emigrierte nicht, sondern machte recht erfolgreich im staatlichen Knopfverband Karriere (vgl. insbesondere Wengst 2015: 97 f., 100, 104, 115, 134).

Auch die Netzwerkforschung nimmt eine untergeordnete Rolle in den bereits erschienenen Werkbiographien ein. Als Beispiel gilt dennoch die Werkbiographie Mario Keßlers über Ossip K. Flechtheim. So hebt Keßler die zentrale Bedeutung von Netzwerken für Flucht und Emigration des Futurologen hervor. Aufgrund seiner jüdischen Abstammung und seines sozialistischen Engagements floh Flechtheim 1935 vor der nationalsozialistischen Verfolgung (vgl. Keßler 2007: 47). Mithilfe Hans Kelsens gelangte er nach Genf und belegte dort gemeinsam mit seinem langjährigen Freund John

H. Herz Abendseminare (vgl. Keßler 2007: 49-52). Als die Genfer Hochschule die Gruppe 1939 nicht länger finanziell unterstützen konnte, offenbarte sich erneut die Bedeutung von Netzwerken. So vermittelten Max Horkheimer und Richard Löwenthal die einzelnen Mitglieder in die USA, ein Empfehlungsschreiben von Thomas Mann half Flechthelm beim Neubeginn (vgl. Keßler 2007: 60f.). Auch die Rückkehr nach Deutschland erleichterten Verbindungen. Franz L. Neumann unterstützte die Professur für Innenpolitik an der DHfP, als Flechthelm gezwungen war, die USA aufgrund der verweigerten Festanstellung durch das Colby College zu verlassen (vgl. Keßler 2007: 93-103).

3.2 Anleihen aus der Soziologie

Eng verwoben mit der Netzwerkdimension der Biographieanalyse ist die soziologische Perspektive auf die Wissenschaftsgeschichte. Sie analysiert die typischen Wege in den Beruf und leitet hieraus gesellschaftliche Anreize und Hemmnisse ab. Kurzum: „Warum und wie fanden Politikprofessoren zu ihrem Beruf?“ (Bleek 2001: 25). Zumeist erfolgt die Antwort auf die Frage durch Forschungsarbeiten, die vom individuellen Lebensweg abstrahieren, um zu allgemeingültigen Aussagen über die Offenheit des Wissenschaftssystems und die gesellschaftlichen Aufstiegsmöglichkeiten zu gelangen (vgl. zum Beispiel Knodt et al. 2004; Arendes/Buchstein 2004). Steht nun die Person im Mittelpunkt des Forschungsinteresses, lohnt ein Vergleich mit den allgemeingültigen Aussagen im Sinne einer Überprüfung der Kohortenspezifität der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen. Zudem offenbart die Analyse der Berufungsverfahren, welche Faktoren für die Berufung an die Universität von Bedeutung sind bzw. waren, seien es forschungsspezifische Schwerpunkte, seien es gesellschaftspolitische Einflüsse, seien es Netzwerke.

Spielen die Berufungsverfahren in mehreren Werkbiographien eine Rolle – etwa bei Simone Ladwig-Winters (2009) und Mario Keßler (2007) über Ernst Fraenkel sowie Ossip K. Flechthelm – sticht doch die ausführliche Analyse der Hindernisse heraus, die Markus Lang (2007) für die Berufung Karl Loewensteins rekonstruiert. Im Sinne der soziologischen Perspektive schildert Lang zunächst die Berufung des Emigranten 1936 in Yale (vgl. Lang 2007: 167-172). Konnte sich der ältere und etablierte Loewenstein in den USA somit schneller als seine jungen Kollegen über eine gesicherte Lebensgrundlage freuen, gestaltete sich der Wechsel zurück nach München nach dem Zweiten Weltkrieg deutlich schwieriger. Zehn Jahre lang kämpfte Loewenstein um den Ruf, der den inzwischen 65-Jährigen 1956 schließlich erteilte (vgl. Lang 2007: 261 f.).

Die politikwissenschaftliche Werkbiographieforschung profitiert von soziologischen Fragestellungen, geben sie doch im Großen Aufschluss über die gesellschaftliche Durchlässigkeit der Disziplin und eröffnen sie im Kleinen, welche Prozesse die Berufungsverfahren der einzelnen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen prägen. Insgesamt umfasst der soziologische Zugang aus Sicht der politikwissenschaftlichen Werkbiographieforschung somit zwei Dimensionen: erstens, die Verortung der Politikwissenschaft in gesellschaftlichen Milieus; zweitens, die Berufungsverfahren als Brennglas fachspezifischer Anreizstrukturen.

3.3 Anleihen aus der Zeitgeschichtsforschung

Wer eine Werkbiographie schreibt und damit den gesellschaftlichen und politischen Kontext von Wissen abtastet, dem öffnet sich das Fenster, einen Beitrag zur Zeitgeschichtsforschung zu leisten. In den 1970er und 1980er Jahren entstand in der Geschichtswissenschaft die Idee der Oral History im Sinne einer Geschichtsforschung von unten. Statt die Zeitgeschichte anhand bedeutender Einschnitte oder der Entwicklung von Organisationen und Institutionen aufzubereiten, geht dieser Ansatz von der erlebten Geschichte einzelner Personen aus (vgl. Dausien 2013: 170, siehe grundsätzlich hierzu Niethammer 1980). Frei übersetzt, greifen Ansätze der Oral History auf die „mündliche lebensgeschichtliche Erzählung“ (Heinze/Schlegelmilch 2010: 167) zurück. Da die Oral History ursprünglich im Zuge einer marxistisch inspirierten emanzipatorisch ausgerichteten Wissenschaft entstand, rekrutierte sie ihre Zeitzeugen und Zeitzeuginnen meist aus dem Milieu der gesellschaftlichen Außenseiter und Außenseiterinnen – wohl auch um den Vorwürfen der Hagiographie und des Historismus zu entgehen (vgl. Leckie 2004; ferner Bleek 2001: 20). Für die in der Erziehungswissenschaft und Soziologie weit entwickelte Oral History sind Mikro- und Makroebene nicht getrennt, sondern zwei Momente eines Prozesses. Im historischen Kontext der Chicagoer Soziologie entstanden, rückt die erzählende Person in die Rolle eines politischen Subjektes, in dem sich die allgemeinen Strukturen und Bedingungen des Lebens und Arbeitens bündeln. Über die Analyse des Lebensweges lassen sich die von Einzelnen wahrgenommenen gesellschaftlichen Anreize – die Macht- und Herrschaftsverhältnisse – rekonstruieren (vgl. Dausien 2013: 165-168). „Eine durch die Bourdieusche Kritik und durch macht- und diskurstheoretische Ansätze, z. B. im Anschluss an Foucault aufgeklärte Biographieforschung interessiert sich für Differenzen und Machtverhältnisse, die in biographische Konstruktionen hineinwirken und durch sie hindurch gehen“ – so Bettina Dausien (2013: 172).

Welche Vorteile birgt nun die Geschichtsschreibung von unten? Erstens zeichnet die Biographieforschung im Sinne der Oral History ein Geschichtsbild, das an einem handelnden Subjekt ausgerichtet ist, ohne in die Nacherzählung eines Lebens im Sinne des Historismus nach Droysen zu verfallen (vgl. Gestrich 1988: 7-9). Zweitens bindet sie die Alltagsgeschichte ein, die in der klassischen Geschichtsschreibung oft zu kurz kommt (vgl. Dausien 2013: 171; Gestrich 1988). Drittens entspricht die biographische Methode der Oral History der „Front-Stellung gegen die reduktionistischen, objektivistischen und statischen Tendenzen gängiger Traditionen“ (Kohli 2013: 270).

Der zeitgeschichtliche Zugang im Sinne einer Oral History bietet für die Werkbiographie die Möglichkeit, die Fachgeschichte aus der Perspektive einzelner Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen zu erzählen und blinde Flecken zu füllen, die ein institutionenfixierter Ansatz zwangsläufig hinterlässt. Überdies erfolgt durch das Nachzeichnen des Lebenswegs ein Beitrag zur Zeitgeschichtsforschung, sofern sich der/die Einzelne in Zusammenhängen bewegte, bei denen die Primärquellenlage schwach ist. Für die politikwissenschaftliche Fachgeschichtsforschung ist vor allem die Dimension der Entwicklung der Disziplin relevant, können die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus der Erinnerung Zusammenhänge aufzeigen, die anderen Quellen – zum Beispiel gedruckten Protokollen – entgehen. Von Interesse ist zudem die Dimension der Zeitgeschichtsschreibung, sofern sie politische Prozesse betrifft – zum Beispiel die Erfahrungen der Einzelnen in ministeriellen Kommissionen.

Eine Werkbiographie im Sinne dieses Zugangs liegt mit Rainer Nicolaysens Arbeit über Siegfried Landshut vor, gibt sie doch einem vergessenen Schicksal der nationalsozialistischen Verfolgung eine Stimme. Nicolaysen betont gleich zu Beginn seines Buches, wie Flucht und Leben Landshuts und seiner Familie im Dritten Reich bisher in keiner Darstellung mit der Realität des Exils übereinstimmt. Entweder seien die Angaben fehlerhaft oder sie wiesen Lücken auf (vgl. Nicolaysen 1997: 13). Im Gegensatz zu den Emigrationen zum Beispiel von Fraenkel, Flechtheim oder Löwenthal habe das Netzwerk zur Fluchthilfe im Fall Landshuts versagt, was Nicolaysen auf dessen wissenschaftlich unbequemen Standpunkt zurückführt (vgl. Nicolaysen 1997: 18-20). Statt in die USA schlug sich Landshut über Ägypten nach Palästina durch, ohne je eine feste Anstellung und einen gesicherten Lebensunterhalt zu erhalten. Der Autor versteht sein Buch über Landshut somit nicht nur als Biographie, sondern auch als „Beitrag zur Universitätsgeschichte, zur Geschichte des Exils, zur Wissenschaftsgeschichte – und zu ihren Interdependenzen“ (Nicolaysen 1997: 17).

Unter den weiten Begriff der Zeitgeschichte fällt überdies die Institutsgeschichte. Aus historischer Perspektive liegt der Forschungsschwerpunkt auf der Frage, inwiefern die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen die Universität und das Institut ihres Faches prägen und weiterentwickeln. Die Perspektive bindet zudem die Frage nach dem Verhältnis zwischen Struktur und Akteur ein: Wie trug der/die Gelehrte einerseits über sein/ihr institutionelles Engagement zur Konsolidierung des Faches Politikwissenschaft an der Universität bei? Inwiefern beeinflusste andererseits das Institut die Forschung der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen? Die politikwissenschaftliche Perspektive auf die Institutsgeschichte berücksichtigt demnach das Wechselspiel zwischen Politikwissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen und ihrem Forschungsumfeld in Form des Instituts, in das sie sich einfügen.

Als Beispiel für eine Werkbiographie mit institutsgeschichtlichem Schwerpunkt dient die Werkbiographie Ulrike Quadbecks über Karl Dietrich Bracher und das Bonner Institut. Bracher – bedingt durch die Absage Theodor Eschenburgs nach Bonn berufen – habe die Ausrichtung des Instituts stark geprägt, indem er in seinem Seminar zeitgeschichtliche und politikwissenschaftliche Fragen stets verbunden habe (vgl. Quadbeck 2008: 93, 134). Um die Geschichte des Bonner Instituts für Politikwissenschaft nachzuvollziehen, greift die Autorin auf Archivbestände zurück, die Aufschluss über die finanziellen, personellen und räumlichen Möglichkeiten Brachers geben (vgl. Quadbeck 2008: 95 f.). Hinzu kommen Statistiken über die Summe der Studierenden und die Beschreibung des Vorlesungsverzeichnisses (vgl. Quadbeck 2008: 209-233).

3.4 *Ideengeschichte als Ausgangspunkt*

Die am häufigsten verfolgte Perspektive in der politikwissenschaftlichen Werkbiographieforschung ist der ideengeschichtliche Zugang, der Ursprung und Wirkung des Werkes analysiert, insbesondere mit Blick auf die theoretischen Ideen. Zielt dieser Forschungszweig einerseits darauf, die aktuellen Theorien in die komplexe politische Theorie einzubetten, erstrebt er andererseits, die gesellschaftspolitischen Kontexte des Werkes und seiner Ideen offenzulegen, denn nach Lietzmann hat „[d]ie Wiederanknüpfung an feste Theoriebestandteile [...] ein Recht darauf, zu wissen, worauf sie sich dabei einlässt“ (Lietzmann 1999: 18). Gesellschaftliche und politische Bedingungen der Wissensproduktion treten in dieser Perspektive eher in den Hintergrund.

Nicht nur die Aufarbeitung der Quellen, sondern auch die Rezeption ist für die Ideengeschichte des Faches relevant, da über die strukturierte Analyse von Fachkontroversen das Gewicht der Forschenden für ihr Fach offenkundig wird. Beide Perspektiven – Ursprünge wie Wirkung – markieren somit die Dimensionen der ideengeschichtlich ausgerichteten Werkbiographieforschung.

Derzeit überwiegen ideengeschichtliche Arbeiten, die den Theorien, Modellen oder Thesen des Werkes einen Platz im historisch-politischen Kontext zuweisen. Die Schwerpunkte der einzelnen Werkbiographien differieren hierbei, wie ein Blick in die aktuelle Forschungslandschaft erhellt. So legen Markus Porsche-Ludwig (2010) und Jörg Pannier (1996) in ihren Büchern über Alexander Schwan und Dolf Sternberger das Augenmerk auf die ideengeschichtlichen Wurzeln: An wessen Ideen, an welches Verständnis des Politischen schließen Schwan und Sternberger ihre Gedankengebäude an?

Die Stärke der Werkbiographie Michael Kunzes (2015) über Sigmund Neumann liegt indes in der Analyse der Rezeption: Welche Elemente des Werkes erreichten Aufmerksamkeit in der fachlichen Kontroverse? Sich selbst in das Feld der „Ideen- und Wirkungsgeschichte der sozialwissenschaftlichen Emigration“ einordnend, geht Kunze chronologisch vor; er behandelt die zentralen Werke Neumanns in Form einer Trias aus biographischem Hintergrund, analytisch-deskriptiver Aufbereitung und Werkrezeption und -kritik (vgl. Kunze 2015: 17-20).

3.5 Abhängige und unabhängige Variable zugleich: das Fach- und Wissenschaftsverständnis

Wer das Spektrum aller bislang besprochenen Ansätze betrachtet, stellt die Bedeutung ihrer Ergebnisse für die wissen(schaft)sgeschichtliche Perspektive fest, genauer: das Fach- und Wissenschaftsverständnis. Unter das Fachverständnis summieren sich die Positionen der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen zur eigenen Disziplin: Welche Fragen gelten als genuin politikwissenschaftlich? Welchem Selbstverständnis soll die Politikwissenschaft folgen? Betonen die Forschenden die normative aristotelische Tradition der Politikwissenschaft, oder treten sie für ein Verständnis im Sinne der empirischen Staatswissenschaft ein? (vgl. Bleek 2001) Das Wissenschaftsverständnis umfasst Fragen nach den Möglichkeiten und Grenzen von Wissenschaft allgemein: In welchem Verhältnis stehen Wissenschaft und Wahrheit? Inwiefern ist der Anspruch auf Objektivität umzusetzen? (vgl. zu dieser Frage zum Beispiel Jaspers 1960) Im Gegensatz zu den bislang besprochenen Perspektiven ist die wissen(schaft)sgeschichtliche Perspektive vor- und nachgelagert: Das Fach- und Wissenschaftsverständnis ist bereits Ergebnis der (wissenschaftlichen) Sozialisation. Zugleich wirkt sie als unabhängige Variable auf die Entstehung von Wissen in Form von „Text“ ein.

Die Werkbiographie Stephan Schlaks über Wilhelm Hennis wird dem Anspruch dieses Zugangs in besonderem Maße gerecht: Hennis verkörpert das Selbstverständnis eines Arztes, der seinen Patienten – die Bundesrepublik – immerfort auf seine Konstitution und Verfassung überprüft (vgl. Schlak 2008: 11). Im Gegensatz zur heutigen Praxisferne einer Politikwissenschaft, in der sich „Datensammler und Statistiker“ und die „theoretischen Höhenflieger unvermittelt gegenüber“ stehen (Schlak 2008: 12), gehen in Hennis' Denken Erfahrung und Methode Hand in Hand: „Hennis ruft wieder in Erinnerung, was im Prozess der Verwissenschaftlichung verloren gegangen ist – die Sorge um das Ganze, das Problem der Lebensführung, die existenzielle Fragestellung nach dem ‚Schicksal‘ des Menschen in der Moderne“ (Schlak 2008: 14). Anknüpfend

an die ideengeschichtliche Perspektive, arbeitet Schlak das Fach- und Wissenschaftsverständnis Hennis' heraus, indem er dessen zentrale Texte und Kontroversen, aber auch dessen institutionelles Engagement analysiert und in die großen Problemlagen des zeitgenössischen Kontextes einbettet. Politikwissenschaft müsse eine praktische Wissenschaft sein, die Antworten auf die Frage sucht, wie das gute Leben im aristotelischen Sinne in der politischen Gemeinschaft verwirklicht werden kann. Hennis plädiert deutlich für eine Politikwissenschaft, die Antworten gibt (vgl. Schlak 2008: 86-89).

Die zentrale Fragestellung dieser Forschungsperspektive lautet also, welches Wissenschafts- und Fachverständnis das Werk und das Wirken der Politikwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen offenbart. Für die Analyse ist eine vergleichende Betrachtung sinnvoll: So enthüllt der Kontrast mit anderen Vertretern und Vertreterinnen der Zunft – national wie international – die Position der Einzelnen im gesamten Netzwerk sowie ihre Einflussmöglichkeiten in diesem.

4. Bedeutung der Zugänge für die politikwissenschaftliche Werkbiographie

Über die Anleihen der Nachbardisziplinen ergaben sich fünf Forschungsperspektiven, die jeweils politikwissenschaftlich fruchtbar sind. Auf der einen Seite stehen die Perspektiven, die den Kontext näher betrachten: biographieanalytischer, soziologischer, zeitgeschichtlicher und, mit der Besonderheit in Form von abhängiger und unabhängiger Variable, der wissen(schaft)s-geschichtliche Zugang. Die Biographieanalyse fragt nicht nur nach der zeithistorischen Bedingtheit von Leben und Werk und der Rolle von Netzwerken, sondern auch nach dem Wechselspiel von Wissenschaft und (Partei-)Politik. Der soziologische Zugang beleuchtet einmal die Verankerung des Faches in gesellschaftlichen Milieus und einmal konkret die Berufungsverfahren als Brennglas fachspezifischer Anreizstrukturen. Der politikwissenschaftlich zugespitzte zeitgeschichtliche Ansatz füllt Lücken, die geschriebene Dokumente hinterlassen, indem die Fachgeschichte durch die Person der Forschenden erzählt wird. Lässt sich die Perspektive in dieser zugespitzten Form recht gut abgrenzen, indem die Erschließung von unerforschten Quellen der Fachgeschichte in den Vordergrund rückt, wirkt sie im Sinne der Oral History in die übrigen Zugänge hinein. Mithin ist im weiten Verständnis jede Werkbiographie Teil zeitgeschichtlicher Forschung „von unten“. Der wissen(schaft)s-geschichtliche Ansatz untersucht das Wissenschafts- und Fachverständnis der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen und gibt Aufschluss über die Entstehung von Wissen als gesellschaftliches Gut.

Auf der anderen Seite steht die ideengeschichtliche Perspektive, die den „Text“ in den Mittelpunkt rückt. Sie erhellt Ursprünge wie Wirkung des Denkens einzelner Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen – wodurch sie besonders in Werkbiographien über Denker und Denkerinnen der Politischen Theorie zur Anwendung kommt.

In welchem Verhältnis stehen die einzelnen Zugänge nun mit Blick auf die politikwissenschaftliche Werkbiographie? Welche liegen im Kern des politikwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses? Die Werkbiographieforschung ist mit dem Anspruch der „Intellectual History“ (Gallus 2009) konfrontiert, das Werk in seinen verschiedenen Dimensionen zu kontextualisieren. So können über die Person der/s Forschenden in Form von Werkbiographien Entstehungshintergründe ausgeleuchtet genauso wie Rezeptionsanalysen vorgenommen werden. Der „Text“ schwebt nicht mehr im luftleeren Raum – vielmehr wird die Produktion von Wissen vor dem Hintergrund bestehender

Macht- und Herrschaftsverhältnisse und zeithistorischer Möglichkeitsräume begreifbar.

Wie der Kern der politikwissenschaftlichen Werkbiographieforschung also in der Frage nach der Wissens- und Erkenntnisproduktion des eigenen Faches aufgeht, liegt in der Wissenschaftlerbiographie der Schlüssel zur Beantwortung der Frage. Die Zugänge der Nachbardisziplinen sind dabei von unterschiedlicher Relevanz für die Erforschung der Wissensproduktion im Anschluss an Foucault. In der Kontextanalyse nimmt die (weit gefasste) zeitgeschichtliche Perspektive für die Werkbiographie eine zentrale Rolle ein, sofern sie einen neuen Zugriff auf gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse ermöglicht. In ihrer engeren Variante, Wissenslücken der Fachgeschichte zu füllen, rückt sie indes eher an den Rand des politikwissenschaftlichen Interesses. Rein zeithistorische Werke werden ohnehin nicht dem Anspruch der Werkbiographie gerecht, Text und Kontext zu verbinden. Selbiges gilt für rein biographieanalytische oder rein soziologische Arbeiten, die zwar ein Mosaik zur Erschließung der „Intellectual History“ darstellen, aber den Text unzureichend beachten. Die Kombination aus zeithistorischer Analyse, biographieanalytischem Fragen nach Netzwerken – insbesondere der Verquickung von Politik und Wissenschaft – sowie die soziologische Frage nach der Verankerung des Faches in gesellschaftlichen Milieus kann indes Aufschluss über die gesellschaftlich abgesteckten Möglichkeitsräume geben, in denen ein Werk entsteht. Unabdingbar für die politikwissenschaftliche Werkbiographie ist die Verbindung der zeithistorischen, biographieanalytischen und soziologischen Erkenntnisse mit dem konkreten „Text“ im Sinne des ideengeschichtlichen Zugangs. Erst über diese integrierte Analyse kann Aufschluss über die Entstehungsbedingungen des „Textes“ als Platzhalter für Wissen gegeben werden.

Eine Besonderheit markiert die wissen(schaft)sgeschichtliche Perspektive. So ist das Fach- und Wissenschaftsverständnis der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen bereits ein Ergebnis der gesellschaftlichen wie wissenschaftlichen Diskurse. Als abhängige und unabhängige Variable zugleich ist sie dennoch in der Analyse des Kontextes zu verorten. Sie ist zentral in der Beantwortung der Frage, welchen „Text“ eine Disziplin hervorbringt. Denn welche Ergebnisse im Konkreten, welche Erkenntnisse im Allgemeinen entstehen, wird neben den gesellschaftlichen Möglichkeitsräumen maßgeblich vom Wissenschafts- und Fachverständnis bestimmt – gerade in einem Fach, dessen Vertreter und Vertreterinnen ihr Fach von der normativen über die empirisch-analytische bis hin zur (post-)marxistischen Reflexion ganz unterschiedlich interpretieren. Welche Fragen es wert sind, erforscht zu werden, welche Methoden herangezogen werden, bestimmt maßgeblich, welche Erkenntnisse und welches Wissen vor dem Hintergrund bestehender gesellschaftlicher und politischer Gegebenheiten entsteht.

5. Fazit und Ausblick

Wissen entsteht nicht im luftleeren Raum. Die Produktion von Wissen im foucaultschen Sinne ist eingebunden in ein Netz von Diskursen, geprägt von gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Die Politikwissenschaft ist hiervon besonders betroffen – ist sie doch besonders in das spannungsvolle Verhältnis von Politik und Wissenschaft eingebunden. Dennoch blieb die politikwissenschaftliche Reflexion der eigenen Fachgeschichte lange einem blinden Fleck, nimmt das Interesse am eigenen Fach und seinen Protagonisten und Protagonistinnen doch erst seit Mitte der 1990er Jahre

zu. Die Werkbiographieforschung erfreut sich dabei eines regen Interesses. Die Biographien der „Gründungsväter“ sind beinahe vollständig aufgearbeitet, auch die zweite und dritte Generation deutscher Politikwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen rückt ins Blickfeld. In ein einheitliches Paradigma münden die bisherigen Forschungen nicht. Was genau ist unter einer politikwissenschaftlichen Werkbiographie zu verstehen? Theoretisch schloss dieser Beitrag an Foucaults Archäologie des Wissens an, die Wissen als diskursiv verankert begreift. Nach der Idee der „Intellectual History“ wird das Werk der Forschenden als mehrdimensional begriffen. Neben die Analyse des Textes tritt die Aufarbeitung des Kontextes. Um diesem grundsätzlichen Anspruch analytisches Rüstzeug zu verleihen, griff dieser Beitrag auf fünf breite Forschungsperspektiven der Nachbardisziplinen zurück und integrierte diese im Sinne einer politikwissenschaftlichen Werkbiographieforschung: den ideengeschichtlichen, biographieanalytischen, zeitgeschichtlichen, soziologischen und den wissen(schaft)sgeschichtlichen Zugang.

Offenbaren alle Perspektiven Anschlusspunkte für die politikwissenschaftliche Werkbiographieforschung, zeigt sich doch die besondere Bedeutung ihrer Verknüpfung, um dem Anspruch der „Intellectual History“ gerecht zu werden, den „Text“ als Platzhalter für das Wissen in den gesellschaftlichen und politischen Kontext zu setzen und so allgemeine Erkenntnisse über die Wissensproduktion im Fach Politikwissenschaft zu erlangen. In der Forschungspraxis überwiegen derzeit ideengeschichtliche Aufarbeitungen, die Ursprung und Wirkung der Werke aufzeigen, die gesellschaftlichen und persönlichen Entstehungsbedingungen jedoch stiefmütterlich behandeln. Eine politikwissenschaftliche Werkbiographie aber soll die ideengeschichtliche Perspektive mit der biographieanalytischen, soziologischen und zeit- und wissen(schaft)sgeschichtlichen Perspektive kombinieren, wobei je nach Ausrichtung der Biographie der Schwerpunkt anders gelegt werden kann. Sofern jedoch die Biographieanalyse stärkste Beachtung findet, stellt sich die Frage nach der Distanz zwischen Autor oder Autorin und den Porträtierten. Es bedarf der Auslotung der Grenzen der kritischen Würdigung. Offene Sympathie ist genauso fehl am Platz wie unverhohlene Ablehnung.

Wer einen Ausblick auf die weitere Entwicklung der politikwissenschaftlichen Werkbiographieforschung wagt, kommt nicht umhin, ihr eine eher randständige Rolle in dem von empirischen – oft quantitativen – Analysen dominierten Fach zuzuweisen. Dennoch liegt insbesondere in der Verquickung der einzelnen Zugänge Potenzial, wenn die Produktion von Wissen hinterfragt werden soll. Stärker als die Naturwissenschaften sind die Geistes- und Sozialwissenschaften vom politischen System abhängig, in dem sie lehren und forschen. Gerade die Politikwissenschaft reagiert in ihrer Schwerpunktsetzung auf kurzfristige politische Ereignisse und greift aus einer Vielzahl politischer Herausforderungen bestimmte Konfliktlinien heraus. Auch die Analyse der herrschenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse – mit Blick auf die Rolle von Frauen im Fach besonders der Geschlechterverhältnisse – ist geboten. Wer Licht ins Dunkel der Frage bringen will, warum und wie bestimmte Themen nicht nur politisch, sondern auch in der Fachkontroverse verfangen, hält mit der politikwissenschaftlichen Werkbiographieforschung den geeigneten Werkzeugkoffer in der Hand.

LITERATUR

- Arendes, Cord und Hubertus Buchstein (2004): Politikwissenschaft als Universitätslaufbahn: Eine Kollektivbiographie. In: Politische Vierteljahresschrift 45 (1), 9-31.
<https://doi.org/10.1007/s11615-004-0002-2>
- Bargetz, Brigitte (2016): Ambivalenzen des Alltags. Neuorientierungen für eine Theorie des Politischen. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839425398>
- Bethke, Hannah (2013): Das politische Denken Arnold Brechts. Eine transatlantische Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts. Berlin. <https://doi.org/10.3790/978-3-428-53998-7>
- Beyme, Klaus von (1991): Selbstgleichschaltung. Warum es in der DDR keine Politologie gegeben hat. In: Bern Giesen und Claus Leggewie (Hg.): Experiment Vereinigung. Ein sozialer Großversuch. Berlin, 123-132.
- Bleek, Wilhelm (2001): Geschichte der Politikwissenschaft in Deutschland. München.
- Dausien, Betina (2013): „Biographieforschung“ – Reflexionen zu Anspruch und Wirkung eines sozialwissenschaftlichen Paradigmas. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 26 (2), 163-176.
- Depkat, Volker (2015): Biographieforschung im Kontext transnationaler und globaler Geschichtsschreibung. Einleitung zum Schwerpunkt. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 28 (1/2), 3-18.
- Foucault, Michel (1973): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (2009): Geometrie des Verfahrens. Schriften zur Methode. Herausgegeben von Daniel Defert und Francois Ewald. Unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Frankfurt am Main.
- Gallus, Alexander (2009): „Intellectual History“ mit Intellektuellen und ohne sie. Facetten neuerer geistesgeschichtlicher Forschung. In: Historische Zeitschrift, 288(1), 139-150.
<https://doi.org/10.1524/hzhz.2009.0005>
- Gestrich, Andreas (1988): Einleitung. Sozialhistorische Biographieforschung. In: Andreas Gestrich, Peter Knoch und Helga Merkel (Hg.): Biographie – sozialgeschichtlich. Göttingen, 5-28.
- Jesse, Eckhard und Sebastian Liebold (2014): Politikwissenschaftler und Politikwissenschaft in Deutschland. In: Eckhard Jesse und Sebastian Liebold (Hg.): Deutsche Politikwissenschaftler – Werk und Wirkung. Von Abendroth bis Zellentin. Baden-Baden.
- Heinze, Carsten und Arthur Schlegelmilch (2010): Autobiographie und Zeitgeschichte. Einleitung. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 23 (2), 167-169.
- Jaspers, Karl (1960): Wahrheit und Wissenschaft. Basel.
- Kaiser, Robert (2014): Qualitative Experteninterviews. Konzeptionelle Grundlagen und praktische Durchführung. Wiesbaden: Springer VS.
- Keßler, Mario (2007): Ossip K. Flechthaim. Politischer Wissenschaftler und Zukunftsdenker (1909-1998). Köln.
- Knodt, Michèle, Ulrich Willems und Peter Kotzian (2004): Karriereverläufe in der Politikwissenschaft. In: Politische Vierteljahresschrift, 45 (1), 109-115.
<https://doi.org/10.1007/s11615-004-0009-8>
- Kohli, Martin (2013): Wie es zur „biographischen Methode“ kam und was daraus geworden ist. Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 26 (3), 270-298.
- Kunze, Michael (2015): Sigmund Neumann. Demokratie im Zeitalter des internationalen Bürgerkriegs. Berlin.
- Ladwig-Winters, Simone (2009): Ernst Fraenkel. Ein politisches Leben. Frankfurt am Main.
- Lang, Markus (2007): Karl Loewenstein. Transatlantischer Denker der Politik. Stuttgart.
- Leckie, Shirley A. (2004): Biography matters. Why historians need well-crafted biographies more than ever. In: Llyod E. Abrosius (Hg.): Writing biography. Historians and their craft. Lincoln, NE, 1-26.

- Lenger, Friedrich (2005): Netzwerkanalyse und Biographieforschung – einige Überlegungen. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 18 (2), 180-185.
- Lietzmann, Hans J. (1999): Politikwissenschaft im „Zeitalter der Diktaturen“. Die Entwicklung der Totalitarismustheorie Carl Joachim Friedrichs. Opladen.
<https://doi.org/10.1007/978-3-322-97424-2>
- Nicolaysen, Rainer (1997): Siegfried Landshut. Die Wiederentdeckung der Politik. Frankfurt am Main.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1980): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt am Main.
- Noetzel, Thomas und Jörg Probst (2016): Wissenschaftsgeschichte politischer Ideen. Biographien als Beispiel. In: Thomas Noetzel und Jörg Probst (Hg.): Biographie und Politologie. Lebensdarstellungen als Wissenschaftsgeschichte politischer Ideen. Marburg, 7-14.
- Pannier, Jörg (1996): Das Vexierbild des Politischen. Dolf Sternberger als politischer Aristoteliker. Berlin. <https://doi.org/10.1515/9783050073316>
- Porsche-Ludwig, Markus (2010): Alexander Schwan. Fundamente normativer Politik(wissenschaft) – Eine Werkbiographie. Berlin.
- Quadbeck, Ulrike (2008): Karl Dietrich Bracher und die Anfänge der Bonner Politikwissenschaft. Bonn. <https://doi.org/10.5771/9783845210513>
- Reichertz, Jo (2016): Qualitative und interpretative Sozialforschung. Eine Einladung. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-13462-4>
- Sauer, Birgit (2015): Politikwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterprofessorinnen im deutschsprachigen Raum. Zwischen Besonderheit und Besonderung oder auf dem Weg zur Normalität? In: Femina Politica, 24(1), 126-134.
- Sauer, Birgit (2003): Die Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft und ihre Frauen. In: Jürgen W. Falter und Felix W. Wurm (Hg.): Politikwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. 50 Jahre DVPW. Opladen, 82-98.
https://doi.org/10.1007/978-3-663-07785-5_9
- Schale, Frank und Sebastian Liebold (2016): Intellectual History der Bundesrepublik. In: Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaft, 16, 97-119.
- Schale, Frank (2004): Zwischen Engagement und Skepsis. Eine Studie zu den Schriften von Otto Kirchheimer. Baden-Baden.
- Schlak, Stephan (2008): Wilhelm Hennis. Szenen einer Ideengeschichte der Bundesrepublik. München.
- Schmidt, Oliver (2006): Meine Heimat ist – die deutsche Arbeiterbewegung. Biographische Studien zu Richard Löwenthal im Übergang vom Exil zur frühen Bundesrepublik. Frankfurt am Main.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, 13 (3), 283-294.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03188-4_5
- Wengst, Udo (2015): Theodor Eschenburg. Biographie einer politischen Leitfigur. Berlin.
<https://doi.org/10.1515/9783110403039>

Zusammenfassung

Wissen entsteht nicht im luftleeren Raum, ein Text ist nicht zu verstehen ohne seinen Kontext. Dies gilt insbesondere für die Politikwissenschaft, ist sie doch besonders vom spannungsreichen Verhältnis zwischen Politik und Wissenschaft betroffen. Um die Wissensproduktion vor dem Hintergrund gesellschaftlicher und politischer Möglichkeitsräume auszuleuchten, bedarf es einer kritischen Reflexion der Fachgeschichte. Im

Sinne der „Intellectual History“ wird die Person der/s Forschenden zum Zentrifugalkern der Analyse von Text und Kontext. Hier knüpft die Werkbiographieforschung an, die sich seit den 1990er Jahren zunehmender Beachtung auch in der Politikwissenschaft erfreut. Allerdings mündeten die einzelnen Studien nicht in ein methodologisch und theoretisch geschlossenes Paradigma.

Als Blaupause für die jeweilige Beschäftigung mit dem Leben und Werk politikwissenschaftlicher Fachvertreter und -vertreterinnen kann das Diktum Wilhelm Bleeks gelten, Mensch und Gesellschaft gleichermaßen zum Erkenntnisobjekt zu erklären. Welche Forschungsperspektiven auf das Leben und Werk der Fachvertreter und Fachvertreterinnen sind aber von besonderem Interesse für die spezifisch politikwissenschaftliche Werkbiographieforschung? Ein Blick auf die benachbarten Disziplinen und ihren Zugang zur Wissenschaftsgeschichte ermöglicht erste Antworten. So können Anleihen bei der ideengeschichtlichen, biographieanalytischen, soziologischen, zeit- und wissenschaftsgeschichtlichen Forschung genommen und für die politikwissenschaftliche Analyse fruchtbar gemacht werden.

Der Aufsatz resümiert die verschiedenen Zugänge, zeigt ihre jeweiligen Ausdifferenzierungen auf, prüft ihr Potenzial für die politikwissenschaftliche Werkbiographieforschung und illustriert sie anhand von Beispielstudien aus dem aktuellen Forschungsstand. Schließlich führt er die verschiedenen Stränge im Sinne einer politikwissenschaftlichen Werkbiographieforschung zusammen.

Methodische Problemfelder und ethische Implikationen der zeitzeugenbasierten Historiographie

Ein Erfahrungsbericht

Felicitas Söhner

Ich stütze mich (...) auf mein Gedächtnis, wohl wissend, dass dieses die Vergangenheit immer mit konstruiert oder erfindet und dass manchmal nichts irreführender sein kann, als Augenzeugenberichte, die oral history, für bare Münze zu nehmen. Vielleicht kommt für mich noch einmal die Zeit, meine Erinnerungen mit vorhandenen Dokumenten, nicht zuletzt aus meinem privaten Archiv, zu konfrontieren. (Forsbach 2011: 237)

So kommentierte Heinz Schott, Medizinhistoriker und Zeitzeuge die zeitzeugenbasierte Geschichtsschreibung. Das Konzept der Oral History berührt Forschende wie Rezipienten, die sich innerhalb und auch außerhalb der traditionellen Geschichtswissenschaft bewegen. Dieser Ansatz lässt es zu, neben den in den jeweiligen Systemkulturen tradierten Narrativen Aspekte subjektiver Erfahrungsgeschichte zu eruieren.

Die vom Zeitzeughistoriker Alessandro Portelli als die „Wissenschaft und Kunst vom Individuum“ (Portelli 1997: 57) beschriebene Methode eröffnet die Möglichkeit, die Beziehung zwischen Kultur und Individualität zu verstehen. Über persönliche Narrative erhalten HistorikerInnen Einblicke in die Art und Weise, wie Individuen ihre Umwelt verstehen und wie sie soziale, politische und kulturelle Veränderungen in ihrem Alltag wahrnehmen.

Als sich die Oral History ab den 1970er Jahren etablierte, befassten sich ihre unterschiedensten Vertreter mit dem Schreiben von Geschichte „von unten“ (Niethammer/von Plato 1983-1985; Niethammer 1985). Diese Form der Geschichtsschreibung orientierte sich an Quellen, die über bisherige Archivadokumente hinausgingen (Janovick 2006: 159). Damit gab die Methode auch Menschen, die keine Memoiren verfasst oder Dokumente hinterlassen haben, die Möglichkeit, ihrer Perspektive über die Vergangenheit Gehör zu verschaffen. Der Soziologe und Zeitzeugenforscher Paul Thompson konstatierte, dass die Oral History die Geschichte demokratisieren würde, da sie die soziale Bedeutung von Geschichte radikal verändern und ein besseres Verständnis zwischen den Generationen fördern würde (Thompson 1988; Leo/Maubach 2013). Dieser beinahe enthusiastischen Einordnung mündlicher Geschichte steht eine kritischere Sichtweise gegenüber, in der mit Zeitzeugen arbeitende Historikerinnen und Historiker die unnatürliche Beziehung zwischen forschenden und befragten Akteuren reflektierten (Perks/Thompson 1998).

Aufgrund der Natur der Zeitzeugenarbeit, insbesondere des persönlichen Kontakts mit lebenden Personen, entstehen ethische Dilemmata, die das Wohlergehen der Gesprächspartner oder die Frage der Evidenz betreffen. Was passiert, wenn die Zeitzeugenaussagen mit Versionen anderer Zeitzeugen oder aufgezeichneter Dokumente in Widerspruch stehen? Wenn die Interpretationen der Forschenden mit der Perspektive der Zeitzeugen kollidieren? Wie wird die Vertraulichkeit gewährleistet und wie werden mögliche Schadensrisiken abgewogen? In der deutschsprachigen Literatur finden sich nur wenige Beiträge, die diese ethischen Dilemmata reflektieren (Unger et al. 2014: 21).

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit einzelnen ethischen Konfliktfeldern, die sich aus Schnittstellen in der Zeitzeugenarbeit im historischen Kontext ergeben. Dazu skizziert die Autorin forschungsethische Standards, auf die sich Zeitzeugenforschende geeinigt haben. Weiter werden anhand einzelner Fragestellungen aus der bisherigen Projekterfahrungen und der aktuellen Forschungspraxis der Autorin handlungspraktische Ansätze diskutiert. Abschließend werden Wege aufgezeigt, wie forschungsethischen Fragen in der historischen Zeitzeugenarbeit begegnet werden kann.

1. Betrachtete Projekte

Grundlage der folgenden Betrachtungen sind aktuelle und zurückliegende Oral History Projekte im Bereich der Sozial- und Medizingeschichte, in die die Autorin involviert war. In deren Zusammenhang wurden Zeitzeugeninterviews generiert, auf narrative Stränge und Themen untersucht und mit klassischen, traditionellen Quellen verglichen (Plato 1991). Zu diesen gehört das Projekt zur Geschichte der Humangenetik in Deutschland nach 1945.¹ Grundlage des Projektes sind leitfadenorientierte Zeitzeugengespräche. Befragt wurden Humangenetiker aus West- und Ostdeutschland nach ihrer Emeritierung. Zum Forschungssample gehörten Männer und Frauen, Humangenetiker aus den Bereichen der Medizin, der Sozial- und der Naturwissenschaften, Vertreter der Klinik, Forschung und Beratung. Die Stichprobe repräsentiert die Pioniere des Fachgebietes, aber umfasst auch unterrepräsentierte Gruppen. Die Autorin führte Leitfadeninterviews mit 32 Akteuren, die zwischen 1925 und 1949 geboren wurden. Das Forschungsinteresse des Projekts gilt unter anderem Narrativen und Deutungsmustern zur Institutionalisierung des Faches der Humangenetik nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Ost- und Westdeutschland (Krischel et al. 2018).

Ein weiteres Zeitzeugenprojekt, dessen Erfahrungen hier einfließen, ist eine Studie, die sich mit kontextuellen und beeinflussenden Faktoren der westdeutschen, reformorientierten Psychiatrie der Nachkriegszeit befasst.² Als empirische Grundlage dienen 24 autorisierte Interviews aus einer Stichprobe von 29 Zeitzeugen aus dem Berufsfeld der Psychiatrie. Die Befragten wurden zwischen 1918 und 1941 geboren und gehören folgenden Berufsgruppen an: Psychiatrie, Pflege, Ergotherapie, Psychotherapie, Medien, Medizinische Soziologie, Verwaltung. Das Forschungsinteresse liegt unter anderem

1 Ausführende Wissenschaftler sind Felicitas Söhner und Matthis Krischel; das Projekt wird geleitet von Heiner Fangerau (alle Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin, Universität Düsseldorf).

2 Die ausführende Wissenschaftlerin ist Felicitas Söhner; das Projekt wird von Heiner Fangerau (Institut für Geschichte, Philosophie und Ethik der Medizin, Universität Düsseldorf) und Thomas Becker (Institut für Psychiatrie, Universität Ulm) inhaltlich wie strukturell unterstützt.

darin, die subjektiven Konstruktionen und Sichtweisen auf die Kontexte der reformorientierten Psychiatrie sowie die Impulse und Einflüsse auf die Enquête der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland zu erfassen (Söhner et al. 2017/18).

Darüber hinaus werden Erfahrungen folgender abgeschlossener Projekte in die folgenden Betrachtungen einbezogen: Ein Oral History-Projekt zu Selbst- und Fremdbildern in der multiethnischen Region Schlesien.³ Es wurden 18 Augenzeugen aus Deutschland und Polen befragt, die alle zwischen 1933 und 1990 geboren sind und sich selbst polnischer, schlesischer oder deutscher Identität zuordnen. Das Forschungsinteresse galt der Existenz, Übertragung und Entwicklung von Vorurteilen in einer multiethnischen Region von Europa (Söhner 2013).

Ebenfalls einbezogen wurden Erfahrungen aus dem interdisziplinären Augenzeugenprojekt „Wertebildung in Familien“ mit Jutta Mägdefrau (Philosophische Fakultät, Universität Passau). Die Projektrecherche umfasste 18 InterviewpartnerInnen aus Ost- und Westdeutschland geboren zwischen 1942 und 1986 aus den Praxisfeldern Elternschaft, Lehrerschaft und Pädagogik. Das Forschungsinteresse dieses Projekts galt Prozessen der Wertebildung im Rahmen familiärer, schulischer und außerschulischer Erziehung (Mägdefrau/Söhner 2013).

Die Auswahl der GesprächspartnerInnen der obengenannten Projekte erfolgte nach den Kriterien von Gläser und Laudel (Gläser/Laudel 2010). Es wurden Träger relevanter Merkmalskombinationen zu sogenannten theoretischen Stichproben zusammengeführt (Flick et al. 2010). Die Befragten wurden nach ihrer Verfügbarkeit, Bereitschaft und Fähigkeit zur Information so ausgewählt, dass sie das untersuchte Gebiet in ihrer Breite repräsentierten. So wurden auch (traditionell) unterrepräsentierte Gruppen in die Untersuchung einbezogen (Krischel et al. 2018; Söhner/Krischel 2019). Zu ethischen Fragen und Fragen des Datenschutzes wurden die potentiellen Gesprächspartner im Vorfeld informiert (Witzel et al. 2008; Rosenbohm et al. 2015). Die leitfadenorientierten Zeitzeugengespräche wurden als Tondokumente gespeichert und als Transkripte bzw. Regesten verschriftlicht. Die Interviewsequenzen wurden mittels qualitativer Inhaltsanalyse nach Mayring und Reichertz systematisch und regelgeleitet untersucht (Mayring 2015; Reichertz 2005). Dieses Konzept erlaubte eine Explikation der Lesart der Texte nach einem regelgeleiteten und intersubjektiv nachvollziehbaren Vorgehen (Kuckartz 2012; Schreier 2012).

Da ein rein deduktives Vorgehen in der Forschungspraxis als eher nachrangiges Verfahren gilt (Mayring/Gläser-Zikuda 2008), erfolgte die Erstellung der inhaltlichen Kategorien in Anlehnung an Stamann et al. gemischt deduktiv-induktiv (Stamann et al. 2016). Es wurden im Vorfeld aus Vorüberlegungen und Literatur theoretische Konzepte als inhaltsanalytische Kategorien deduktiv abgeleitet. Diese wurden im Zuge der Auswertung induktiv aus dem Material heraus angepasst und gegebenenfalls ergänzt. Im diskursiven Prozess wurde eine überarbeitete Version des Kategoriensystems entwickelt (Schreier 2012). In die Dateninterpretation wurden repräsentative Gesprächsequenzen als Analyseeinheiten einbezogen, die zu den betrachteten Kategorien passen. Deren Zusammenfassung erfolgte nach den Regeln der qualitativen Inhaltsanalyse;

3 Dieses wurde unterstützt von Peter Brandt (Institut für Neuere und Neueste Geschichte, Universität Hagen) und Friedhelm Boll (Sozialgeschichte, Universität Kassel).

die Ergebnisse wurden mit historischen Quellen verglichen, um Differenzen und Ähnlichkeiten zu erkennen. Die Codierung, die Analysen und die Interpretation der Befunde wurden in einer Arbeitsgruppe kommunikativ validiert.

2. Erfahrungen

Ein Vergleich der oben genannten Projekte mit methodischen Diskussion in der Literatur zeigt, dass zeitzeugenbasierte Forschung im Allgemeinen und insbesondere im Bereich Gesundheit und Soziales ähnliche Chancen und Schwächen aufweisen wie Forschungsprojekte in anderen Themenbereichen. Als große Stärke der Oral History wird in der Literatur dargestellt, dass sie Informationen über jene Lebensgeschichten und Lebenswelten liefert, die nicht in Memoiren, Biographien oder Archivquellen vorkommen. Die bisherigen Erfahrungen bestätigen diese Einschätzung. Nach Ansicht der Historikerin Kate Fisher erlaubt es die Zeitzeugenarbeit, alltägliche Praktiken und Hintergründe aus dem Kontext eines ganzen Lebens und in den eigenen Aussagen des Interviewten zu eruieren (Fisher 2006: 14). In unseren bisherigen Projekten ermöglichte es der methodische Ansatz beispielsweise zu erfahren, wie Nicht-Entscheider bestimmte historische Prozesse wahrnehmen. Auch Vertreter von eher unpopulären Meinungen, eher wenig vernetzte Personen und auch politisch zurückhaltende Akteure konnten auf diese Weise einbezogen werden. So haben wir durch einige Interviews Einblicke in subjektive Lebenskonzepte und persönliche Deutungsmuster gewonnen.

Eine der Intentionen dieser Projekte bestand darin, qualitative Ergebnisse zu historischen Entwicklungen in den Studienbereichen zu entwickeln, was ebenfalls als Stärke von Oral History-Projekten angesehen wird. Nach Niethammer eröffnet das Interview mit Zeitzeugen die Möglichkeit, „Überlieferungslücken der Alltagsbedingungen, -erfahrungen und -einstellungen durch ein selbsterstelltes empirisches Material aufzufüllen, wenn auch nicht zu schließen“ (Niethammer 1980: 10). Der Ansatz der Oral History verspricht also, reichhaltiges Forschungsmaterial zu generieren. Diese Position kann auch geteilt werden. Es konnten Fragen, die bisher aufgrund von Quellenmaterial nicht geklärt werden konnten, durch Aussagen von Zeitzeugen neu interpretiert werden. Darüber hinaus konnten aufgrund von Hinweisen zu oder durch die direkte Übergabe von weiterem Quellenmaterial bislang unbeantwortete Fragen geklärt werden.

Außerdem erhärtete sich in der forschungspraktischen Erfahrung der Eindruck, dass ein Gespräch nicht nur durch explizite Reize durch den Interviewenden oder durch dessen para- und nonverbales Verhalten beeinflusst wird, sondern schon allein durch seine eigene Professionalität, wie im vorliegenden Fall – der Geschichtswissenschaft. Nach Wierling (2013) zeigt sich, dass Zeitzeugen sehr auf die Forschungsinteressen der jeweiligen Disziplin in ihrem Gesprächsverhalten achten, auch wenn diese vom Interviewer nicht explizit angesprochen oder als Ausgangspunkt des Gesprächs genommen wurden. Entsprechend rahmen Beruf und Habitus des Interviewers oder der Interviewerin das Zeitzeugengespräch schon ein, bevor das erste Wort gefallen ist. So entstand bisweilen der Eindruck, dass manche inhaltlichen Aspekte auf andere Weise dargestellt worden wären, wenn der/die FragestellerIn ein/e JournalistIn oder ein/e PolitikwissenschaftlerIn gewesen wäre.

3. Fehlbarkeit von Erinnerung

Neben den in der Literatur beschriebenen Stärken der Oral History zeigten sich in den vorgestellten Studien auch Schwächen dieses Ansatzes. Nach Heiniger liegt eine der größten methodologischen Herausforderungen der zeitzeugenbasierten Forschung in der Frage der Beziehung des Interviews zur vergangenen Realität (Heiniger 2013: 70). Jede Zeitzeugenperspektive enthält als Quelle nur Teilaspekte einer historischen Situation und ist zudem subjektiv gefärbt. Außerdem kann neu erworbenes Wissen die Erinnerung an historische Ereignisse oder Meinungen beeinflussen. Christopher Donohue geht in seinen Einschätzungen einen Schritt weiter und stellt fest, dass mündlich tradierte Geschichte sehr kontrovers sein kann (Donohue 2017). Die Darstellungen ließen sich vielmehr als Konstruktionen ihrer Vergangenheit und ihrer soziokulturellen Umfelder einordnen (Thompson 2000/2007; Tonkin 1995). Unsere Erfahrung zeigt, dass einzelne Befragte in ihren Erinnerungen manchmal von bisherigen autobiographischen Darstellungen oder Aufzeichnungen in schriftlichen Dokumenten abwichen. Manchmal widersprachen sich die Aussagen einzelner Zeitzeugen zu demselben Prozess. An anderer Stelle erhärtete sich der Eindruck, dass der Einfluss einiger Protagonisten betont oder marginalisiert wurde. In diesen Fällen wurde in der Analyse nachgehakt bzw. Konflikte und Brüche historischer Prozesse untersucht.

Obwohl die Oral History stark auf biographischen, institutionellen und gesellschaftlichen Kontextdaten beruht, muss sie doch auch umgehen mit der Fehlbarkeit von Erinnerung. Erinnerungen können bewusst oder unbewusst verfälscht werden. Daneben verändert das Gedächtnis die vergangenen Erlebnisse im Laufe der Zeit und vor dem Hintergrund neuer Wertmaßstäbe zum Zeitpunkt des Erinnerns. Dadurch kann sich persönliche Wahrnehmung verändern.

Über das Verständnis, wie sich Erinnerung generiert, können Historiker einen Zugang erhalten, dieses ethische Dilemma zu überwinden. Nach dem Sozialwissenschaftler Neil Sutherland hängt die Frage, woran Individuen sich erinnern und wie sie dies interpretieren davon ab, wie sie ihre aktuelle Situation verstehen (Sutherland 1992). Der Historiker Michael Frisch erklärt, dass zeitzeugenbasierte Geschichtsschreibung darüber nachdenken müsse, was auf dem Weg zur Erinnerung passiere. So gebe es eine Beziehung zwischen Kultur und Individualität, welche die persönliche Erfahrung in kollektive Erinnerung umwandle; diese müsse abgefragt werden, um die Diskrepanzen zwischen persönlicher Erinnerung und schriftlichen Aufzeichnungen zu verstehen (Frisch 1998: 33).

Eine durchaus häufiger beobachtete Diskrepanz zwischen mündlichen und schriftlichen Quellen lag darin, dass erlebte Ereignisse von den Forschungsteilnehmern nicht angesprochen wurden; dies könnte auch darin gründen, dass Menschen dazu neigen, unangenehme Erfahrungen aus den eigenen Erinnerungen auszublenden (Janovick 2006: 160). Individuelles Erinnern kann auch überzeichnet worden sein durch spätere Erlebnisse und Erfahrungen. Zudem hängen präsentierte Lebensgeschichten, in die eine Fülle von Erlebtem zu einem Ganzen integriert wurde, eng zusammen mit der Herstellung einer stabilen Ich-Identität (Straub 1998; Assmann 2005/2008). Damit können sich die von den Gesprächspartnern formulierten Erinnerungen verstehen lassen als „narrative Selbstinterpretation“ (Schmid 2000: 13) oder im Sinne der Zeitzeugenforscherin Anke Stephan gar als „Prozess der Subjektconstitution“ (Stephan 2005: 13).

Ebenso können in das narrative Erinnern literarische, filmische oder weitere mediale Vorbilder quasi als Prozesse der Selbstvergewisserung einbezogen werden. In manchen Fällen ähnelten sich Erinnerungssequenzen der Interviewten so frappierend, dass die Vermutung nahelag, es handele sich hier um ein reproduziertes Narrativ, das den Befragten als Angehörige einer Generation oder eines gesellschaftlichen Systems bekannt gewesen sein dürfte.

Da sich in Anlehnung an den Sozialpsychologen Harald Welzer individuelle Gedächtnisvorgänge zwar in einem Individuum vollziehen, diese jedoch in einem kommunikativen und interaktiven Prozess in sozialer Interaktion geschehen (Welzer 2002), können nahezu analoge Erinnerungssequenzen vor allem Aufschluss geben über kollektive Erinnerungsmuster. Der Soziologe Maurice Halbwachs spricht hier vom „kollektiven Gedächtnis“, das deren Träger zum Teil verschiedener Gedächtnisgemeinschaften werden lässt – wie Familie, politische Partei, religiöse Gruppe, beruflicher Verband oder Minderheit (Wierling 2003: 97 ff.). Auf diese Weise geben Erinnerungen häufig weniger Aufschluss über die vergangene Wirklichkeit als zur gegenwärtigen Interviewsituation (Plato 2000).

Wenn wir in unseren Projekten auf vergleichbare Auffälligkeiten gestoßen sind, haben wir versucht, diese inhaltlich mit schriftlichen Quellen abzugleichen. Grundsätzlich sinnvoll ist in diesem Fall ein ausgewogenes, die Breite des Untersuchungsfelds abdeckendes Sample. Durch das Einbeziehen von Angehörigen eher unterrepräsentierter Gruppen eines Systems können die Forschenden alternative Aussagen erhalten, die als Vergleichsfolien zu allgemeinen Narrativen dienen können.

4. Manipulation von Erinnerung

Darüber hinaus stellt die Fachliteratur die Frage nach der Repräsentativität und Systematisierung einzelner Aussagen. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, sollten Narrative immer nach verschiedenen Aspekten wie der sozialen Gruppe oder dem vorherrschenden Zeitgeist referenziert werden. Aus diesem Grund wurden in den vorgestellten Projekten verwendete Sequenzen kritisch geprüft und mit externen Quellen und anderen Berichten verglichen, so dass eine präzise Analyse des historischen Kontextes und damit verbundener möglicher Intention möglich war (Käuper 2015: 46).

Doch schon allein die Auswahl beteiligter GesprächspartnerInnen bedingt eine perspektivische Sichtweise des historischen Bildes. Folgt man Jacquie L'Etang, unterliegt die Oral History der Schwäche der Ausschnitthaftigkeit, da Menschen mit guten Genen länger leben und diese somit mehr Chance haben, die Geschichte zu beeinflussen (L'Etang 2008: 322). In unseren Projekten haben wir versucht, eine ausgewogene Altersstichprobe zu erreichen und die gestellten Fragen altersspezifisch zu betrachten. Einschränkend ist zu sagen, dass es schwieriger war, die Altersgruppe ab 80 Jahren darzustellen. Dies liegt zum einen an der Möglichkeit wie auch an der Bereitschaft der überlebenden Augenzeugen zu einem Zeitzeugengespräch.

Die Historikerin L'Etang weist darauf hin, dass insbesondere bei Experteninterviews die befragten Zeitzeugen nicht nur als Spezialisten ihres Fachgebietes, sondern auch wahrscheinlich als „Meister des Impressionsmanagements“ (L'Etang 2008: 324) gelten können. Als solche seien sie daran interessiert, die historischen Aufzeichnungen zu ihrem Gebiet zu prägen. Diese Frage erschien relevant in Momenten, in denen sich Personen mit dem Anliegen einer Interviewmöglichkeit an die Projektmitarbeiter

wandten, um Spuren im institutionellen Gedächtnis zu hinterlassen, die aktuelle Historiographie zu lenken oder die bisherige Geschichtsschreibung zu korrigieren (Käuper 2015: 45).

Vor diesem Hintergrund war es in den betrachteten Projekten nützlich, mit den Gesprächspartnern zu kommunizieren, welches Forschungsinteresse dem Projekt zugrunde liegt. Daneben war es hilfreich, im Vorfeld der Untersuchung zu klären, ob die Interviewten für sich selbst als Einzelperson sprechen oder als jemand, der sich in einer bestimmten Institution engagierte.

5. Deutungskonflikte

Wie bereits dargestellt, liegt ein Problem der historischen Zeitzeugenarbeit in Deutungskonflikten zwischen Zeitzeugen und Historikern. Krischel, Söhner und Fangerau zeigen, dass an Projekten beteiligte Zeitzeugen als Mitglieder von Berufsgruppen und Institutionen strategische Positionen im Erinnerungsdiskurs besetzen können, was einen distanzierten, retrospektiven Blick auf die eigene Fachgeschichte beinahe an ihre Grenzen bringen kann (Krischel et al. 2018; Söhner/Krischel 2019).

In ihrer Doppelrolle als „wertvolle, endogene Stimmen im Erinnerungskanon“ (Rudnick 2014) haben Zeitzeugen Zugang zu historischen Kernfragen aus der Innenperspektive. Die daraus resultierende Spannung, insbesondere bei abweichenden Deutungen zwischen Zeitgeschichte und Geschichtspolitik, sollte in der Auswertung problematisiert und berücksichtigt werden. Es ist Michael Kohlstruck zuzustimmen, dass jede öffentliche Interpretation der Vergangenheit die Interessen ihrer Akteure einschließt (Kohlstruck 2004: 176 ff.). Vor diesem Hintergrund wurde die Neutralität der historisch Forschenden als ein hoher Standard verstanden, der nicht leicht zu erfüllen ist.

Der Historiker Hans Günter Hockerts verdeutlichte, inwiefern der „Erlebnishorizont des Zeitzeugen“ vom „Erklärungshorizont des Zeithistorikers“ abweicht (Hockerts 2001:20). Durch die Herstellung von Zusammenhängen und die Einbeziehung mehrerer Perspektiven nähern sich HistorikerInnen geschichtlichen Phänomenen in einer anderen Logik als Zeitzeugen. Nach Hockerts besteht der Unterschied im wissenschaftlichen Zugang zur Zeitgeschichte zu anderen Zugängen in den „Eingangsschwellen [...] Quellenkritik, Standpunktreflexion und Forschung als Prozeß“ (Hockerts 2001: 26). Hier kann beim Zeitzeugen der Eindruck entstehen, die eigene Erinnerungsfähigkeit würde nicht gebührend respektiert oder sie würde gar missbraucht (Hockerts 2001: 20). Insbesondere das aus den geschichtswissenschaftlichen Standards resultierende Vorgehen eines „systematischen, regelhaften und nachprüfbaren Wissenserwerbs“ (Hardtwig 1990: 7) kann bei den von ihrer direkten Erfahrung ausgehenden Zeitzeugen Irritationen auslösen. Diejenigen HistorikerInnen, die sich entgegen eines geschichtspolitischen Zeitgeists diskurskritisch äußern, können darüber hinaus die „Solidarität“ der Erinnerungsgemeinschaft riskieren (Hockerts 2001). So war es in der Kooperation mit den Zeitzeugen wichtig, diese Fragen im Vorfeld des Projekts anzusprechen. Die betreffenden GesprächspartnerInnen hatten und haben das Recht, ihre Aussagen zurückzuziehen und ihr Veto in der Deutung der sie betreffenden Interviewsequenzen einzulegen. Sollte sich das Verständnis und die Interpretation der Interviewsequenzen in der Vorbereitung von Publikationen nicht decken, bestand und besteht als Lösung, entweder interpretierte Textpassagen zu entfernen, sich auf eine Kompromissformulierung

zu einigen oder aber die entsprechenden Textstellen unverändert, jedoch vom Zeitzeugen kommentiert stehen zu lassen.

6. Ethische Leitlinien in der historischen Zeitzeugenarbeit

Jede forschende Tätigkeit erfordert eine Reflexion über ethikkonformes Handeln. Forschungsethische Prinzipien, die der Kategorie der angewandten Ethik zuzuordnen sind, gelten nach dem Grundsatz, dass kein übergeordnetes, allgemein gültiges ethisches Prinzip existiere, sondern vielmehr eine Reihe von Prinzipien mittlerer Ordnung. Das bedeutet, dass diese im Falle ihrer Kollision fallbezogen interpretiert, in Bezug gesetzt und gewichtet werden (Marckmann 2000).

In der medizinischen Ethik als exemplarisches Handlungsfeld der angewandten Ethik orientiert sich das Handeln an folgenden vier ethischen Prinzipien: der Respektierung von Selbstbestimmung, der Schadensvermeidung, der Fürsorge und der Gerechtigkeit. Diese Prinzipien stehen in einem gegenseitigen Spannungsverhältnis und werden jeweils fallbezogen berücksichtigt (Beauchamp/Childress 2001).

Bezieht man die Logik einer mittleren Verbindlichkeit auf die geschichtswissenschaftliche Forschungsethik, bedeutet dies, dass ethische Leitlinien im konkreten Fall interpretiert und gegeneinander abgewogen werden (Birnbacher 2013: 78). Daher kann nicht ohne weiteres von einem allgemeingültigen Konsens ethischen Handelns in der historischen Forschung ausgegangen werden (Lamnek 1994: 352). Insbesondere weil in der Oral History eine persönliche Beziehung zwischen den Fragenden und den Befragten eingegangen wird, sind forschungsethische Aspekte in allen Phasen des Forschungsprozesses von Bedeutung und müssen immer wieder neu reflektiert werden (Miethe 2010; Hopf 2015).

Die Historikerin und Leitung des Archivs des Instituts für Geschichte und Biographie in Hagen⁴ Almut Leh reflektierte forschungsethische Fragestellungen in der Zeitzeugenarbeit (Leh 2000a). Ihr Fokus gilt insbesondere dem durch die Zugzwänge des Erzählens herbeigeführten Kontrollverlust. (Leh 2000a: 66).

Doch bereits vor der Archivierung und Nutzung mündlicher Geschichtsquellen treten ethische Fragestellungen auf. Die US-amerikanische Oral History Association⁵ empfahl bereits in ihrer Gründungsphase denjenigen, die Zeitzeugendokumente erstellen und verwenden, sich an eine gute wissenschaftliche Praxis zu halten. Dazu formulierte sie 1968 ethische Standards (OHA 1968/1969), die mehrfach aktualisiert und überarbeitet wurden. Die ethischen Richtlinien beziehen sich im Kern auf Verpflichtungen gegenüber den Zeitzeugen, der eigenen Profession und der Öffentlichkeit wie auch gegenseitige Verpflichtungen zwischen finanzierenden Institutionen und den Interviewenden.

Einige der dort genannten Leitlinien, wie die Frage der Objektivität, des informierten Einverständnisses und der Zusage von Anonymität und Vertraulichkeit, der Vermeidung von Schädigungen der teilnehmenden Personen, aber auch die Frage nach der Zulässigkeit verdeckter Formen der Beobachtung, stellen die qualitativ Forschenden

4 Im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ werden 3.000 lebensgeschichtliche Interviews mit Zeitzeugen aus Ost- und Westdeutschland in Form von Audio- bzw. Videoaufzeichnungen und deren Transkripten archiviert (Leh 2000b).

5 Die American Oral History Association wurde 1966 gegründet, die International Oral History Association 1996 auf der IX International Oral History Conference in Göteborg.

vor grundsätzliche Herausforderungen (Gläser/Laudel 2010). Zu den zentralen forschungsethischen Prinzipien in der historischen Zeitzeugenarbeit gehören: informiertes Einverständnis, Freiwilligkeit der Teilnahme, Risikoabwägung und Schadensvermeidung, Objektivität und Integrität der Forschenden sowie Vertraulichkeit und Anonymisierung. Auf einzelne dieser Prinzipien wird im Folgenden eingegangen.

7. Freie und informierte Zustimmung

Erfolgreiche Oral History beruht auf der Teilnahme von Personen, die an dem Projekt interessiert und daher bereit sind, ihre Erinnerungen zu teilen. Die Zufriedenheit der Befragten im Forschungsprozess hängt unter anderem davon ab, dass die Forschenden die Menschen, die sie befragen, aufrichtig respektieren.

Ethische Leitlinien sind wichtig, doch eine Bürokratisierung der Beziehung kann das Vertrauen, auf dem ein gutes Interview basiert, stören. Der Umgang mit Einverständnisformularen im Gespräch verleiht der Interviewsituation eine Spur von Formalität, die einen ungezwungenen Gesprächsverlauf beeinflusst und manche/n Befragte/n nervös machen kann (Hoonard 2002). Daher muss der Zeitpunkt der Besprechung von Formalitäten im Ablauf einer Zeitzeugenbegegnung gut bedacht werden.

Die bisherigen Oral History-Projekte, in die die Autorin involviert war,⁶ richteten sich nach den Gütekriterien qualitativer Forschung nach Mayring und Reichertz (Mayring 2015; Reichertz 2005). Im Vorfeld des Gesprächs erfolgte zunächst eine Kontaktaufnahme und allgemeine Erfragung der Gesprächsbereitschaft. Nach deren Zusage wurde im Vorfeld der Zeitzeugengespräche erklärt, wie die Erhebung der Interviews, die Auswertung der Daten und deren Archivierung erfolgen würde. Bei dieser Gelegenheit erhielten die potentiellen Gesprächspartner ein Einverständnisformular mit etwa folgendem Inhalt:

Hiermit räume ich XX [Zeitzeuge/Zeitzeugin] XX [HistorikerIn] das Recht ein, das von mir gegebene Zeitzeugeninterview zu XX [Thema} aufzuzeichnen, wissenschaftlich auszuwerten und in Texten zu verwenden. Die Interviewaufzeichnung übergebe ich nach Auswertung durch die genannten Personen dem Archiv XX [Ort] zur dauerhaften Aufbewahrung und weiteren wissenschaftlichen Bearbeitung unter Beachtung der üblichen archivrechtlichen Datenschutzrichtlinien.

Falls wörtliche Zitate aus dem Interview in Veröffentlichungen verwendet werden, erhalte ich das Manuskript zur Einsicht und mir bzw. meinem gesetzlichen Vertreter steht eine zweiwöchige Einspruchsfrist zur Publikation der von mir getätigten Aussagen zu.

Meine Einwilligung ist freiwillig. Nach meinem Ableben gelten die Regeln des postmortalen Persönlichkeitsschutzes. Die Einwilligung zur Auswertung und Aufbewahrung kann jederzeit ganz oder teilweise widerrufen werden, ohne dass irgendwelche Nachteile für mich entstehen. Bereits publizierte Arbeiten sind von

6 Selbst- und Fremdbilder in der Region Schlesien (2009-2012, FernUniversität in Hagen); Wertebildung in Familien (2012-2013, Universität Passau), Impulse und Rahmenbedingungen der bundesdeutschen Psychiatrie der Nachkriegszeit (seit 2014, Universitäten Ulm/Düsseldorf), Geschichte der Humangenetik in Deutschland (seit 2016, Universität Düsseldorf)

der Rücknahme der Einwilligung naturgemäß nicht betroffen (da die Auswertung bereits erfolgt und publiziert ist). Audiodokument und Aufzeichnung werden mir dann zugesandt.

Dieses Formular wurde erklärt und zur Unterzeichnung übergeben. Mit den GesprächspartnerInnen wurde vereinbart, ob die Interviewsequenzen pseudonymisiert dargestellt werden oder eine Namensnennung erfolgen sollte. Mit den genannten Vereinbarungen konnte das Forschungsdesign dem Prinzip der informierten Zustimmung möglichst gerecht werden.

8. Objektivität und Integrität der Forschenden

Der Philosoph Patrick Gardiner beschrieb unterschiedliche historiographische Zugänge zur Analyse vergangener Prozesse und deren Bedeutung (Gardiner 1974: 1). Danach lassen sich historische Entwicklungen als fortschrittlich oder zyklisch einordnen, als durch Prinzipien oder Gesetzmäßigkeiten bestimmt, als Teil übergeordneter Muster wie Systeme oder auch als Kapitel situativer Ereignisse. Diese Überlegungen machen deutlich, dass historische Untersuchungen weit über das Erzählen einer Geschichte hinausgehen. Der Geschichtswissenschaftler konzentriert seinen Blick auf strategische Entwicklungen, Brüche oder Wendungen auf das Besondere und ordnet diese in den Kontext der Geschichte ein. Eine dazu erforderliche Haltung der Objektivität der Forschenden erfordert ethisch reflektiertes Forschungshandeln (Hähnel 2014: 186).

Die historische Bewertung und Einordnung der Ergebnisse hängt eng zusammen mit den Annahmen und der Weltanschauung der historisch Forschenden.⁷ Verschiedene Perspektiven generieren alternative Lesarten; damit sind historische Deutungen selten neutral und können durchaus ideologische oder moralische Komponenten beinhalten (Hamilton 1996: 2).

Ereignisse lassen sich verschieden einordnen. Ein Beispiel ist die Frage nach der damaligen gesellschaftlichen Zustimmung zum Nationalsozialismus. Dieses Phänomen ließe sich deuten als Ausdruck genuiner Überzeugung, als Folge der Propaganda, als Furcht vor Terror oder persönlichen Opportunismus. Ebenso könnte man es auch aus politischem Desinteresse oder Unzufriedenheit mit der Weimarer Republik heraus verstehen. Die Frage lässt sich aber auch im kleinräumigen Blick deuten als die individuelle Unfähigkeit, Widerstand zu leisten, was kumulativ zur Hegemonie nationalsozialistischen Gedankenguts geführt hat. Weiter hängt das historische Verständnis damit zusammen, dass Geschichtsschreibende multiple Datenniveaus zu verarbeiten haben, die sich auf ihr jeweiliges Forschungsinteresse beziehen. Die Forschungsfrage beeinflusst zudem, inwiefern HistorikerInnen Daten als relevant und signifikant beurteilen, einzelne Ereignisse als Wendepunkte oder Brüche interpretieren oder das Zusammenspiel von Ereignissen und dominierenden Praktiken periodisierend einordnen (L'Etang 2008: 321).

Die sozialwissenschaftliche Natur von Geschichte bedingt es, dass historische Forschung automatisch vom jeweilig Forschenden mit beeinflusst wird. Damit lässt sich als Ergebnis keine „universelle“ oder „richtige“ Geschichte, sondern vielmehr eine Interpretation von Deutungsmustern erwarten. Insbesondere die Oral History sollte daher

⁷ Bei gleicher Umgebung lebt doch jeder in einer anderen Welt (Arthur Schopenhauer).

sowohl die individuelle, institutionelle als auch gesellschaftliche Ebene in den Blick nehmen. Anstatt die Aussagen als Beweise dafür zu nehmen, „wie es gewesen ist“, sollten die in der Zeitzeugenarbeit generierten Quellen derselben kritischen und reflektierenden Analyse unterliegen wie geschriebene Quellen.

9. Zwischen Geschichte und Gedächtnis – Fragen der Erinnerungskultur

Historiographische Projekte bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen Erinnerungskultur und Erinnerungspolitik (Simon 2010). Mit dem methodologischen Rückgriff auf Zeitzeugendokumente treffen die Konzepte der *histoire* (Geschichte) und der *mémoire* (Gedächtnis) in besonderer Weise aufeinander. Damit einher geht stets die Frage: Wo befindet sich die Grenze zwischen Erinnerungskultur, die sich mit Gedächtnissen befasst, und der Geschichtswissenschaft, die sich um die Rekonstruktion der Vergangenheit bemüht?

Kollektive Erinnerungen, die im Rahmen einer dominanten Erinnerungskultur gesammelt werden, basieren auf gegenwärtigen vielfältigen Motivationslagen kollektiv handelnder Subjekte. Der Kulturwissenschaftler Matthias Berek versteht Zeitgeschichte immer als eine Konstruktion, die weniger mit den tatsächlichen Ereignissen von gestern zu tun hat als mit dem aktuellen soziokulturellen Kontext (Berek 2009: 162). So sind nach Berek Erinnerungskulturen an der Konstruktion von Wirklichkeit beteiligt und daher für die Existenz jeder sozialen Gruppe essentiell. Er versteht deren Aufgaben in der Strukturierung der individuellen Wahrnehmung, dem Schaffen von Zeitbezügen und historischem Bewusstsein für die Individuen, der Orientierungsfunktion für individuelles Handeln und der Legitimierung sozialer Institutionen, symbolischer Sinnwelten, individueller Rollen und Identitäten (Berek 2009). Gegenwärtige Haltungen und Bedürfnisse lassen sich immer auch verstehen als Teil politischer Verhandlungen, Dispute und Kämpfe um die Regeln, die in einer Institution als allgemein verbindlich gelten. Damit stehen historiographische Konstruktionen und gesellschaftspolitische Debatten immer in einem Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit.

Korrespondierend zu Berek's Verständnis von Erinnerungskultur besteht Erinnerungspolitik darin, aktuelle politische Interessen als Legitimation von Institutionen, Sinn- und Identitätswelten mit Hilfe der Repräsentation und Interpretation von Vergangenheit zu verfolgen: „Erinnerungspolitik dient 1. der Legitimation von Institutionen, individuellen und kollektiven Handlungen sowie Sinnwelten, 2. dazu, einen Zeitbezug für die einzelnen Gruppenmitglieder herzustellen, vermittelt 3. Identität und kollektive Identitätstypen und hat somit 4. die Herstellung der Kohärenz der Kollektive zum Ziel“ (Berek 2009: 151). Allerdings, so der Politikwissenschaftler Michael Kohlstruck, wäre ein Verständnis als eine spezifische Form politischen Handelns unter anderen verkürzt, passender sei eine Einordnung als Strategie zur Legitimierung von Politik und Geschichte (Kohlstruck 2004: 176 ff.) Sein Fachkollege Helmut König kommt zu dem Ergebnis, dass es in allen Formen der Gedächtnispolitik um die Herstellung und Stabilisierung der Legitimität politischer Ordnungen und Handlungen geht (König 2009: 12). So lässt sich in der Konsequenz Erinnerungspolitik generell verstehen als Strategie, Politik durch Geschichte zu legitimieren (Kohlstruck 2004).

Unter dieser Perspektive spielt es eine eher periphere Rolle, ob sich die historiographische Auseinandersetzung mit politischer Repression beschäftigt oder mit den ruhmreichen Handlungen von Gründervätern und -müttern einer kontinuierlich bestehenden Institution oder Gesellschaft (Berek 2009: 151).

Die Erfahrung, dass potentielle Gesprächspartner selbst an einer Befragung interessiert sind und sich an den Historiker wenden, zeigt die Verflechtung von Zeitgeschichte mit Erinnerungskultur besonders deutlich, wie auch den Einfluss, den Debatten über das kollektive Gedächtnis auf die Forschungsorientierung der Geschichtswissenschaft haben. Im Hinblick auf diesen Aspekt, richteten wir in der Erhebungsphase besonderes Augenmerk auf einen objektiven und professionellen Weg zur Forschungsstichprobe (Niethammer 1985: 432).

Die Projekterfahrungen machen deutlich, dass historische Interpretationen durch soziale Konstruktionen von Augenzeugen geprägt werden und Geschichte somit reflexiv geschrieben werden muss. Unabhängig davon, wie Erinnerungen memoriert werden, ist die Subjektivität ein zentraler Aspekt der mündlichen Geschichte (Niethammer 2007). So sind Erinnerungen mit einem individuellen Handlungskontext und gleichzeitig mit aktuellen Mustern kollektiver Erinnerung verwoben.

Die Interpretationen von HistorikerInnen entsprechen nicht immer dem Verständnis der Vergangenheit der ZeitzeugInnen. Vor diesem Hintergrund scheint es unabdingbar, dass die historische Zeitzeugenarbeit methodologisch-kritisch vorgeht, selbst wenn dies nichts daran ändern würde, dass die Forschenden sich von der einen oder anderen Position der Erinnerungsträger beeinflussen lassen. Problematisch kann es werden, wenn die Geschichtsforschung unhinterfragt Betrachtungsweisen einzelner Erinnerungsgruppen adaptiert (Käuper 2015: 34). Damit verbunden stellen sich verschiedene Fragen: Wie viel Einfluss darf der/die Zeitzeuge/in bei der Interpretation seiner Perspektive haben? Welche Anlässe, Konjunkturen bzw. Moden bewegen die ForschungsteilnehmerInnen zu einem Interview? Wie zuverlässig kann das Gedächtnis sein? Und insbesondere: Wie wirkt sich das kollektive Geschichtsbewusstsein auf das, was erinnert wird, aus?

Im Umgang mit diesen Fragen wäre es ideal, wenn der/die Historiker/in eine objektive und übergeordnete Position einnimmt und versucht als Experte und Vermittler auf der Grundlage einer transparenten und kritischen Quellenanalyse die historischen „Fakten“ zu rekonstruieren. Dies sollte geschehen in Abgrenzung der von unterschiedlichen Gedächtnissen und ihren Trägergruppen formulierten Mythen und emotionalen Beziehungen basierenden Rekonstruktion von Vergangenheit (Käuper 2015: 34).

10. Reflektion und Ausblick

Die Oral History ist ein zutiefst politischer Ansatz. In den 1970er Jahren begeisterte die Methode vor allem Sozialhistoriker mit dem Potential, die in traditionellen Narrativen verborgenen Themen zu beleuchten. Gleichzeitig forderte die Oral History die klassische Geschichtswissenschaft heraus, da sie sich weniger auf die außergewöhnlichen Taten „großer Männer“, sondern vielmehr mit dem Alltagshandeln gewöhnlicher Personen befasst. Ein nach wie vor debattierter Aspekt ist die ungleiche Beziehung zwischen dem/der professionellen Historiker/in und den an Zeitzeugenprojekten Teilnehmenden.

Nach Welzer lassen sich Zeitzeugengespräche verstehen als adressatenbezogene Konstruktionen, in denen biographische Erfahrungen neu gedacht und präsentiert werden (Welzer 2000: 60). Dies bedeutet für die Forschungspraxis, dass in der Analyse von Zeitzeugengesprächen die Bedeutung von Konstruktionen und situativen Kontexten zu berücksichtigen ist (Keilbach 2015: 190) und die individuellen Lebenserfahrungen der Akteure in ihrer Subjektivität ernst genommen, durch zusätzliche Quellen kontextualisiert und interpretiert werden müssen (Söhner et al. 2017).

Gerade im Kontext einer umstrittenen Erinnerungskultur, in der unterschiedliche Interpretationen der Vergangenheit auftreten, ist es notwendig, die Beweggründe und Interessen von GesprächspartnerInnen offenzulegen. Ebenso ist für die Einordnung von Aussagen von ZeitzeugInnen zentraler Bedeutung, dass sich in ihnen die sozialen Voraussetzungen biographischer Narration widerspiegeln und dass diese Bedingungen auch die Befragungssituation selbst mit einschließen. Gleichzeitig ist die Autorin der Annahme, dass hier Raum für eine weitere Erforschung dieses Aspekts besteht. Zeitzeugenbasierte Projekte können sich von diesen methodischen Besonderheiten nicht befreien. Aber das kann und sollte nicht das Ziel sein. Vielmehr können die Erfahrungen die Spannung zwischen Erinnerungskultur und Geschichtspolitik aufzeigen. Die Diskussion, die sich an methodischen Aspekten entzündet hat, zeigt, wie sehr Historiographie und Erinnerungskultur miteinander verflochten sind. Der Rückgriff der Geschichtsschreibung auf mündliche Quellen und damit auf ZeitzeugInnen verwischt die Grenzen zwischen Politikwissenschaft, Kulturwissenschaften und Geschichte (Green 2011).

Zeitzeugenforschende haben Leitlinien entwickelt, die die Würde befragter Personen achten und sie vor Schäden schützen sollen, die durch den Forschungsprozess entstehen könnten. Nach diesen Leitlinien sollte ungeachtet des Zwecks eines Zeitzeugengesprächs dessen Überlieferung und Auswertung im Geist einer kritischen Untersuchung und der sozialen Verantwortung durchgeführt werden (Oral History Association 2002). In der konkreten Umsetzung gilt es, ethische Bedenken mit methodischen Anforderungen in Einklang zu bringen. Die ethischen Leitlinien, die Zeitzeugenforschende anwenden, haben sich im Laufe der Zeit aufgrund von Erfahrungen in der Praxis weiterentwickelt. In ähnlicher Weise sollte den ethischen Standards Raum für weitere Ausdifferenzierung und Veränderung gegeben werden. Gleichzeitig besteht der Bedarf, ethische Standards für jedes zeitzeugenbasierte Forschungsvorhaben neu abzustimmen und einzelne Grundsätze vor dem Hintergrund neuer Technologien (Internet, Speichermedien) und für zukünftiges Vorgehen zu diskutieren.

Als Forschungsmethode stellt die Oral History einen Ansatz dar, der ein Höchstmaß an Selbstwahrnehmung und Empathie gegenüber den Beteiligten erfordert. Mit Zeitzeugen zu arbeiten und Geschichte zu schreiben ist eine komplexe Aufgabe, die bereits zu Beginn eines Projektes eine philosophisch-ethische Reflexion beinhalten sollte. Wie in allen anderen Forschungsbereichen müssen Forschungsfragen und -schwerpunkte zu Beginn klar sein und in offenen explorativen Begriffen artikuliert werden. Die Rechte der GesprächspartnerInnen sind von zentraler Bedeutung und die Beachtung ethischer Prinzipien in Bezug auf Eigentum, Zustimmung und geteilte Autorität ist als vorrangig anzusehen.

So schließt die Autorin mit dem Plädoyer für die Notwendigkeit einer Ethikkultur, die sich in der Auseinandersetzung mit zukünftig aufkommenden historiographischen

Fragen und den heute noch nicht angedachten Bedenken, die sich daraus ergeben, entwickeln kann.

LITERATUR

- Assman, Jan (2005): Das kulturelle Gedächtnis. München.
- Assmann, Aleida (2008): Soziales und kollektives Gedächtnis. BpB.
- Beauchamp, Tom L. und James F. Childress (2001): Principles of biomedical ethics. Oxford.
- Berek, Mathias (2009): Kollektives Gedächtnis und die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: eine Theorie der Erinnerungskulturen. Wiesbaden.
- Birnbacher, Dieter (2013): Analytische Einführung in die Ethik. Berlin.
<https://doi.org/10.1515/9783110315707>
- Donohue, Christopher (2017): National Human Genome Research Institute History of Genomics Oral History Program, in: Heike Petermann, Peter Harper und Susanne Doetz (Hg.): History of Human Genetics. Berlin, 319-324. https://doi.org/10.1007/978-3-319-51783-4_19
- Fisher, Kate (2006): Birth Control, Sex, and Marriage in Britain 1918-1960. Oxford.
- Flick, Uwe, Ernst von Kardorff E und Ines Steinke (Hg.) (2010): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek.
- Forsbach, Ralf (2011): Die 68er und die Medizin. Göttingen.
- Frisch, Michael (1998): Oral history and hard times: A review essay, in: Robert Perks und Alistair Thomson (Hg.): The Oral History Reader. London, 28-37.
- Gardiner, Patrick (Hg.) (1974): The Philosophy of History, Oxford.
- Gläser, Jochen und Grit Laudel (2010): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen. Berlin.
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-91538-8>
- Hamilton, Paul (1996): Historicism. London.
- Hardtwig, Wolfgang (1990): Geschichtskultur und Wissenschaft, München.
- Hockerts, Hans Günther (2001): Zugänge zur Zeitgeschichte. Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 28, 15-31.
- Hoonard, Will C van den (2002): Walking the Tightrope: Ethical Issues for Qualitative Researchers. Toronto.
- Hopf, Christel (2015): Forschungsethik und qualitative Forschung, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek, 589- 600.
- Janovick, Nancy (2006): Oral History and ethical practice: Towards effective politics and procedures. Journal of Academic Ethics (2006) 4, 157-174.
<https://doi.org/10.1007/s10805-006-9017-1>
- Käuper, Eva (2015): Die Folter im Algerienkrieg – zwischen Mémoire und Histoire. Würzburg.
- Keilbach, Judith (2015): Das Gedächtnis der Nation, in: Knud Andresen, Linde Apel und Kirsten Heinsohn K (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute. Göttingen, 181-195.
- Kohlstruck, Michael (2004): Erinnerungspolitik. Kollektive Identität, Neue Ordnung, Diskurshegemonie, in: Birgit Schwelling (Hg.): Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Wiesbaden, 173-193. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80964-3_9
- König, Helmut (2009): Politik und Gedächtnis. Weilerswist.
- Krischel, Matthis, Felicitas Söhner und Heiner Fangerau (2018): Zeitgeschichte der Humangenetik in Deutschland – Forschungsstand und Forschungsfragen, in: medizinische genetik. 30(3), 351-358.
- Kuckartz, Udo (2012): Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim.
- L’Etang, Jacquie (2008): Writing PR history: issues, methods and politics, in: Journal of Communication Management 12(4), 319-335. <https://doi.org/10.1108/13632540810919783>
- Lamnek, Siegfried (1994): Bericht der Ethik-Kommission für das Jahr 1994. Sozialwissenschaften und Berufspraxis 17(4), 341-352.

- Leh, Almut (2000a) Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 13, 64-76.
- Leh, Almut (2000b): Probleme der Archivierung von Oral-History-Interviews. Das Beispiel des Archivs „Deutsches Gedächtnis“, in: FQS 1(3).
<http://www.qualitative-research.net/fqs.fqs.htm> (9.6.2018)
- Leo, Annette und Franka Maubach (Hg.): Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk. Mit einem Nachwort von Lutz Niethammer, Göttingen 2013.
- Mägdefrau, Jutta und Felicitas Söhner (2013): Zur Bedeutung von Werten für interindividuelle, intra-, inter- und transinstitutionelle Kooperationen in pädagogischen Handlungsfeldern, in: Annegret Erbes et al. (Hg.): Werte und Wertebildung in Familien, Bildungsinstitutionen, Kooperationen. Berlin, 209-245.
- Marckmann, Georg (2000): Was ist eigentlich prinzipienorientierte Medizinethik? Ärzteblatt Baden-Württemberg 56(12), 499-502.
- Mayring, Philipp (2015): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken, Weinheim.
- Mayring, Philipp und Michaela Gläser-Zikuda (Hg.) (2008): Die Praxis der qualitativen Inhaltsanalyse. Weinheim.
- Medjedović, Irena (2014): Qualitative Sekundäranalyse: Zum Potenzial einer neuen Forschungsstrategie. Berlin.
- Miethe, Ingrid (2010): Forschungsethik, in: Barbara Frieberthäuser, Antje Langer und Annedore Prengel (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim.
- Niethammer, Lutz (1980): Einführung, in: Lutz Niethammer und Werner Trapp (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis: Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt.
- Niethammer, Lutz (1990): Kommentar zu Pierre Bourdieus: Die biographische Illusion, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1, 91-93.
- Niethammer, Lutz (2007): Fragen an das deutsche Gedächtnis. Essen.
- Niethammer, Lutz (2007): Was unterscheidet Oral History von anderen interviewgestützten sozialwissenschaftlichen Erhebungs- und Interpretationsverfahren, in: Almut Leh und Lutz Niethammer (Hg.): Kritische Erfahrungsgeschichte und grenzüberschreitende Zusammenarbeit. The Networks of Oral History, Festschrift für Alexander von Plato, Sonderheft: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 60-65.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1985): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt.
- Niethammer, Lutz und Alexander von Plato (Hg.) (1983-1985): Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet. 1930-1960. 3 Bde. Berlin, Bonn.
- Oral History Association (1968) Guidelines, in: Amelia R. Fry und Willa Baum (1969): A Janus Look at Oral History, in: The American Archivist 32(4), 319-326.
- Perks Robert und Alistair Thomson (Hg.) (1998): The Oral History Reader. New York.
- Plato, Alexander von (1991) Oral History als Erfahrungswissenschaft, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 4, 97-119.
- Plato, Alexander von (2000) Zeitzeugen und historische Zukunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriß, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 13, 5-29.
- Portelli, Alessandro (1997): The Battle of Valle Giulia: Oral History and the Art of Dialogue. Wisconsin.
- Reichert, Jo (2005): Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung. Opladen.
- Rohbeck, Johannes (2008): Geschichtsphilosophie zur Einführung. Hamburg.
- Rosenbohm, Sophie, Tobias Gebel und Andrea Hense (2015): Potenziale und Voraussetzungen für die Sekundäranalyse qualitativer Interviewdaten in der Organisationsforschung. SFB 882 Working Paper 43, 1-20.

- Rudnick, Carola (2014): Die andere Hälfte der Erinnerung: Die DDR in der deutschen Geschichtspolitik nach 1989. Bielefeld
- Schmid, Ulrich (2000): Ichentwürfe: die russische Autobiographie zwischen Avvakum und Gerzen, Zürich.
- Schreier, Margrit (2012): Qualitative content analysis in practice. London.
- Simon, Vera C. (2010): Gefeierte Nation. Erinnerungskultur und Nationalfeiertag in Deutschland und Frankreich seit 1990, Frankfurt am Main.
- Söhner, Felicitas (2013) Vom Konflikttherd zur Modellregion – Selbst- und Fremdbilder entlang der Hohen Straße in Schlesien. Dresden.
- Söhner, Felicitas, Thomas Becker und Heiner Fangerau (2017): Die Rolle der anthropologischen Psychiatrie in der Vorbereitungszeit der Psychiatrie-Enquete und Psychiatriereform in der Bundesrepublik Deutschland, in: Psychiatrische Praxis 1, 252-257.
- Söhner, Felicitas, Heiner Fangerau und Thomas Becker (2018): Der Weg zur Psychiatrie-Enquete. Rekonstruktion der politischen Vorbereitung der ersten Enquetekommission des Deutschen in: Nervenarzt 89 (5), 570-578. <https://doi.org/10.1007/s00115-017-0390-3>
- Söhner, Felicitas, Heiner Fangerau und Thomas Becker (2017): Die Psychoanalyse als Impulsgeber für die Psychiatrie-Enquete: Ergebnisse aus Akten und Zeitzeugengesprächen, in: Fortschritte der Neurologie und Psychiatrie 85 (12), 728-739. <https://doi.org/10.1055/s-0043-117496>
- Söhner, Felicitas, Heiner Fangerau und Thomas Becker (2017): Soziologie als Impuls für die Psychiatrie-Enquete in der Bundesrepublik Deutschland? Ergebnisse aus Zeitzeugeninterviews und Dokumenten, in: Psychiatrische Praxis 45, 188-196.
- Söhner, Felicitas, Thorsten Halling, Thomas Becker und Heiner Fangerau (2018): Auf dem Weg zur Reform: Ein netzwerkanalytischer Blick auf die Akteure im Vorfeld der ‚Psychiatrie-Enquete‘ von 1971, in: Sudhoffs Archiv, Sonderheft.
- Söhner, Felicitas und Matthias Krischel M (2019): Reproduktive Gesundheit und humangenetische Beratung im Dialog mit der Öffentlichkeit, 1969-1996, in: VIRUS - Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin (submitted).
- Spitta, Juliane (2009): Trauma und Erinnerung: Oral History nach Auschwitz. Berlin.
- Stamann, Christoph, Markus Janssen und Margrit Schreier (2016): Qualitative Inhaltsanalyse. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2581/4022> (1.9.2017)
- Stephan, Anke (2005): Erinnertes Leben: Autobiographien, Memoiren und Oral History Interviews als historische Quelle, in: Digitales Handbuch zur Geschichte und Kultur Russlands und Osteuropas, München.
- Straub, Jürgen (1998): Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs, in: Aleida Assmann und Heidrun Friese (Hg.): Identitäten, Frankfurt am Main, 73-104.
- Sutherland, Neil (1992): When you listen to the winds of childhood, how much can you believe?, in: Curriculum Inquiry 22(3), 235-256. <https://doi.org/10.1080/03626784.1992.11075402>
- Thompson, Paul R. (1988): The Voice of the Past: Oral History. New York.
- Thompson, Paul R. (2000): Voice of the past: Oral history. Oxford.
- Thomson, Alistair (2007): Four paradigm transformations in oral history. In: Oral Hist Rev 34 (1): 49-70. <https://doi.org/10.1525/ohr.2007.34.1.49>
- Tonkin, Elizabeth (1995): Narrating our pasts: The social construction of oral history. Cambridge.
- Unger, Hella von, Petra Narimani und Rosaline M' Bayo (Hg.) (2014): Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Berlin.
- Welzer, Harald (2000): Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1, 51-63.
- Welzer, Harald (2002): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München.

- Wierling, Dorothee (2003): Oral History, in: Michael Maurer (Hg.) *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*. Stuttgart, 81-151.
<https://doi.org/10.13109/9783666453786.45>
- Wierling, Dorothee (2013): Das ‚Feuersturm‘-Projekt. Eine interdisziplinäre Erfahrung aus der Perspektive der Geschichtswissenschaft, in: Ulrich Lamparter et al. (Hg.): *Zeitzeugen des Hamburger Feuersturms 1943 und ihre Familien*. Göttingen, 45-57.
- Witzel, Andreas, Irena Medjedovic und Susanne Kretzer (2008): Sekundäranalyse qualitativer Daten, in: *Hist Soz Forsch* 3, 10-32.

Zusammenfassung

Basierend auf forschungspraktischen Erfahrungen in mehreren Zeitzeugenprojekten betrachtet die Autorin methodische Problemfelder mit Blick auf ethische Implikationen der historischen Zeitzeugenarbeit. Diskutiert werden Chancen und Risiken des methodischen Ansatzes sowie ethische Leitlinien in der Oral History. Reflexion und Ausblick verweisen auf eine notwendige Ethikkultur in der Zeitzeugenarbeit.

Landesgeschichte und Biographie

Zu den Potentialen von landeshistorisch-biographischen Nachschlagewerken

Michael Kitzing

1. Grundsätzliche Überlegungen zur Kombination eines landeshistorischen und biographischen Zugangs

Bereits im Jahr 1961 umriss der Leiter des Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz, Ludwig Petry, Aufgaben und Selbstverständnis seines Faches in einem grundsätzlichen Referat unter dem eingängigen Schlagwort „In Grenzen unbegrenzt“ (Petry 1978). Dabei konstatierte Petry, dass es in der Geschichtswissenschaft zu einer immer stärkeren Ausdifferenzierung nach Epochendisziplinen einerseits sowie verschiedenen thematisch ausgerichteten Disziplinen wie politische Geschichte, Verfassungsgeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte oder Kulturgeschichte kam. Angesichts der Entstehung immer neuer Zweige des Fachs Geschichtswissenschaft gehe zwischen diesen der Dialog zunehmend verloren (Petry 1978: 283-286). Dagegen sei es das Ziel der Landesgeschichte, mit Blick auf einen begrenzten Raum die unterschiedlichen Zweige wieder zusammenzuführen und aus einer nahezu unbegrenzten Zahl von Perspektiven mit unterschiedlichen Fragestellungen und Methoden den jeweiligen Raum epochenübergreifend zu durchdringen. In diesem Zusammenhang sollte die Geschichtswissenschaft, so Petry weiter, auch den Kontakt mit Nachbardisziplinen wie Sprachwissenschaft, Kirchengeschichte oder Geographie wieder vermehrt pflegen (Petry 1978: 288-291; 1963: 64; Bosl 1970: 118 f., 120 f., 128 f.).

Selbstverständlich dürfe sich Landesgeschichte dabei aber nicht auf Heimattümmelei beschränken, sondern müsse vielmehr mit Hilfe des breiten Instrumentariums der unterschiedlichen Methoden idealtypische gesellschaftliche und politische Entwicklungen am regionalen Beispiel herausarbeiten sowie umgekehrt mit Hilfe des Vergleichs regionalspezifische Besonderheiten aufzeigen (Petry 1978: 296 ff.; in ähnlicher Form Köllmann, 1975: 49 unter Bezugnahme auf Bosl 1970: 116; Petry 1963: 51, 63 f.; Schieder 2014: 153-156).

Jedoch war Petry auch wichtig, dass sich die Landesgeschichte nicht auf einen Expertenkreis beschränken sollte, Landesgeschichte muss vielmehr auf der einen Seite wissenschaftlich sein, aber auf der anderen Seite auch breitere Bevölkerungskreise wie Lehrer, Schüler und historisch interessierte Laien etc. ansprechen. Diese sollen zur Auseinandersetzung mit der Geschichte des heimatlichen Raumes angeregt werden, Geschichte soll für sie greifbar und vor Ort erlebbar sein. Landesgeschichte soll ein Identifikationsangebot mit der Geschichte schaffen (Petry 1978: 292 f.; Kitzing 2017).

Gerade wenn Geschichte nicht trocken dargestellt und ein etwas größeres Publikum erreicht werden soll, empfiehlt sich ein biographischer Zugang, der mit dem Blick auf historisch handelnde Persönlichkeiten die Möglichkeit zur Identifikation bietet. Dabei

sollte selbstverständlich sein, sich nicht einseitig auf diese oder jene Person zu begrenzen, sondern die jeweils vorgestellte Person in den Kontext der jeweiligen Zeit und ihrer Zeitgenossen einzuordnen. Wird diese Maxime berücksichtigt, so ist die Biographie geradezu die ideale Darstellungsform. Der Althistoriker Christian Meier hat dies sehr anschaulich für die Gesellschaft Athens im 5. Jahrhundert vor Chr. aufgezeigt (Meier 1989: 108). Wie schwierig ist es doch, die attische Gesellschaft zu beschreiben, wenn man bei arm und reich, bei Freien und bei Sklaven, bei Männern und bei Frauen, bei Einheimischen und bei Fremden ansetzen muss, um wie viel anschaulicher ist es dagegen, die attische Gesellschaft aus der Perspektive eines Protagonisten heraus zu entwickeln und in erzählerischer Form vorzustellen. Man könnte auch sagen: Die Stärke einer guten Biographie bildet eine bewusste Theorieferne, gleichzeitig sollte der Autor bei der Rekonstruktion des Lebenslaufs seines Protagonisten und dessen Umfeld bzw. dessen Zeitverhältnissen offen sein für eine Vielzahl von Fragestellungen, für eine Vielzahl von Zugängen, sodass „die Buntheit des geschichtlichen Lebens am biographischen Beispiel zum Ausdruck“ (Pyta 2009: 332) gebracht werden kann.

Nicht umsonst haben in der jüngsten Zeit gerade auf landeshistorischer Ebene biographische bzw. kollektivbiographische Darstellungsformen Konjunktur – besonders im Hinblick auf die Erforschung der Sozial- und Alltagsgeschichte des Ersten Weltkrieges. So veröffentlichten das Staatsarchiv Freiburg und das Generallandesarchiv in Karlsruhe gemeinsam mit den Archives Départementales du Haut-Rhin in Colmar 2014 einen Band, der sich mit Kriegserinnerungen und Kriegserleben der Bevölkerung auf beiden Seiten des Rheines während der Jahre 1914 bis 1918 beschäftigte (Menschen im Krieg 2014)¹. So entstand eine breit angelegte Sozial- und Kulturgeschichte des Ersten Weltkrieges, indem Personen sowohl aus dem Elsass wie auch aus Baden vorgestellt werden und die Ausstellungsbesucher diese auf ihrem Lebensweg durch den Krieg begleiten. Eine Perspektivenvielfalt war nicht nur durch den Vergleich Elsass-Baden, sondern auch dadurch gegeben, dass sich unter den vorgestellten Persönlichkeiten Politiker wie Friedrich Ebert und der zeitweilige badische Landtagsvizepräsident Adolf Geck (SPD), der Chemiker und Erfinder des Giftgases Fritz Haber und General Berthold von Deimling befanden, aber auch ein Kriegsverwundeter, eine Lazarettschwester oder der Kommandeur eines Lazarettzuges.

Einem vergleichbaren Ansatz fühlen sich auch die Reihen *Badische Biographien Neue Folge, Württembergische- und Baden-Württembergischen Biographien* (herausgegeben von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg) verpflichtet, die im Folgenden zunächst im Hinblick auf ihre formale Gestaltung vorgestellt werden sollen. Anschließend soll anhand einiger eigener Artikel in den *Badischen Biographien NF* und den *Baden-Württembergischen Biographien* aufgezeigt werden, wie die gerade angestellten Überlegungen zu einer Verbindung von Landesgeschichte und Biographie am konkreten Beispiel umgesetzt werden können.

¹ Vergleichbar ist der Zugang des Ausstellungskatalogs des Konstanzer Rosgartenmuseums (Engelsing 2014). Einem anderen thematischen Rahmen widmet sich der Band von Marti (2016), doch auch hier wird ausgehend von der Biographie des Berner Künstlers, Dichters, Söldnerführers und Politikers Niklas Manuel ein kulturhistorisches Bild der Schweiz im beginnenden 16. Jahrhundert gezeichnet.

2. Die Reihen *Badische Biographien Neue Folge*, *Württembergische- und Baden-Württembergische Biographien*: Aufbau und formale Gestaltung

Die Reihe *Baden-Württembergische Biographien* (BWB)² steht in der Tradition der *Badischen Biographien Alte Folge* und *Württembergischer Nekrolog des ausgehenden 19. bzw. beginnenden 20. Jahrhundert* sowie der Reihen *Badische Biographien Neue Folge* (BB NF) und *Württembergische Biographien* (WB). Die *Badischen Biographien NF* stellen Persönlichkeiten aus Baden vor, die zwischen 1911 und 1951 gestorben sind, die in den *Württembergischen Biographien* portraitierten Personen aus Württemberg und Hohenzollern sind zwischen 1918 und 1951 aus dem Leben geschieden. All diejenigen Persönlichkeiten, die seit der Gründung des Landes Baden-Württemberg 1952 gestorben sind, finden schließlich in den *Baden-Württembergischen Biographien* Aufnahme. Außerdem muss die jeweilige Person entweder längerfristig im deutschen Südwesten gewirkt haben oder wurde zumindest auf dem Gebiet des heutigen Landes Baden-Württemberg geboren. In diesem Fall kann die jeweilige Persönlichkeit jedoch auch im Ausland oder einem anderen Bundesland gewirkt haben.

In ihrer formalen Gliederung lehnen sich die Badischen-, Württembergischen- und Baden-Württembergischen Biographien an die Reihe *Neue Deutsche Biographie* an, jedoch soll das Konzept der *Neuen Deutschen Biographie* noch weiter ausdifferenziert werden.

Wie in der *Neuen Deutschen Biographie* stehen am Eingang neben dem Namen der portraitierten Persönlichkeit (einschließlich aller Vornamen) die genauen Lebensdaten, Konfession, Beruf und bei Politikern die jeweilige Parteizugehörigkeit. Der „Kopf“ des Artikels wird zudem bei den *Baden-Württembergischen Biographien* wie auch der beiden Vorgängerreihen entsprechend dem Aufbau der *Neuen Deutschen Biographie* durch umfangreiche Angaben zu den Lebensjahren und Berufen der nächsten Verwandten ergänzt. Gerade hierdurch soll die Möglichkeit einer sozialhistorischen Einordnung gegeben werden. Selbstverständlich ist auf Verwandte, die ihrerseits eine bestimmte Bedeutung erlangt haben und Eingang in BB NF, WB oder BWB gefunden haben, durch einen Querverweis aufmerksam zu machen. Die drei hier vorgestellten Reihen haben sich, soweit dies die Bestimmungen des Datenschutzes zulassen, bzw. eine ausdrückliche Einverständniserklärung vorliegt, außerdem zum Ziel gesetzt, auch auf möglicherweise noch lebende Nachkommen hinzuweisen, denn diese können in einer Vielzahl von Fällen Hinweise zur vorgestellten Persönlichkeit geben oder Zugang zu nachgelassenen Papieren eröffnen.

Anders als bei der *Neuen Deutschen Biographie* folgt dem „Kopf“ des Artikels ein tabellarischer Lebenslauf, in dem maximal 15 Stationen im Leben des Biographierten stichwortartig aufgeführt werden. Auf diese Weise soll der Leser einen ersten Einblick gewinnen und der Haupttext entlastet werden. Hieran schließt sich ein Überblick über Orden und Auszeichnungen der vorgestellten Persönlichkeit an.

Das Zentrum eines Artikels bei BB NF, WB und BWB bildet wie bei der *Neuen Deutschen Biographie* eine zusammenhängende kurzbiographische Darstellung. Diese ist jedoch bei den drei biographischen Reihen aus Südwestdeutschland ca. drei bis viermal länger als im Falle der *Neuen Deutschen Biographie*. Mit einem durchschnittlichen

2 Nur am Rande soll darauf hingewiesen werden, dass nach der Einstellung der Alt-Preußischen Biographie die Baden-Württembergischen Biographien das einzige derzeit bestehende bzw. fortgesetzte gedruckte kurzbiographische Nachschlagewerk auf der Ebene der deutschen Länder bzw. Territorien darstellen.

Umfang von 10.000 bis 12.500 Zeichen darf man gleichwohl noch von einer Kurzbiographie sprechen. Im Gegensatz zur *Neuen Deutschen Biographie* und nicht zuletzt bedingt durch den größeren Umfang werden ab dem nächsten VII. Band der *Baden-Württembergischen Biographien* (erscheint voraussichtlich 2019) im Text Zwischenüberschriften eingezogen. Mit deren Hilfe soll der Text an Struktur gewinnen und der Leserin und dem Leser die Möglichkeit einer gezielteren Suche nach bestimmten Informationen beispielsweise aus einem besonderen Lebensabschnitt der biographierten Person gegeben werden.

Innerhalb des Fließtextes sollen außer dem Biographierten selbst Persönlichkeiten genannt werden, die im engen Kontakt mit diesem gestanden haben, seinen Lebensweg als Mitstreiter oder Konkurrenten geprägt haben, so dass der Leser einen Eindruck gewinnen kann, in welchem Netzwerk die vorgestellte Persönlichkeit agiert hat.

Die *Badischen Biographien NF*, die *Württembergischen* und die *Baden-Württembergischen Biographien* verzichten schließlich wie die NDB auf Fußnoten, jedoch werden in den Text pointierte Zitate von und über den Biographierten eingestreut, die ebenfalls im Text belegt werden. Der Verzicht auf Fußnoten erfolgt mit dem Ziel, den Lesefluss nicht zu sperren und zugleich, das wurde schon mehrfach betont, einen potentiell breiteren Leserkreis anzusprechen. An Stelle der Fußnoten verfügen die drei südwestdeutschen biographischen Reihen jedoch abschließend über umfassende Quellen- und Literaturangaben sowie ein Werkverzeichnis des Biographierten und einen Bildnachweis. An dieser Stelle ergibt sich formal also eine weitere Parallele zur NDB. Jedoch sind die Angaben zu Quellen, Werken und Literatur bei BB NF, WB und BWB umfangreicher, im Grunde wird, wenn möglich, Vollständigkeit, in jedem Fall aber der Hinweis auf aktuelle Bibliographien und Werkverzeichnisse erstrebt.

Im Gegensatz zur NDB schreiten BB NF, WB und BWB nicht Buchstabe für Buchstabe voran, sondern enthalten in jedem Band Personen mit Namen „von A bis Z“. Am Ende jedes Bandes wie auch auf der Homepage der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg befindet sich ein kumuliertes Register, mit dessen Hilfe alle in den drei Reihen gewürdigten Personen erschlossen werden können.

Grundsätzlich stellen BB NF, WB und BWB Menschen aus allen Lebensbereichen, also aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft vor. Das Spektrum reicht dabei von Bundes- oder Landesministern bis hin zum Schöpfer der Schwarzwälder Kirschtorte (Fenner 2016). Jedoch ist der Herausgeber beginnend mit dem V. Band der *Baden-Württembergischen Biographien* (2013) dazu übergegangen, Schwerpunkte zu bilden und in jedem Band eine oder zwei Berufsgruppen besonders herauszuheben. So standen in BWB V vor allem Vertreter der Presse, darunter Herausgeber und Redakteure der Lizenzzeitungen der Jahre ab 1945 im Vordergrund. In Band VI (2016) fanden sich in besonderem Maße Wirtschaftsmagnaten sowie Hochschullehrer aus dem Bereich der Gesellschafts- und den Kulturwissenschaften. Im VII. Band sollen Künstler im Mittelpunkt stehen. Hierbei ist in gleichem Maße an Bildende Künstler, Bühnenkünstler wie auch Musiker oder Fotografen gedacht. Außerdem sollen Vertreter des Sports zukünftig stärker Berücksichtigung finden.

3. Verknüpfung der landeshistorischen und biographischen Perspektive anhand konkreter Beispiele

Versucht man nun, die landeshistorische Sichtweise mit dem biographischen Zugang anhand konkreter Beispiele zu verknüpfen, so eignet sich hierfür der Lebenslauf von Paul Thorbecke (vgl. Kitzing 2011a; 2011b). Thorbecke war von 1909 bis 1913 Generalsekretär der Badischen Nationalliberalen sowie anschließend von Ende 1912 bis 1919 Bürgermeister der Stadt Singen am Hohentwiel.

Wenngleich es sich bei Thorbecke um eine Persönlichkeit handelt, die kaum bekannt sein dürfte, so eröffnet sein Wirken eine Vielzahl von Fragestellungen zunächst einmal auf die Parteiengeschichte an der Wende zum 20. Jahrhundert. Mit Hilfe von Thorbeckes Wirken als Generalsekretär lassen sich grundlegende Aussagen über die Organisation der Parteien zu einem Zeitpunkt treffen, als der Übergang von eher lose verbundenen Honoratiorenzirkeln zu professionell arbeitenden Organisationen stattfand, die auf einem (entstehenden) politischen Massenmarkt um die Gunst der Wähler konkurrierten. Gleichzeitig bildet die Arbeit Thorbeckes bemerkenswerte und auch für den historisch interessierten Laien lebendige Einblicke in sozial- und kulturpolitische Aspekte des politischen Betriebs am Vorabend des Ersten Weltkrieges.

Man kann es auch etwas anders ausdrücken: Entsprechend der oben zitierten Bemerkung von Christian Maier, wie schwierig es ist, unter strukturellen Gesichtspunkten eine Geschichte der Gesellschaft Athens im 5. Jahrhundert v. Chr. zu verfassen, so ist es auch schwierig, sich unter strukturgeschichtlichen Aspekten den Parteien um 1900 zu widmen. Wo fängt man am besten an? Wie weit müssen die Geschichte und die Struktur einer Partei um 1900 zurückverfolgt werden, um deren Ausrichtung zu verstehen? Was ist am wichtigsten, das Verhältnis der jeweiligen Partei zur Regierung oder zu anderen Parteien? Ihre Stellung im Parlament? Ihre Organisation? Oder verdienen vielmehr Wahlen und Wahlkämpfe Beachtung?

Anstatt sich alle diese Fragen zu stellen, ist es anschaulicher, die Perspektive Thorbeckes aufzunehmen und, um noch einmal mit Wolfram Pyta zu sprechen, sich mit diesem ins Getümmel zu stürzen und Thorbecke bei seiner Arbeit als Generalsekretär zu begleiten.

So musste Thorbecke sehr schnell feststellen, dass die einstmals dominierenden Nationalliberalen nicht zuletzt deshalb auf Platz drei im badischen Parteienspektrum abgerutscht waren, weil eine Organisation zwischen der Landesebene einerseits und Ortsvereinen andererseits nicht einmal ansatzweise vorhanden war. Anstatt die theoretische Frage zu stellen, ob eine Partei von der Leitung aus nach unten oder von der Basis der Ortsvereine nach oben untersucht werden soll, ist ein Blick in den Schriftwechsel Thorbeckes mit nationalliberalen Gemeinderäten und Abgeordneten hilfreich. Hier erfährt man, dass Thorbecke sich überhaupt erst ein Bild verschaffen musste, wo es liberale Ortsvereine oder doch zumindest Vertrauensmänner gab. Genauso musste Thorbecke eine Organisation seiner Partei auf der Ebene der Reichs- und Landtagswahlkreise erst einmal schaffen. Zugleich wird deutlich, dass Thorbeckes Schriftwechsel und dadurch auch seine Biographie ebenfalls Aussagen auch über den Organisationsstand der anderen Parteien treffen. Zentrum und Sozialdemokratie waren weiter im Professionalisierungsprozess vorangeschritten. Die SPD verfügte über organisatorischen Rückhalt bei den Gewerkschaften, die Zentrumspartei im katholischen Vereinswesen und

beim Badischen Bauernbund. Außerdem betrieb der katholische Volksverein aktiv sozialpolitische Schulungen und leistete der Zentrumspartei Wahlkampfhilfe. Thorbecke reagierte nunmehr, indem er begann, Geschäftsstellen seiner Partei außer in Karlsruhe auch in Mannheim, Müllheim, St. Georgen und Donaueschingen aufzubauen. Ein weiterer Schritt, der hier nur angedeutet werden soll, war die Professionalisierung der Pressearbeit durch die Herausgabe der *Badischen Nationalliberalen Korrespondenz*. Wichtig war hier, sämtliche Verleger, die den Nationalliberalen nahestanden, auf eine möglichst einheitliche Linie zu bringen. Vertieft man den Blick auf die diesbezüglichen Bemühungen Thorbeckes, so öffnet sich schnell das Themenfeld der badischen (und letztlich auch deutschen) Pressegeschichte im Kaiserreich und zum Teil auch in der Weimarer Republik.

Mehr aber noch als die Frage nach dem Organisationsstand der Parteien in Baden lassen sich anhand Thorbeckes Wirken Aussagen zur Sozial- und Kulturgeschichte des Politikbetriebes im Kaiserreich insgesamt treffen: Wie sah es mit der finanziellen Basis der Parteiarbeit um 1910 aus? Wie waren die unterschiedlichen Parteien jeweils finanziell aufgestellt, und welche Möglichkeiten resultierten hieraus für ihre Organisation und ihre Wahlkämpfe. Wie gestaltete sich das Verhältnis zum Wähler? Wie wurde mit diesem kommuniziert, sowohl während der Wahlkämpfe als auch während der Legislaturperiode? Überhaupt, welche Wähler sollten mit welchen Argumenten angesprochen und wie der Einfluss konkurrierender Parteien ausgeschaltet werden? Über all diese Fragen gibt die Arbeit Thorbeckes anschaulich Auskunft – manches könnte man sogar als unterhaltsam bezeichnen. In dieser Rubrik fällt der von Thorbecke organisierte Wahlkampf für eine Reichstagsnachwahl im Kreis Konstanz im Oktober 1911. Bei dieser Wahl sollte nach dem Tod des bisherigen Mandatsinhabers Friedrich Hug, Zentrum (Siebler 1999) das Mandat für die nationalliberale Partei zurückgewonnen werden. Thorbecke investierte viel, genauer gesagt 15.000 RM, womit der Etat um 5.000 RM überzogen wurde, was die nationalliberale Partei trotz des Mandatsgewinnes an die Grenzen ihrer finanziellen Möglichkeit brachte. Die Nationalliberalen waren bemerkenswerterweise finanziell schlechter aufgestellt als die Sozialdemokraten. Letztere verfügten über viele kleine Beitragszahler, während bei der NLP eine spendenfreudige Industrie in Baden fehlte und die Beitragsloyalität in Kreisen des Großbürgertums offenbar schwierig war. Gleichzeitig hatte man jedoch immense Kosten, zum Beispiel – dies mag manchem historischen Laien ein wenig kurios erscheinen – wenn Thorbecke nationalliberale Wahlscheine (den amtlichen Stimmzettel gab es ja erst in der Weimarer Zeit) gleich doppelt drucken ließ, weil er befürchten musste, dass in der katholisch geprägten Bodenseegegend der Pfarrer durch den Ort zog und nationalliberale Stimmzettel einsammelte und vernichtete. Ähnlich bemerkenswert ist der von Thorbecke eingeführt Schleppdienst per Boot, d.h. die Bürger wurden vom nationalen Wahlhelfer, wenn gewünscht, an den Seegemeinden mit einem Boot abgeholt und freundlich ins Wahllokal geleitet. Ein weiterer Kostenfaktor entstand, wenn Thorbecke, um die „Siegmächtigkeit“ seiner Partei zu beweisen, Flugblätter drucken ließ, die auf die Interessen einzelner Gemeinden abgestimmt waren, genauso wie er prominente Persönlichkeiten aus der Reichs- und Landtagsfraktion als Redner einlud.

Auch die Auswahl des Kandidaten war geschickt, da die Zentrumspartei einen Adligen präsentierte, setzte Thorbecke bewusst auf einen Handwerker, den Gärtner Hermann Schmid (Kitzing 2011c), der als volksverbundener Mann in Szene gesetzt wurde.

Natürlich war der adlige Kandidat der Zentrumspartei in der Lesart Thorbeckes weltfremd. Über den einzelnen Wahlkampf hinaus bemühte sich Thorbecke etwa durch die Gründung von Fachausschüssen für Landwirtschaft, Kommunalpolitik, Industrie- und Mittelstand sowie für die Arbeiterschaft gezielt einzelne Bevölkerungsgruppen anzusprechen. An dieser Stelle werden jedoch die Grenzen der Möglichkeiten Thorbeckes erkennbar. Gerade in der Arbeiterschaft stießen die Nationalliberalen auf keine Resonanz und blieben in ihrem Organisationsgrad weit hinter den freien und christlichen Gewerkschaften zurück.

Neben Aspekten der Parteiengeschichte und Kulturgeschichte der Politik bietet die Biographie Thorbeckes auch Ansatzpunkte zu sozialgeschichtlichen Aspekten der Industrialisierung außerhalb der großen Verdichtungsräume. Hierfür steht sein zweites Tätigkeitsfeld als Bürgermeister der Stadt Singen am Hohentwiel. Von Gustav Stresemann ist das Diktum überliefert, es handle sich bei den Bürgermeistern um die wahren Könige der Gegenwart (zit. u.a. bei Recker 2010: 19). So hatten diese einerseits überaus lange Amtszeiten (in Baden neun, in Preußen 12 Jahre), während andererseits im Kaiserreich die Steuereinnahmen sprudelten. Hierdurch ergaben sich Gestaltungsspielräume, gleichzeitig standen große Herausforderungen bevor.

Greift man das Diktum Stresemanns auf, so stand Thorbecke als Bürgermeister von Singen an der Spitze eines zwar sehr kleinen, jedoch enorm dynamischen Königreichs. Die Geschichte der Stadt reflektiert im Zeitraffertempo wesentliche Aspekte der Industrialisierung (und der mit ihr einhergehenden gesellschaftlichen Veränderungen) in Deutschland, die unter anderem am Wirken Thorbeckes als Stadtoberhaupt erhellt werden können.

Ursprünglich war Singen ein recht unbedeutendes katholisches Bauerndorf. Durch die Anlage eines Bahnknotenpunktes sowie die Nähe zur Schweizer Grenze kam es schließlich zur Ansiedlung zweier Großbetriebe aus dem benachbarten Winterthur und Schaffhausen (MAGGI und Georg Fischer AG). Selbstverständlich siedelten sich in deren Schatten weitere Betriebe an. Die Stadt wuchs rasant; zwischen 1904 und 1910 stieg die Einwohnerzahl von 4.500 auf 10.500. Natürlich hatte dies gravierende Auswirkungen auf die soziale Zusammensetzung der Bevölkerung. Prägten ursprünglich der Katholizismus und die Landwirtschaft das Dorf, so siedelten sich in der jungen Stadt jetzt natürlich Arbeiter und begrenzt Fabrikherren an. Zugleich wurde der Aufbau einer professionell arbeitenden hauptamtlichen Stadtverwaltung notwendig. Thorbecke war erst der zweite etatmäßige Bürgermeister Singens. In dieser Funktion musste er aktuelle Probleme lösen wie den weiteren Ausbau des Verkehrsknotenpunktes, die Stärkung der städtischen Verkehrs- und Bildungsinfrastruktur. Genauso stand die Beschaffung von Wohnraum an vorderer Stelle auf der Prioritätenliste des Bürgermeisters. Stehen derartige Prozesse beispielhaft auch für andere Orte im Zeitalter der Industrialisierung, so sah sich Singen in dem schon bald nach Amtsantritt Thorbeckes ausgebrochenen Ersten Weltkrieg einer Reihe von Besonderheiten ausgesetzt. Hierzu gehörte die bemerkenswerte Kriegskonjunktur durch die zahlreichen Aufträge des Eisen- und Stahlunternehmens Georg Fischer AG wie auch die Rolle der Stadt als Austauschpunkt von Zivilinternierten und Kriegsgefangenen zwischen dem Reich einerseits sowie Frankreich und Italien andererseits. Insgesamt hatte der Bürgermeister während der Jahre 1914 bis 1919 bis zu 150.000 Personen zumindest kurzzeitig in Singen unterzubringen; zudem wurde die Stadt Lazarettstadt, was dazu führte, dass zeitweilig auch Ferdinand Sauerbruch bzw. dessen Schüler in Singen praktizierten.

Eine letzte Besonderheit der Entwicklung ist schließlich die Tatsache, dass es Thorbecke gelungen war, während des Weltkrieges Unruhen zu vermeiden. Die schon über Jahre bewährte Zusammenarbeit zwischen Liberalen und Sozialdemokraten im Gemeinderat und bemerkenswerter Weise auch auf Landesebene hat schließlich dazu beigetragen, dass der Übergang von der Monarchie zur Republik in Singen vollständig friedlich verlief.

Nach dem Blick auf den Parteipolitiker Paul Thorbecke, dessen Wirken in das ausgehende Kaiserreich und in die Zeit des Ersten Weltkrieges fällt, soll im Folgenden mit Ludwig Seiterich ein Verwaltungsfachmann der ersten zweieinhalb Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg kurz portraitiert werden. Auch hier soll herausgearbeitet werden, inwieweit der Lebenslauf Seiterichs gleichsam den Schlüssel darstellt, der weitere Themenfelder eröffnet.

Seiterich war in den Jahren 1949 bis 1954 Landrat des Kreises Waldshut und anschließend für 14 weitere Jahre Landrat des Kreises Konstanz (vgl. Kitzing 2016c; Götz 1968). Auf den ersten Blick erscheint die Biographie eines Verwaltungsbeamten wie auch Verwaltungsgeschichte insgesamt eher trocken, besonders dann, wenn es sich um Verwaltung auf der untersten Ebene handelt. Tatsächlich aber ergibt sich aus dem Wirken Seiterichs in Waldshut und Konstanz ein überaus anschauliches Bild des politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandels der Bundesrepublik zwischen dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Anfang der 1970er Jahre. Die Beschäftigung mit Seiterich wird dabei erleichtert, denn der Landrat führte täglich eine durchaus launige Dienstchronik, in der er seine Arbeit kommentierte und auch mit Kritik an vorgesetzten Beamten und Politikern nicht sparte. Zugleich drückte Seiterich in dieser Chronik aus, dass für ihn die Verwaltungsarbeit auf der unteren Ebene persönliche Leidenschaft bedeutete und er bewusst auf eine Karriere als Landtagsabgeordneter, eventuell sogar Landesminister verzichtete.

In Waldshut hatte Seiterich sich mit der Eingliederung der Heimatvertriebenen auseinanderzusetzen. Die Schwierigkeit des Landrates bestand tatsächlich darin, dass er erst am Vormittag telefonisch über das Eintreffen von Sowjetzonenflüchtlingen unterrichtet wurde, die bereits nachmittags in den ehemaligen Waldshuter Lonza-Werken unterzubringen waren. Wie konnte ein Landrat damals derartige Probleme lösen, welche Möglichkeiten hatte er außerdem, den als strukturschwach anzusehenden Kreis Waldshut wirtschaftlich nach vorne zu bringen?

Anhand der Konstanzer Jahre Seiterichs lässt sich verdeutlichen, wie stark sich die bundesrepublikanische Gesellschaft der 1950er Jahre im Aufbruch befand. Besonders augenscheinlich wird dies an den zahlreichen Neubauten von Schulen und Sportstätten, die der Landrat jährlich einweihen konnte. Höhepunkt der Bestrebungen im Bildungswesen im Kreis Konstanz bildete freilich die Universitätsgründung in der Kreishauptstadt. Landrat Seiterich war sogar der erste, der von Ministerpräsident Kurt-Georg Kiesinger auf einer Bauernversammlung in Singen mittels eines handgeschriebenen Zettels über die geplante Neugründung informiert wurde. Beim Blick auf die Biographie Seiterichs wird jedoch auch deutlich, wie sehr die gesamten 1960er Jahre von der Überzeugung durchdrungen waren, dass gerade im wirtschaftlichen Bereich sämtliche weiteren Entwicklungen vorausplanbar waren. Hierfür steht das Engagement des Landrates in der Planungsgemeinschaft Bodensee-Hegau, die sich darum bemühte, die wirtschaftlichen Strukturen der Region zu stärken. Doch wird auch deutlich, wie maßlos manche Planungen waren, gegen die der Landrat, zum Glück mit Erfolg, ankämpfte. Zu diesen

überzogenen Planungen gehörte eine Kanalisation des Hochrheins von Basel bis zum Bodensee, wobei auch noch über einen Kanal durch Oberschwaben zur Donau nach Ulm nachgedacht wurde. Ein anderes, glücklicherweise ebenfalls nicht verwirklichtes Projekt war eine Brücke über den Bodensee oder ein Tunnel unter dem Bodensee hindurch zwischen Meersburg und Konstanz.

Umso mehr erkannte Landrat Seiterich schon die negativen Folgen, die auf eine Gesellschaft zukamen, die im Aufbruch war und auf Aspekte des Umweltschutzes wenig Rücksicht nahm. Landrat Seiterich gehörte in Baden-Württemberg zu den frühen Vorkämpfern des Umweltschutzes. Mit großem Einsatz bemühte er sich auch grenzübergreifend um den Bau von Kläranlagen, während zur gleichen Zeit die Stadt Konstanz ihre Abwässer noch immer ungeklärt in den Bodensee leitete und sich der Konstanzer Bürgermeister im Landtag über das Überhandnehmen von Blaualgen im See wunderte. Neben dem Bau von Kläranlagen hat Seiterich sich für die Ausweisung von Natur- und Landschaftsschutzgebieten am Ufer des Bodensees stark gemacht und ist hierfür auch über den lokalen Rahmen, so durch die Universität Bonn, als Pionier des Umweltschutzes gewürdigt worden. Im politischen Tagesgeschäft war das Eintreten für Belange des Naturschutzes in den 1960er Jahren jedoch oftmals unpopulär. So sah sich der Landrat immer wieder dazu genötigt, sein Vorgehen auf Bürgerversammlungen zu rechtfertigen. In einem Fall konnte er, zumindest nach seiner eigenen Schilderung, dankbar sein, dass die Versammlung nicht in handgreiflichen Auseinandersetzungen endete. Gleichzeitig sah er sich mit dem bemerkenswerten Argument konfrontiert, beim Naturschutz handle es sich um eine Erfindung der Nationalsozialisten.

Gerade im Bereich des Naturschutzes war Seiterich darauf angewiesen, entsprechende Maßnahmen nicht isoliert nur in seinem Kreis durchzuführen, sondern vielmehr die Zusammenarbeit mit den anderen Landräten aus Baden-Württemberg und Bayern zu suchen, aber auch die Nachbarn aus Österreich und der Schweiz in seine Initiativen einzubinden. So war das gesamte Handeln Seiterichs durch zahlreiche Bemühungen um Kooperation mit den jeweils zuständigen Stellen in den Kantonen Schaffhausen, Thurgau, beide Appenzell und St. Gallen sowie in Vorarlberg geprägt. Dabei wurde schon zu Zeiten Seiterichs der Grundstein für die Zusammenarbeit der Bodenseeanrainerstaaten in der heutigen Euregio Bodensee gelegt. Ähnlich wie Ludwig Seiterich die Kooperation mit Stellen in Österreich und der Schweiz gesucht hat, war es das Verdienst des Freiburger Regierungspräsidenten Hermann Person (1914-2005) (Kitzing 2007), in den 1960er und 1970er Jahren eine „kleine Außenpolitik“ begründet zu haben. Ohne Kenntnis von Bonner Stellen hatte der Freiburger Regierungspräsident 1968 Verantwortliche der unteren und mittleren Verwaltungsebene aus den nordwestlichen Schweizer Kantonen und aus dem Elsass nach Schloss Bürgeln im Markgräfler Land eingeladen, um Kooperationsmöglichkeiten zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz, gerade auf kulturellem Gebiet, auszuloten. Das Treffen auf Schloss Bürgeln stand schließlich am Beginn der heutigen Regio Trirhena. Die Biographien Person und Seiterich zeigen also auf, wie aus der Landespolitik und der Landesgeschichte heraus eine Brücke zu Fragen der internationalen Politik bzw. Geschichte der internationalen Beziehungen geschlagen werden kann.

Innerhalb der *Baden-Württembergischen Biographien* bietet sich schließlich der Heilbronner Oberbürgermeister Paul Meyle (1900-1977) (Kitzing 2016b; Schrenk 2017) als Vergleich zu Ludwig Seiterich an. Meyle war von 1945 bis 1946 und schließ-

lich von 1948 bis 1967 Bürger- bzw. Oberbürgermeister der Stadt Heilbronn. Außerdem war Meyle von 1964 bis 1968 Mitglied des Stuttgarter Landtages, in dem er wiederum den Vorsitz im Verwaltungsausschuss innehatte und zugleich stellvertretender FDP-Fraktionsvorsitzender war.

Steht der Lebenslauf Seiterichs für den politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel in einer peripheren Region bzw. sogar, was den Kreis Waldshut betrifft, in einem Notstandsgebiet, so lässt sich dieser Transformationsprozess am Lebenslauf Meyles für die industrielle Verdichtungszone am unteren Neckar nachvollziehen. Das im Krieg zu fast 80 Prozent zerstörte Heilbronn erlebte einen rasanten Wiederaufbau und stieg bis zum Ende der Amtszeit Meyles bis zur Großstadt auf. Damit verbunden waren freilich zahlreiche Diskussionen über die Art und Weise des Wiederaufbaus und über die jetzige Gestaltung des Stadtbildes, ein Thema, über das in der Region Heilbronn die Meinungen bis heute auseinandergehen. Die Wandlungsprozesse der 1950er und 1960er Jahre lassen sich anhand des Wirkens des Heilbronner Oberbürgermeisters aber auch deshalb anschaulich beschreiben, weil Heilbronn trotz aller industrieller Prägung doch sehr eng mit der Landwirtschaft verbunden war. So spielte und spielt bis heute der Weinbau in der Stadt eine wichtige Rolle. Außerdem verfügt Heilbronn mit dem Kraichgau im Westen und Hohenlohe im Osten über ein doch stark agrarisch geprägtes Umfeld. Eine Untersuchung der gesellschaftlichen Wandlungsprozesse in Heilbronn lohnt aber auch deshalb, da die Stadt zunächst Sitz einer amerikanischen Kreismilitärregierung und schließlich einer amerikanischen Garnison war. Mehr als einmal musste der Oberbürgermeister die Erfahrung machen, dass das Verhältnis zu den Amerikanern nicht konfliktfrei war. Andererseits beförderte die amerikanische Garnison natürlich auch den Austausch zwischen Deutschen und Amerikanern einschließlich mehrwöchiger USA-Besuche von Oberbürgermeister und Stadtverwaltung in den 1960er Jahren. Auch die Ansiedlung einer Ingenieursschule Ende der 1950er Jahre, aus der letztlich die Hochschule Heilbronn hervorgegangen ist, hat Einfluss auf das geistige Klima der Stadt genommen.

Dennoch lässt sich festhalten, dass zahlreiche Städte durch einen rasanten Wiederaufbau, das Vorhandensein einer amerikanischen Garnison oder auch einer Hochschule oder Universität geprägt wurden. Die Biographie Meyles steht jedoch für Besonderheiten, die es damals nur in Heilbronn oder zumindest nicht in allzu vielen Städten oder Großstädten der Bundesrepublik gab. So bekannte sich Meyle schon sehr früh zur Verantwortung der Deutschen im Umgang mit der Vergangenheit. Vor allem hat er den Kontakt mit ehemaligen jüdischen Mitbürgern gepflegt, die zum Jahreswechsel regelmäßig vom Oberbürgermeister angeschrieben und über Entwicklungen in ihrer alten Heimat informiert wurden. In gleicher Weise hat sich Meyle um die Durchführung von Besuchsprogrammen für jüdische Opfer des Nationalsozialismus in ihre Heimat eingesetzt. Schließlich hat der Oberbürgermeister schon am Beginn der 1960er Jahre den Publizisten Hans Franke (1893-1964) damit beauftragt, eine Geschichte der Juden in Heilbronn zu verfassen. Freilich stehen in der Publikation Frankes (Franke 1963) die an den Juden verübten Verbrechen in der Zeit der NS-Diktatur im Mittelpunkt, dieses wird jedoch eingebettet in eine Darstellung der jüdischen Geschichte Heilbronns seit dem Mittelalter. Damit hatten Meyle und Franke einen Beitrag zur Auseinandersetzung ihrer Stadt mit der NS-Vergangenheit bereits am Beginn der 1960er Jahre geleistet, womit sie der Entwicklung in anderen Städten auf diesem Gebiet um Jahrzehnte voraus griffen.

Auch in anderer Hinsicht hat Meyle weit über Heilbronn hinausgewirkt. Dazu gehört das Engagement im Stuttgarter Landtag. Obwohl Meyle dem Parlament nur vier Jahre angehörte, hat er hier als stellvertretender Fraktions- und als Ausschussvorsitzender eine Vielzahl von Initiativen ergriffen, sodass es leicht möglich wäre, anhand seines Beispiels Arbeitsweise und Selbstverständnis eines Landesparlamentariers in den 1960er Jahren darzulegen.

Ähnlich wie Seiterich hat schließlich auch Meyle sich auch auf internationalem Parkett bewegt, sodass mit seiner Biographie der Sprung von der Landesgeschichte zur Geschichte der internationalen Beziehungen vollzogen werden kann: Am Beginn der 1950er Jahre hat Meyle an einer Konferenz von Oberbürgermeistern aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz teilgenommen, in deren Rahmen nach Wegen für ein neues Miteinander nach dem Zweiten Weltkrieges gesucht wurde. Der Verlauf der Konferenz lässt erkennen, wie schwer es gerade den deutschen Oberbürgermeistern fiel, Worte für die deutsche Schuld zu finden, jedoch wurde die Konferenz auch zu einem Ausgangspunkt für Städtepartnerschaften der Nachkriegszeit. Nicht zu Unrecht konnte die Presse von einem „Locarno der Oberbürgermeister“ (*Neckar-Echo* vom 14.9.1951) sprechen.

4. Zusammenfassung und Bilanz

Am Beispiel der hier gerade vorgestellten Persönlichkeiten aus dem Bereich Kommunalpolitik und Verwaltung sollte deutlich geworden sein, wie sich mit Hilfe eines Lebenslaufes gerade auch einer Persönlichkeit, die einem breiten Publikum zunächst nicht bekannt ist, eine Vielzahl von Blickwinkeln auf unterschiedlichste Themenkomplexe, nicht nur der südwestdeutschen, sondern der deutschen Geschichte ergeben können. Durch die Kontextualisierung der jeweiligen Person in den *Baden-Württembergischen Biographien* (bzw. in den Vorgängerreihen *Badische Biographie NF* und *Württembergische Biographien*) ergibt sich die Möglichkeit, zahlreiche Fragestellungen zu erschließen. So konnte am Lebenslauf Thorbeckes aufgezeigt werden, wie dessen Tätigkeit als Generalsekretär Einblick in die Organisationsgeschichte der politischen Parteien gewährte, zu einem Zeitpunkt als diese den Transformationsprozess von Honoratiorenzirkeln zu professionell aufgebauten Organisationen mit allmählich expandierenden Verwaltungsapparat durchliefen. Zugleich ließen sich anhand der Arbeit Thorbeckes zentrale Aussagen zur Kulturgeschichte des Politikbetriebs um 1910 treffen. Die Korrespondenz des Generalsekretärs zeigte deutlich auf, über welche finanzielle Basis die Parteien damals verfügten und auf welche Weise mit der Wählerschaft kommuniziert bzw. diese „bearbeitet“ wurde.

Während sich in der Arbeit Thorbeckes als Singener Bürgermeister die Geschichte der Industrialisierung sozusagen im Miniaturformat widerspiegelt, steht das Wirken von Paul Meyle und Ludwig Seiterich exemplarisch für die rasanten gesellschaftlichen Veränderungsprozesse zwischen dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Ausgang der 1960er Jahre. Im Grunde mussten sich Oberbürgermeister und Landrat mit sämtlichen politischen und sozialen Themen, die die breite Masse bewegte, auseinandersetzen. So musste die Aufnahme der Heimatvertriebenen genauso bewerkstelligt werden wie der Wiederaufbau der zerstörten Städte. Die Biographien Meyle und Seiterich lassen aber auch die Dynamik des wirtschaftlichen Aufschwunges und der damit verbundenen Folgekosten (Umweltprobleme) erkennen. Im Übrigen geben beide Biographien den Anstoß, den Blick auf andere Zeitgenossen auszuweiten. Im Falle von Paul Meyle

ist dies der Pressefotograph Hermann Eisenmenger (*Heilbronner Stimme*), der in seinen Bildern die Veränderungen in Heilbronn und seiner Gesellschaft zwischen dem Ausgang der 1940er Jahre und der Jahrtausendwende dokumentierte. Anhand der Biographie Eisenmenger lässt sich auch die Professionalisierung des Berufs Pressefotograph im Laufe der Jahrzehnte aufzeigen (Kitzing 2016a). Von Paul Meyle ist es nur ein kurzer Schritt zu Hans Franke, der die Geschichte der Heilbronner Juden im Auftrage des Oberbürgermeisters verfasste – und schon steht der Leser mitten im Thema „Auseinandersetzung der deutschen Gesellschaft mit der NS-Vergangenheit“.

Überraschend ist schließlich, wie anhand aller vorgestellten Lebensläufe eine Perspektive von der kommunalen Geschichte zumindest zu einzelnen Aspekten der internationalen Politik vollzogen werden kann: So war Thorbecke während des Ersten Weltkrieges für die konkrete Durchführung des Gefangenenaustausches (Zivilinternierte und Invaliden) zwischen dem Reich und Frankreich und Italien mit zuständig, während Seiterich Probleme des Umwelt- und Landschaftsschutzes am den Bodensee konsequenter Weise nur im Zusammenspiel mit Österreich und der Schweiz lösen konnte, sodass der Konstanzer Landrat eine Vorreiterrolle bei der Gründung der Euregio Bodensee für sich beanspruchen darf. Am stärksten im Bereich der internationalen Beziehungen hat sich sicherlich Paul Meyle engagiert durch seine Teilnahme an Oberbürgermeisterkonferenzen mit französischen und Schweizer Städten wie auch durch den intensiven Austausch mit Vertretern der amerikanischen Garnison. Gerade diese letzten Facetten wie die Geschichte der Euregio Bodensee harren vielfach einer historischen Aufarbeitung. Genau hierfür wollen die Reihen *Badische Biographien NF*, *Württembergische* und *Baden-Württembergische Biographien* Impulsgeber sein.

LITERATUR

- Alt-Preußische Biographie (1941/1974-2014), Herausgegeben im Auftrag der Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Marburg an der Lahn.
- Badische Biographien (1875-1935), herausgegeben von Friedrich v. Weech. Teil 1-4. Karlsruhe 1875-1891; Teil 5, herausgegeben im Auftrag der Badischen Historischen Kommission von Friedrich v. Weech und Albert Krieger. Heidelberg 1906; Teil 6, herausgegeben im Auftrag der Badischen Historischen Kommission von Albert Krieger und Karl Obser. Heidelberg 1935.
- Badische Biographien Neue Folge (1982-2011), herausgegeben im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg von Bernd Ottnad und Fred Ludwig Sepaintner. 6 Bde., Stuttgart.
- Baden-Württembergische Biographien (1982-2016), herausgegeben im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg von Bernd Ottnad und Fred Ludwig Sepaintner, (bisher) 6 Bde., Stuttgart.
- Bosl, Karl (1970): Der Mensch in seinem Lande. Stand, Aufgaben und Probleme der südostdeutschen Landesgeschichte, in: Rheinische Vierteljahrsblätter, 34, 111-129.
- Engelsing, Tobias (Hg.) (2014): Die Grenze im Krieg: der Erste Weltkrieg am Bodensee; Sonderausstellung 2014, Rosgartenmuseum Konstanz; anlässlich der Sonderausstellung zur Erinnerung an den Beginn des Ersten Weltkriegs vor 100 Jahren; Rosgartenmuseum Konstanz, 18. Juli bis 30. Dezember 2014, Konstanz.
- Fenner, Achim (2016): Keller, Josef, 1887-1981, Konditormeister, „Erfinder“ der Schwarzwälder Kirschtorte, in: Baden-Württembergische Biographien, 6, 238-240.
- Franke, Hans (1963): Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn: Vom Mittelalter bis zur Zeit der nationalsozialistischen Verfolgungen (1510-1945), Heilbronn.

- Götz, Franz (1968): Kreiskommunales Geschehen, Landkreis Konstanz: 1954-1968: Ein Bericht, Konstanz.
- Kitzing, Michael (2007): Person, Hermann: MdL CDU, Regierungspräsident, in: Baden-Württembergische Biographien, 4, 256-259.
- Kitzing, Michael (2011a): Thorbecke, Paul, Rechtsanwalt, Generalsekretär der Badischen Nationalliberalen Partei, Bürgermeister, in: Badische Biographien Neue Folge 6, 400-403.
- Kitzing, Michael (2011b): Paul Thorbecke: (1882-1928); Parteimanager, Wahlkampfstrategie und Bürgermeister im Zeitalter von Wilhelminismus, Weltkrieg und Revolution, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung, 23, 165-187.
- Kitzing, Michael (2011c): Schmid, Hermann, Handelsgärtner, MdR u. MdL-Nationalliberale Partei, in: Badische Biographien Neue Folge, 6, 341-344.
- Kitzing, Michael (2016a): Eisenmenger, Hermann, Pressefotograf, in: Baden-Württembergische, 6, 85-87.
- Kitzing, Michael (2016b): Meyle, Paul, Oberbürgermeister, MdL-FDP, in: Baden-Württembergische Biographien, 6, 348-351.
- Kitzing, Michael (2016c): Seiterich, Karl Ludwig Wilhelm, Jurist, Landrat, in: Baden-Württembergische Biographien, 6, 461-464.
- Kitzing, Michael (2017): Heimat als Ort der historischen Bewusstseinswerdung, <https://www.philosophie.ch/philosophie/highlights/nachdenken-ueber-heimat/heimat-als-ort-der-historischen-bewusstseinswerdung-oder-geschichte-erleben-und-verstehen-am-heimatlichen-bezug> (besucht am 11.12.2017).
- Köllmann, Wolfgang (1975): Zur Bedeutung der Regionalgeschichte im Rahmen struktur- und sozialgeschichtlicher Konzeptionen, in: Archiv für Sozialgeschichte, 15, 43-50.
- Marti, Susan (Hg.) (2016): Söldner, Bilderstürmer, Totentänzer: mit Niklaus Manuel durch die Zeit der Reformation / Bernisches Historisches Museum, Zürich.
- Meier, Christian (1989): Die Faszination des Biographischen, in: Frank Niess (Hg.): Interesse an der Geschichte. Frankfurt am Main, 100-111.
- Menschen im Krieg 1914-1918 am Oberrhein (2014): [Ausstellungskatalog] für das Landesarchiv Baden-Württemberg und die Archives Départementales du Haut-Rhin, hrsg. von Rainier Brünning und Laëtitia Brasseur-Wild. [Mitarb. Laëtitia Brasseur-Wild ...]. – Deutschsprachige Ausgabe, Stuttgart.
- Neue deutsche Biographie (1953-2016), herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, bisher 26 Bde. Berlin.
- Petri, Franz (1963): Sinn und Aufgabe der landeskundlichen und ortsgeschichtlichen Forschung, in: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, 1963, 46-67.
- Petry, Ludwig (1978): In Grenzen unbegrenzt. Möglichkeiten und Wege der geschichtlichen Landeskunde, in: Jahressgabe 1961, Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz 1961, 3-17
- Pyta, Wolfram (2009): Biographisches Arbeiten als Methode. Geschichtswissenschaft, in: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart/Weimar, 331-338.
- Recker, Marie-Luise (2010): Konrad Adenauer: Leben und Politik. München.
- Schieder, Wolfgang (2014): Regionalgeschichte als Problem. Ein Kommentar, in: Frank Konersmann und Joachim P. Heinz (Hg.): Landes-, Regional- und Mikrogeschichte. Perspektiven für die Pfalz und ihre Nachbargebiete, Speyer, 149-157.
- Schrenk, Christhard (Hg.) (2017): Die 1950er Jahre in Heilbronn: Erinnerungen, Erkenntnisse, Aktualität: Heilbronner Wissenspause 2016, Heilbronn.
- Siebler, Clemens (1996): Hug, Friedrich Karl, Geheimer Finanzrat, Zentrumspolitiker, MdL, MdR, in: Badische Biographien Neue Folge 4, 148-149.
- Württembergische Biographien (2006-2017), unter Einbeziehung hohenzollerischer Persönlichkeiten, herausgegeben im Auftrag der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg von Maria-Magdalena Rückert. 3 Bde., Stuttgart.

Württembergischer Nekrolog 1913 (1916)-1917 (1921); 1918/1919-1920/1921 (1928), herausgegeben im Auftrag des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins, Stuttgart.

Zusammenfassung

Die Landesgeschichte möchte eine Vielzahl von Fragestellungen und Methoden bei der Untersuchung eines umgrenzten geographischen Raumes miteinander kombinieren. Zugleich ist die Darstellungsform der Biographie besonders anschaulich und lebendig. Die hier vorgestellten biographischen Reihen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg verbinden nun beide Ansätze. Anhand ausgewählter Lebensläufe dieser Reihen lassen sich eine Vielzahl politischer und gesellschaftlicher Entwicklungen (Südwest-)Deutschlands im 20. Jahrhundert exemplarisch aufzeigen.

Literaturbesprechung

Johanna Gehmacher, Klara Löffler (Hg.): Storylines and Blackboxes. Autobiographie und Zeugenschaft in der Nachgeschichte von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg, Wien: new academic press 2017 (Beiträge des VWI zur Holocaustforschung, Band 4, hg. vom Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien), 260 Seiten, 22,00 €.

Der Sammelband geht auf einen Workshop zurück, der im Mai 2014 vom Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien (VWI) unter dem gleichnamigen Haupttitel durchgeführt wurde. Anders als der Workshop, bei dem es laut Untertitel um auto/biographische Erzählungen über Gewalterfahrungen im Kontext des Zweiten Weltkrieges gehen sollte, stellt die Publikation nur eine Auswahl der gehaltenen Beiträge vor und ordnet sie neu unter drei Hauptkapiteln. Unter der Rubrik „Erfragte Erinnerungen“ stehen Befragungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen im Zentrum, also Erzählungen, die im direkten Gegenüber und in der persönlichen Interaktion entstanden sind; das Kapitel „Berichten, Erzählen, Darstellen“ widmet sich den stärker literarisch verdichteten Formen von Erinnerungen, und unter dem Titel „Vermittlungen, Vernutzungen“ werden drei ganz unterschiedliche Texte nebeneinander gestellt, die sich einerseits erneut mit der Darstellungsmöglichkeit von Gewalt, andererseits mit den didaktischen Anforderungen an Zeitzeugenvideos befassen bis hin zu einer grundsätzlichen Problematisierung der Figur des „Zeitzeugen“ im Erinnerungsdiskurs. Die Frage, wie das Verhältnis zwischen Autobiographie und Zeugenschaft beschaffen ist, wenn es um die Erfahrung und das Erzählen von Gewalt im Zusammenhang mit Shoah und Zweitem Weltkrieg geht, hält die verschiedenen Beiträge zusammen. Um es vorweg zu sagen: Die editorische Arbeit an diesem Sammelband scheint beachtlich, und die Wechselbewegung aus Workshopkonzeption, Sichtung der Beiträge, Reflexion der eigenen Thesen im Spiegel der eingereichten Beiträge sowie die überlegte Auswahl und Anordnung der Aufsätze sind deutlich spürbar. Hervorzuheben ist auch das überaus sorgfältige Lektorat, das die Texte durchweg flüssig lesbar macht.

Der Workshop wie auch der Band verfolgt(e) den Anspruch, literatur-, kultur- und geschichtswissenschaftliche Forschungsperspektiven auf die biographischen Erzählungen und den gesellschaftlichen Umgang damit in einen produktiven Austausch zu bringen. Dafür schlagen die Herausgeberinnen, Johanna Gehmacher und Klara Löffler, vor, über-disziplinär nach „Formen“ von „Erzählungen“ in spezifischen „Konstellationen“ zu fragen, um damit einerseits die Differenz von Autobiographie und Zeugenbericht zu markieren und andererseits deutlich machen zu können, dass historische Konstellationen ebenso wie die Gewalterfahrung selbst die Erzählung zwischen den Formen Lebensgeschichte und Zeugnisbericht changieren lassen. Diese Reflexionsebene und der interdisziplinäre Blick auf den jeweiligen Gegenstand werden zum Teil in einzelnen Beiträgen berücksichtigt, vor allem aber durch die Auswahl, Anordnung und Gewichtung durch die Herausgeberinnen eingefordert und nicht zuletzt durch eine ausgezeichnete Einleitung in den Sammelband ermöglicht. Gehmacher und Löffler vermuten, dass „die abgefragten, archivierten, vielfach medialisierten Erzählungen zur Gänze in den Gebrauch der Gesellschaften über[gehen]“ und „damit immer mehr als Zeugnisse essenzialisiert werden und dass demgegenüber immer mehr das Be-

wusstsein zurücktritt, dass es sich hier um autobiographische Texte und Bilder handelt, die von jeweils unterschiedlichen, im Verlauf der Lebensgeschichte variierenden Perspektivierungen bestimmt sind“ (21).

Dass in dieses kulturelle Gedächtnis der Gesellschaften nicht nur ganz überwiegend Erzählungen aus Opferperspektive eingehen, sondern sich auch die verschiedenen Forschungsstränge offenbar kaum mit Darstellungen ausgeübter Gewalt befassen, konstatieren die Herausgeberinnen im Hinblick auf ihren Call for Papers, der diese Fokussierung nicht erfragte, sondern mit einem weiter gefassten Begriff von Gewalterfahrung operierte, der auch ausgeübte Gewalt umfassen sollte. Sie deuten diesen Umstand vorsichtig als mögliche Wechselbeziehung zwischen den „Logiken von nationalen und transnationalen Archivierungsprojekten mit geschichtspolitischem und -didaktischem Auftrag“ (9) und der Ausrichtung wissenschaftlichen Interesses. Allerdings dominieren gerade im vorliegenden Band nicht die Forschungsarbeiten über archivierte Zeitzeugeninterviews, sondern mindestens gleichberechtigt stehen hier literarische und andere künstlerische Verarbeitungen von Gewalt. Dass auch dabei vor allem das Erlittene in den Blick genommen wird, entspricht zwar der noch immer aktuellen gesellschaftlichen Aufmerksamkeit, muss aber nicht einem geschichtspolitischen Mainstream folgen. Immerhin stellen ja gerade die selbstverfassten Erzählungen Akte der „Selbstermächtigung“ dar und entheben die Erzählerinnen und Erzähler damit ihres Opferstatus‘.

Diese Erzählbewegung der Selbstbehauptung ist selbst dort noch zu erkennen, wo kaum eine konsistente Geschichte entsteht, weil die Gewalterfahrung so massiv war, dass sie nicht erinnert oder zur Sprache gebracht werden kann; das macht bereits der allererste Beitrag des Bandes deutlich, in dem kein typischer Zeitzeuge und schon gar keine didaktisch passfähige Erzählung im Mittelpunkt steht, sondern ein extrem traumatisierter Mann, langjähriger Patient der Psychiatrie. Die Untersuchung von Sonja Knopp, die sich mit einer Studie zur Traumaforschung um den israelischen Psychiater Dori Laub befasst, zeigt nicht nur, welchen Anteil die Befragenden an der Entstehung der Lebensgeschichte haben, sondern dass traumatische Gewalterfahrungen für die Selbstkonstruktion offenbar unerzählbar bleiben müssen. Im zweiten Beitrag des Kapitels von Grete Rebstock, die sich mit dem Online-Archivbestand der russischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter der Freien Universität Berlin befasst, zeigt sich ein Schweigen, das vor allem aus der Nachgeschichte der Zwangsarbeit in den Gesellschaften der UdSSR zu deuten ist: als lange Zeit gültiges Tabu, über die eigenen Erfahrungen zu sprechen. Judith Kestler wiederum widmet sich mit den Erzählungen ehemaliger Seeleute der Handelsmarine einer ganz anderen Personengruppe und erfragt deren Umgang mit Gewalt im Zusammenhang mit Internierung durch die Alliierten. Hier entfaltet sich eine ganz eigene Sicht auf objektiv erfahrene Gewalt, die nicht auch subjektiv als solche empfunden werden muss. Vielmehr bekommt die Gewalterfahrung im Zusammenhang mit der Internierung für die Gesprächspartner „eine Art Scharnierfunktion in der Autobiographie [...], die ihr Vorkriegsleben als Jugendliche mit der erfolgreichen Laufbahn als Erwachsene in der Nachkriegszeit verbindet“ (83). Die Herausgeberinnen sehen in den so unterschiedlichen autobiographischen Entwürfen dennoch die bemerkenswerte Gemeinsamkeit, „dass Gewalterfahrungen dort ausgespart oder in Sinnkonstruktionen eingeordnet werden, wo es die Kontinuität individueller Souveränität zu betonen gilt“ (11).

Das zweite Kapitel umfasst fünf Beiträge, in denen die stärker die literarische Verarbeitung der eigenen Verfolgungsgeschichte im Zentrum steht. Die Aufsätze entstammen aber nicht ausschließlich dem Bereich der Sprach- und Literaturwissenschaften; die Betrachtung des Literarischen wird in allen Aufsätzen durch andere Quellen ergänzt oder kontrastiert. Insbesondere der historischen Kontextualisierung und Einordnung der Erzählungen kommt eine große Aufmerksamkeit zu. Vida Bakondy beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit dem fragmentarischen Familienalbum (vor allem auch deren Bildunterschriften) der ehemaligen Wiener Meisterschwimmerin „Fritzi“ Löwy und dem viele Jahre später mit ihr geführten lebensgeschichtlichen Interview im Rahmen des Oral-History-Projekts des Dokumentationsarchivs Österreichischer Widerstand. Die aufeinander bezogene Analyse beider Erinnerungs-Dokumente zeigt erneut, dass das Sprechen nicht immer eine adäquate Form der Darstellung von Gewalt- und Verlusterfahrungen ist. Arvi Sepp untersucht in seinem Aufsatz ebenfalls ein zunächst privates Dokument, das in den 1990er Jahren aber zu einem Schlüsseltext der Verfolgungserfahrung von Juden im Deutschen Reich geworden ist. Viktor Klemperers Tagebücher sind, so Sepp, Ausdruck von ineinander übergehender Selbstbehauptung und Selbstverpflichtung zum Zeugnisablegen bis hin zu einer „Hermeneutik der nationalsozialistischen Gewalt“ (127). Die „unauflösbare Interdependenz von Mikro- und Makrogeschichte“ (ebda), die sich in Klemperers Tagebüchern zeigt, wird auch im anschließenden Beitrag von Francisca Salomon verdeutlicht. In ihrem Vergleich zweier Romane von Aharon Appelfeld und Edgar Hilsenrath geht sie der „spezifische[n] Dimension des Raumes Transnistriens“ nach – Hilsenrath, geboren 1926, lebte seit 1938 mit seiner Mutter bei deren Eltern in der Bukowina, Appelfeld wurde 1932 bei Czernowitz geboren. Salomon fragt, wie die geschichtlichen Ereignisse und die literarische Verarbeitung der Deportationserfahrungen, der Verluste von Familien und der Verfolgung zusammenhängen und welche Bedeutung der „versunkene(n) Kulturlandschaft der Bukowina“ (130) in den Romanen für die Herausbildung jüdischer Identitätsmodelle zukommt. Auch in Brigitte Entners Beitrag geht es um das Zusammenspiel von Geschichte und Erinnerung; fokussiert wird aber vor allem die geschichtspolitische Dimension des öffentlichen Umgangs mit den lebensgeschichtlichen Erinnerungen der slowenischen Minderheit in Kärnten nach 1945. Auf der Grundlage von autobiographischen Texten und dem Roman *Engel des Vergessens* von Maja Haderlap beschreibt Entner den Umgang mit der Marginalisierung der Gewalterfahrungen während des Nationalsozialismus im Geflecht von Familiengeschichte, Generationen- und Diskursverschiebungen. Im letzten Beitrag des Kapitels arbeitet Bianca Pick „das Ressentiment als Bestandteil literarischer Distanzierung“ am Beispiel Jean Améry's, Ruth Klügers und Käthe Vordtriedes heraus. Dabei zeigt sich eine widersprüchliche Anforderung der Erzählerinnen und Erzähler an die eigene Erzählung, wenn sie als Opfer spezifischer Gewalt sprechen, aber nicht als passive Opfer über die konkrete Erfahrung hinaus sprechen wollen – die Herausgeberinnen formulieren diese grundsätzliche Spannung so: „Sie müssen zugleich die Souveränität des Individuums und seine existenzielle Ausgesetztheit thematisieren“ (15). Die Widerständigkeit gegen die von der Mehrheitsgesellschaft erwünschte Versöhnung stellt ein Mittel der Wiederherstellung von Würde dar, ein Thema, das viele der betrachteten autobiographischen Erinnerungen prägt.

Die thematische Klammer des dritten Kapitels beschreiben die Herausgeberinnen als Thematisierung der Medialisierung von lebensgeschichtlichen Erinnerungen. Die-

se Gemeinsamkeit erscheint etwas konstruiert, schmälert aber nicht den Wert der einzelnen Aufsätze. Der erste Beitrag von Anna Stemmann stellt das Medium Comic in den Mittelpunkt und diskutiert, welche Ausdrucksmöglichkeiten hier im Vergleich zu anderen Darstellungen gegeben sind. Interessant und abweichend vom bisherigen Fokus des Bandes gehören die Autoren der zweiten Generation an und verarbeiten die Gewaltgeschichte ihrer Väter, die sich in eigenen Gewalterfahrungen durch die Väter spiegeln. Diese Gleichzeitigkeit kann der Comic mit seinen spezifischen Stilmitteln der Rückblenden oder Gedankenblasen besonders gut bearbeiten. Während hier erneut eine künstlerische Gestaltung von Erinnerung betrachtet wird, beschäftigt sich Gerda Klingenberg mit den Anforderungen an die didaktische Bearbeitung großer Videoarchiv-Bestände. Am Beispiel des Projekts *Zeugen der Shoah*, das zum Ziel hatte, interaktives pädagogisches Material für eine Auswahl aus dem immensen Interviewfundus des Archivs zu entwickeln, zeichnet Klingenberg die grundsätzlichen Überlegungen nach, die diesen Arbeitsprozess geprägt haben, reflektiert Vorbehalte gegenüber einer didaktischen Bearbeitung und stellt die getroffenen Entscheidungen zur Diskussion, die es erlauben sollen, zentrale Erzählpassagen auch in stark gekürztem und gestaltetem Videomaterial zu erhalten. Nachdem die großen Interviewprojekte mit diesem Beitrag gezielt thematisiert sind, schließt der Band mit einem grundsätzlich kritischen Einwurf zu Zeitzeugen als Massenphänomen und zur Vernutzung der Zeitzeugen in den letzten Jahrzehnten. Jörg Skriebeleit zeichnet nach, welche Konjunkturen die lebensgeschichtlichen Berichte und Erzählungen seit 1945 von den Aufzeichnungen der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission in Polen über den Eichmann-Prozess und Lanzmanns Monumentalfilm *Shoah* hatten, und er beschreibt die Bewegung, die von der Oral-History-Forschung als Gegenerzählung und wissenschaftliche Methode ausging, sich aber darüber hinaus in die Massenmedien verselbständigt hat, wo heute weder Infotainment noch Geschichtsdokumentation ohne *Zeitzeugen* auskommt. Was folgt daraus? „Fast vergisst man beim Reden über die Rollen und den Funktionswandel der Zeitzeugin und des Zeitzeugen ein ganz fundamentales Faktum: Er oder sie ist vor allem Individuum. Und genau in dieser Perspektive sind Zeugnisse der Zeugen diskursanalytisch zu interpretieren und immer wieder neu zu dimensionieren“ (256). Der vorliegende Band trägt dazu für den aktuellen Stand der Forschung einen beachtlichen Teil bei.

Verena Haug

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

- Agnès Arp, Dr., Universitätsklinikum Jena, Institut für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Stoysstrasse 3, 07743 Jena
- Anne Baillot, Prof., Université du Mans. Faculté de Lettres, Langues et Sciences Humaines, Département d'allemand, Avenue Olivier Messiaen, F-72085 Le Mans Cedex 9
- Christoph Becker-Schaum, Dr., Zentrum für Zeithistorische Forschung, Am Neuen Markt 1, 14467 Potsdam
- Anna Busch, Dr., Theodor-Fontane-Archiv I Universität Potsdam, Villa Quandt, Große Weinmeisterstr. 46/47, 14469 Potsdam
- Felix Engel, Dr.-Ing., FernUniversität in Hagen, Fakultät Mathematik und Informatik, Lehrgebiet Multimedia- und Internetanwendungen, Universitätsstraße 1, 58097 Hagen
- André Epp, Dr., Pädagogische Hochschule Karlsruhe - University of Education, Institut für bildungswissenschaftliche Forschungsmethoden, Bismarckstraße 10, 76133 Karlsruhe
- Alexander Freund, Prof. Dr., The University of Winnipeg, German-Canadian Studies, 515 Portage Avenue, Winnipeg, Manitoba, Canada R3B 2E9
- Gabriele Fröschl, Dr., Österreichische Mediathek, Webgasse 2a, A-1060 Wien, Österreich
- Michael Gref, Fraunhofer-Institut für Intelligente Analyse- und Informationssysteme IAIS, Abteilung NetMedia, Schloss Birlinghoven, 53754 Sankt Augustin
- Lucas Hardt, Danziger Straße 137, 10407 Berlin
- Verena Haug, Dr., Evangelische Akademien in Deutschland e.V., Auguststraße 80, 10117 Berlin
- Matthias L. Hemmje, Prof. Dr.-Ing., FernUniversität in Hagen, Fakultät Mathematik und Informatik, Lehrgebiet Multimedia- und Internetanwendungen, Universitätsstraße 1, 58097 Hagen
- Michael Kitzing, Dr., Samlandstr. 31, 78224 Singen
- Joachim Köhler, Dr.-Ing., Fraunhofer-Institut für Intelligente Analyse- und Informationssysteme IAIS, Abteilung NetMedia, Schloss Birlinghoven, 53754 Sankt Augustin
- Mareike König, Dr., Deutsches Historisches Institut Paris, Institut historique allemand, 8 rue du Parc-Royal, F-75003 Paris
- Almut Leh, Dr., FernUniversität in Hagen, Institut für Geschichte und Biographie, Feithstr. 152, 58097 Hagen
- Eva Ochs, Dr., FernUniversität in Hagen, Institut für Geschichte und Biographie, Feithstr. 152, 58097 Hagen
- Cord Pagenstecher, Dr., Freie Universität Berlin, Center für Digitale Systeme (CeDiS), Ihnstraße 24, 14195 Berlin
- Isabelle-Christine Panreck, Dr., Institut für Politikwissenschaft, Thüringer Weg 9, 09126 Chemnitz
- Munir Salman, Dr.-Ing., Riemerschmid-Straße 15, 80933 München
- Felicitas Söhner, Dr., Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin, Universitätsstrasse 1, 40225 Düsseldorf

Anastasia Surkov, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Geschichtswissenschaften, Uter den Linden 6, 10099 Berlin

Roman Töppel, Dr., Schellingstraße 67, 80799 München

Loretta Walz, Biografische Dokumentationen, Kamper Weg 152, 40627 Düsseldorf

Florian Windhager, Donau-Universität Krems – Universität für Weiterbildung, Fakultät für Wirtschaft und Globalisierung, Zentrum für Kognition, Information und Management, Dr.-Karl-Dorrek-Straße 30, A-3500 Krems



Jürgen Friedrichs •
Jan Glatter

Gentrifizierung

Eine Einführung

Großstädte wie New York, London, Berlin und Hamburg verändern sich in rasendem Tempo – mit zum Teil verheerenden Auswirkungen für sozial Schwächere. Dieser Band beleuchtet Theorien, Phasenmodelle, Akteure und methodische Zugänge zur Gentrifizierung und veranschaulicht das Phänomen durch zahlreiche Fallstudien. Auch Zusammenhänge zwischen Gentrifizierung und Globalisierung sowie Strategien der Stadtpolitik werden diskutiert.

utb M

2018 • ca. 200 S. • Kart. • ca. 16,99 € (D), 17,50 € (A)
ISBN 978-3-8252-4349-4 • eISBN 978-3-8385-4349-9

www.utb-shop.de



Jürgen Friedrichs •
Jörg Blasius (Hrsg.)

Gentrifizierung in Köln

Soziale, ökonomische, funktionale und symbolische Aufwertungen

Der vorliegende Band enthält eine mehrdimensionale Analyse der Veränderung der Kölner Stadtviertel Mülheim und Deutz im Zeitraum 2005 bis 2015. Die AutorInnen untersuchen den Prozess dabei in seinen sozialen und ökonomischen Auswirkungen und zeigen die veränderte gewerbliche Nutzung durch Läden und Gastronomie und den symbolischen Wandel des Images der Stadtgebiete auf.

2016 • 186 S. • Kart. • 29,90 € (D), 30,80 € (A)
ISBN 978-3-8474-0564-1 • eISBN 978-3-8474-0957-1

www.shop.budrich.de



Die Netzbewegung

Subjektpositionen im politischen Diskurs der digitalen Gesellschaft

Verlag Barbara Budrich



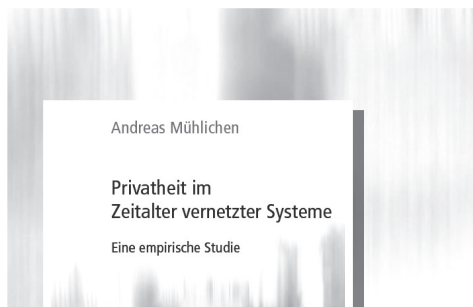
Kathrin Ganz

Die Netzbewegung

Subjektpositionen im politischen Diskurs der digitalen Gesellschaft

Die Netzbewegung setzt sich für Informationsfreiheit, Datenschutz und Netzneutralität ein, gegen Zensur und Überwachung, kurz: für ein freies Internet. Mit ihrer intersektionalen und hegemonietheoretischen Analyse zeigt die Autorin, wie die Forderungen der Netzbewegung und auch die Akteur_innen selbst gesellschaftlich verortet sind und geht der Frage nach, wie sich soziale Ungleichheit in den politischen Diskurs der digitalen Gesellschaft einschreibt.

2018 • 310 S. • Kart. • 38,00 € (D) • 39,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-2139-9 • eISBN 978-3-8474-1129-1



Andreas Mühlichen

Privatheit im Zeitalter vernetzter Systeme

Eine empirische Studie

Bonner Reihe der Empirischen Sozialforschung Band 2

Verlag Barbara Budrich



Andreas Mühlichen

Privatheit im Zeitalter vernetzter Systeme

Eine empirische Studie

Dieses Buch widmet sich theoretisch und empirisch dem Thema Privatheit. Es untersucht, was Privatheit eigentlich ist, inwiefern sich unser Verständnis davon durch die Digitalisierung verändert hat, warum wir sie gewahrt wissen wollen und sollten, warum wir jedoch gleichzeitig bereit sind, sie unter bestimmten Umständen aufzugeben und was die Konsequenzen davon sind.

2018 • 281 S. • Kart. • 36,00 € (D) • 37,10 € (A)
Bonner Reihe der Empirischen Sozialforschung, 2
ISBN 978-3-8474-2145-0 • eISBN 978-3-8474-1152-9

www.shop.budrich.de



Martin Fritz

Beschäftigungsregime im Vergleich

**Arbeitsqualität von Teilzeit-
beschäftigung in Deutschland,
Schweden und dem
Vereinigten Königreich**

2017 • 277 Seiten • Kart. • 36,00 € (D) • 37,10 € (A)

Bonner Reihe der Empirischen Sozialforschung, 1

ISBN 978-3-8474-2132-0 • eISBN 978-3-8474-1123-9

Brauchen wir mehr und bessere Teilzeitjobs? Ausgehend von der gesellschaftspolitischen Diskussion um eine Verringerung der Arbeitszeit thematisiert der Autor die Arbeitsqualität von Teilzeitbeschäftigten in Deutschland, Schweden und dem Vereinigten Königreich. Seine Analysen führen dabei nicht nur zu empirisch fundierten Zahlen und Fakten und zuverlässigen Ergebnissen. Durch die Integration familienpolitischer Aspekte entwickelt er zudem das Konzept der Beschäftigungsregime weiter und macht es für praktisches politisches Handeln fruchtbar.



www.shop.budrich.de



Michael Gockel (Hrsg.)

Rudolf Lehmann, ein bürgerlicher Historiker und Archivar am Rande der DDR

Tagebücher 1945–1964

Rudolf Lehmann (1891–1984), der führende Landeshistoriker der Niederlausitz, trug seit 1949 vom Landesarchiv Lübben aus als dessen Leiter durch seine archivischen Leistungen, seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen und seine wissenschaftsorganisatorischen Initiativen maßgeblich zur Wiederbelebung der brandenburgischen Landesgeschichtsforschung nach dem Zweiten Weltkrieg bei. Der bürgerliche Archivar und Historiker geriet dabei aber zunehmend in Konflikte mit dem SED-Staat um seine wissenschaftliche Freiheit und sah sich daher zuerst zum Rückzug vom Amt, später zur Übersiedlung in die Bundesrepublik gezwungen. Seine eindringlichen Tagebücher aus den Jahren 1945–1964 beleuchten darüber hinaus eindrucksvoll die Politik der frühen DDR zur gesellschaftlichen Durchsetzung der kommunistischen Diktatur.

Der editorische Sachkommentar und die Einleitung verhelfen zu einem vertieften Verständnis der Tagebucheinträge und ordnen ihre subjektiven Bekenntnisse in übergeordnete allgemein- und wissenschaftspolitische Zusammenhänge ein.

2018, 632 S., 9 s/w Fotos, geb.,
79,- €, 978-3-8305-3745-8

eBook PDF 79,- €, 978-3-8305-2234-8

(Veröffentlichungen des Brandenburgischen
Landeshauptarchivs, Bd. 70)

ISSN Print 2366-8601

ISSN Online 2366-861X

DER HERAUSGEBER

Dr. Michael Gockel, geb. 1937, studierte Geschichte und Latein in Frankfurt/Main. 1969 Promotion an der Universität Marburg. 1968–1970 Referendariat (Assessor des Archivwesens). 1970 Forschungsstipendiat am Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen. 1971–2002 Akademischer Rat/Oberrat am Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde in Marburg, Abteilung Forschungsstelle für geschichtliche Landeskunde Mitteldeutschlands.

AUS DEM INHALT

Klaus Neitmann: Zur Einführung. Rudolf Lehmanns archiv- und geschichtswissenschaftliche Forschung für Brandenburg 1945/49–1964. Vom Gelingen und Scheitern eines bürgerlichen Landesarchivars und Landeshistorikers in der frühen DDR | Michael Gockel: Vorbemerkung zur Edition | Zur Einrichtung der Edition | Danksagung | Tagebücher 1945–1964 | Anhang 1: Verzeichnis der in den Tagebüchern genannten Lektüre | Anhang 2: Bibliographie Rudolf Lehmanns | Personenregister

Berliner Wissenschafts-Verlag | Markgrafenstr. 12–14 | 10969 Berlin
Tel. 030 84 17 70-0 | Fax 030 84 17 70-21
www.bvw-verlag.de | bvw@bvw-verlag.de



Berliner
Wissenschafts-Verlag

Unsere Fachzeitschriften auf Budrich Journals



BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen

ISSN: 0933-5315

ISSN Online: 2196-243X

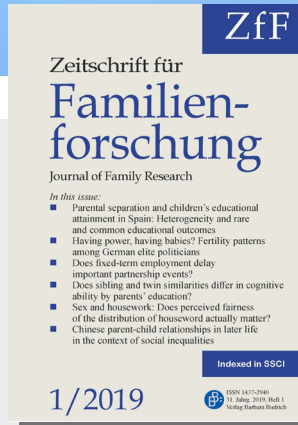
Jahrgang: 32. Jahrgang 2019

Erscheinungsweise: 2 x jährlich

Umfang: ca. 160 S. pro Heft

Sprache: Deutsch

Open Access: nach 24 Monaten



ZfF – Zeitschrift für Familienforschung / Journal of Family Research

ISSN: 1437-2940

ISSN Online: 2196-2154

Jahrgang: 31. Jahrgang 2019

Erscheinungsweise: 3 x jährlich

Umfang: ca. 120 S. pro Heft

Sprache: Deutsch, Englisch

Open Access: nach 24 Monaten



ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung

ISSN: 2196-2138

ISSN Online: 2196-2146

Jahrgang: 20. Jahrgang 2019

Erscheinungsweise: 2 x jährlich

Umfang: ca. 150 S. pro Heft

Sprache: Deutsch, Englisch

Open Access: nach 24 Monaten

- ✓ Einzelbeiträge im Download
- ✓ Print- und Online-Abonnements
- ✓ Online-Freischaltung über IP für Bibliotheken/Institutionen
- ✓ mit Open Access-Bereichen

www.budrich-journals.de